This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

600017749Y

Clemens Maria Hofbauer

und

seine Zeit.

Miniaturen zur Kirchengeschichte von 1780 bis 1820

von

Sebastian Brunner.

Wien, 1858.
Wilhelm Braumüller,
k. k. Hofbuchhändler.

210. c. 45.

Clemens Maria Hofbauer

und

seine Zeit.

Miniaturen zur Kirchengeschichte von 1780 bis 1820

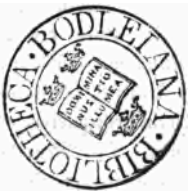
von

Sebastian Brunner.

Wien, 1858.
Wilhelm Braumüller,
k. k. Hofbuchhändler.

210. c. 45.

Druck von M. Auer.



Inhalt.

Seite

1. Allgemeine religiöse Zustände in Wien. Erzbischof Hohenwart. Friedrich Werner. Quellen für dieß Büchlein . 1
2. Hoffbauer's Jugend. Handwerk. Klosterbruck. Orientalist Jahn. Eremitenleben zu Mühlfrauen. Reise nach Wien. Pilgerfahrt nach Rom. Rückkehr zum Handwerk 13
3. Zweite Römerfahrt. Einsiedlerleben in Tivoli. Rückkehr nach Wien. Fortsetzung der Studien. Ferialreise von Wien nach Rom und Tivoli. Die Studienzeit. Bekanntschaft mit Hübel. Ende des philosophischen Cursus. Neue Wanderung mit Hübel nach Rom . . 22
4. Ankunft in Rom. Die Kirche S. Giuliano und die erste Morgenglocke. Der Redemptoristenorden. Aufnahme in denselben. Villa Caserta. Die Wege bei Sta. Maria maggiore. Hübel tritt auch in den Orden 29
5. Noviziat in Frosinone. Plan, den Orden nach Deutschland zu verpflanzen. Was man im Orden selbst hierüber denkt. Vorhersagung des heiligen Alphonsus . . 34
6. Priesterweihe in Veroli. Wanderung nach Oesterreich. Zustände daselbst. Was Ocken über die Klösterzerstörung spricht. Reise nach Polen 41
7. Zustände in Warschau. König Stanislaus Poniatowsky. Nuntius Saluzzo. Kirche St. Benno. Die erste Wohnung 46
8. Wirkungskreis und Zunahme der Congregation. Der weiße Adlerorden. Zeugniß des Cardinal-Nuntius Litta. Hoffbauer und das Urtheil der Welt. Aufnahme von gebürtigen Polen. Missionen in Curland. Sorge für die Armen 49

Seite

9. Umgestaltung der Kirche St. Benno. Die Kunst in der Kirche. Gottesdienst in St. Benno. Zulauf des Volkes. Das neue Convict daselbst. Rückblick auf Hoffbauer's Leben. P. Padgorsky 56
10. Bruderschaften. Festfeier. Theilnahme von Adel und Volk. Die verwahrloste Jugend. Frauenbündniß. Waisenmädchen. Preußische Ansichten. Unterricht für Protestanten 67
11. Unterricht für Juden. Der Talmud und die Rabbiner. Ueber Judenbekehrung. Ungerechte Urtheile über die Judenbekehrung im Allgemeinen 75
12. P. Hübel und sein Wirken in Warschau. Anekdoten über ihn. Ruf der Congregation in die Schweiz. Niederlassung auf Berg Tabor, zu Tryberg im Schwarzwald und zu Babenhausen. Verläumdungen und Anfeindungen . . 78
13. Anekdoten aus Hoffbauer's Wanderungen. Ansiedelung in Wallis 86
14. Rückkehr nach Warschau. Anklagen. Untersuchung und Rechtfertigung. Neue Verläumdungen. Citation der Vorsteher nach Berlin. Glänzende Rechtfertigung daselbst 91
15. Rastlose Thätigkeit der feindlichen Propaganda. Einzug der Franzosen in Warschau. Tod des P. Hübel. Großartige Theilnahme der Bewohner Warschau's beim Leichenzuge 94
16. Ein Schlag für die Congregation. Neue Versuche, den Orden aus Warschau zu vertreiben. P. Hoffbauer wird von einem Freunde über den Entschluß der neuen Regierung unterrichtet. Maßnahmen. Eine Judenverfolgung und ihre Ursachen 102
17. Der Act der Ausweisung. Werner als Beamter dabei. Sensation in Warschau 111
18. Die Patres als Gefangene in Küstrin. Ihre Behandlung daselbst. Stimmung des protestantischen Volkes in Küstrin. Entlassung aus Küstrin. Hoffbauers Wirksamkeit in Warschau 119

Seite

19. Hoffbauer in Wien. Anſtände und Haft. Sein Wirken daſelbſt. Projectirte Erziehungsanſtalt. Adam Müller. Klinkowſtröm 125
20. Hoffbauer wird Beichtvater bei den Urſulinerinnen in Wien. Wiener Zuſtände 1813. Die Studien. Die philoſophiſche Fakultät, ihre Lehrer und Präſides. Weintritt. Wilde. Wikoſch. Gruber. Anekdoten. Böhme 131
21. Wirkung auf die Erziehung der Jugend. Würde und Werth 139
22. Die theologiſche Facultät. Ruttenſtock. Ackermann. Zängerle. Ziegler. Dolliner. Kühnl. Verſchiedene Anekdoten. Prediger in Wien. Eine Predigt vor den Alliirten. Die Serviten. Sonſtige Zuſtände. Erzbiſchof Hohenwart und Werner 141
23. Ein Bild von der damaligen Jugenderziehung in Wien. Ein renommirtes Erziehungs-Inſtitut. Dramatiſche Schilderung deſſelben von Anton Paſſy 152
24. Hoffbauer wird Kloſterbeichtvater. Werner's Urtheil über ihn. Hoffbauer als Prediger und Beichtvater. Sein Urtheil über Frauen. Seine Mahlzeiten. Verſchiedene Anekdoten. Clemens Brentano. Veith. Literaturkränzchen in Wien 159
25. Werner's erſtes Auftreten in Wien. Der Wiener Congreß. Ein Brief Werner's an den Primas Dalberg. P. Antonin Franzoni. Napoleon um Mitternacht in der Auguſtinerkirche 176
26. Ein Prozeß mit dem Auguſtinerprior. Beendigung deſſelben durch den Erzherzog Rainer. P. Antonin's Rede nach Werner's Tode 183
27. Werner's Verhältniß zu Hoffbauer. Ein Beſuch beim kranken Werner. Eine Scene zwiſchen Werner und Hoffbauer in der Sacriſtei. Werner und der Frater Bonaventura als Bücherträger 187
28. Hoffbauer und der Methodiſt Wolf. Hoffbauer an einem grünen Donnerſtag in einer proteſtantiſchen Fa-

Seite

9. Umgestaltung der Kirche St. Benno. Die Kunst in der Kirche. Gottesdienst in St. Benno. Zulauf des Volkes. Das neue Convict daselbst. Rückblick auf Hoffbauer's Leben. P. Padgorsky 56
10. Bruderschaften. Festfeier. Theilnahme von Adel und Volk. Die verwahrloste Jugend. Frauenbündniß. Waisenmädchen. Preußische Ansichten. Unterricht für Protestanten 67
11. Unterricht für Juden. Der Talmud und die Rabbiner. Ueber Judenbekehrung. Ungerechte Urtheile über die Judenbekehrung im Allgemeinen 75
12. P. Hübel und sein Wirken in Warschau. Anekdoten über ihn. Ruf der Congregation in die Schweiz. Niederlassung auf Berg Tabor, zu Tryberg im Schwarzwald und zu Babenhausen. Verläumdungen und Anfeindungen . . 78
13. Anekdoten aus Hoffbauer's Wanderungen. Ansiedelung in Wallis 86
14. Rückkehr nach Warschau. Anklagen. Untersuchung und Rechtfertigung. Neue Verläumdungen. Citation der Vorsteher nach Berlin. Glänzende Rechtfertigung daselbst 91
15. Rastlose Thätigkeit der feindlichen Propaganda. Einzug der Franzosen in Warschau. Tod des P. Hübel. Großartige Theilnahme der Bewohner Warschau's beim Leichenzuge 94
16. Ein Schlag für die Congregation. Neue Versuche, den Orden aus Warschau zu vertreiben. P. Hoffbauer wird von einem Freunde über den Entschluß der neuen Regierung unterrichtet. Maßnahmen. Eine Judenverfolgung und ihre Ursachen 102
17. Der Act der Ausweisung. Werner als Beamter dabei. Sensation in Warschau 111
18. Die Patres als Gefangene in Küstrin. Ihre Behandlung daselbst. Stimmung des protestantischen Volkes in Küstrin. Entlassung aus Küstrin. Hoffbauers Wirksamkeit in Warschau 119

Seite

19. Hoffbauer in Wien. Anſtände und Haft. Sein Wirken daſelbſt. Projectirte Erziehungsanſtalt. Adam Müller. Klinkowſtröm 125
20. Hoffbauer wird Beichtvater bei den Urſulinerinnen in Wien. Wiener Zuſtände 1813. Die Studien. Die philoſophiſche Fakultät, ihre Lehrer und Präſides. Weintritt. Wilde. Wikoſch. Gruber. Anekdoten. Böhme 131
21. Wirkung auf die Erziehung der Jugend. Würde und Werth 139
22. Die theologiſche Facultät. Ruttenſtock. Ackermann. Zängerle. Ziegler. Dolliner. Kühnl. Verſchiedene Anekdoten. Prediger in Wien. Eine Predigt vor den Alliirten. Die Serviten. Sonſtige Zuſtände. Erzbiſchof Hohenwart und Werner 141
23. Ein Bild von der damaligen Jugenderziehung in Wien. Ein renommirtes Erziehungs-Inſtitut. Dramatiſche Schilderung deſſelben von Anton Paſſy 152
24. Hoffbauer wird Kloſterbeichtvater. Werner's Urtheil über ihn. Hoffbauer als Prediger und Beichtvater. Sein Urtheil über Frauen. Seine Mahlzeiten. Verſchiedene Anekdoten. Clemens Brentano. Veith. Literaturkränzchen in Wien 159
25. Werner's erſtes Auftreten in Wien. Der Wiener Congreß. Ein Brief Werner's an den Primas Dalberg. P. Antonin Franzoni. Napoleon um Mitternacht in der Auguſtinerkirche 176
26. Ein Prozeß mit dem Auguſtinerprior. Beendigung deſſelben durch den Erzherzog Rainer. P. Antonin's Rede nach Werner's Tode 183
27. Werner's Verhältniß zu Hoffbauer. Ein Beſuch beim kranken Werner. Eine Scene zwiſchen Werner und Hoffbauer in der Sacriſtei. Werner und der Frater Bonaventura als Bücherträger 187
28. Hoffbauer und der Methodiſt Wolf. Hoffbauer an einem grünen Donnerſtag in einer proteſtantiſchen Fa-

Seite

milie. Ein interessantes Mißverständniß, bezüglich der Censur. Werner auf dem Krankenlager. Fräulein und Klosterfrau. Der Engländer mit der Bibelgesellschaft und Fürst Metternich 192

29. Hoffbauer am Krankenbette. Seine Vorbereitung. Eine komische Szene in einer Vorstadt. Hoffbauer und die Armen. Ein Wort Newtons 200

30. Die Congregation in der Bulgarei. Missionen daselbst 204

31. Hoffbauer vor das damalige Wiener Consistorium gefordert. Sein merkwürdiges Benehmen daselbst . . . 208

32. Hausuntersuchung und Fahndung auf Papiere bei P. Hoffbauer. Es findet sich Nichts. Günstige Wendung aus der schlechten Intention 215

33. Verschiedene Begebenheiten aus Hoffbauers Leben, wie sie seine Freunde gesammelt haben 221

34. Verschiedenes aus dem Leben Hoffbauers, nach der Erzählung eines seiner noch lebenden Freunde und des Herrn Johann Passy 229

35. Erfüllung des letzten Wunsches. P. Hoffbauers letzte Krankheit und sein Tod. Die Umstände bei demselben 236

36. P. Hoffbauer's Begräbniß 243

37. Graf Carl von Coudenhove 250

38. Anton und Georg Passy 256

39. Statistische Uebersicht des gegenwärtigen Bestandes der cisalpinischen von P. Hoffbauer gegründeten Congregation des allerheiligsten Erlösers 266

40. Bericht des H. H. Canonicus Doctor der Theologie und Medizin J. E. Veith über P. Hoffbauer . . . 267

Anhang.

Werner's Klage um seinen hochseligen Oberhirten und Wohlthäter 281

Clemens Maria Hoffbauer, Generalvicar des Ordens zum heiligsten Erlöser. In zwei Gesängen. Von Friedrich Ludwig Zacharias Werner 287

In der k. k. Hof-Buchhandlung

von W. Braumüller in Wien

ſind noch folgende Werke von dem Verfaſſer dieſer Schrift, Dr. Phil. et Theol. **Seb. Brunner**, vorräthig:

Kennſt Du das Land?

Heitere Fahrten durch Italien. — Wien 1857.

Gar manches ſollſt Du ſchauen in dem Citronenland,
Das Göthe einſt voll Myrthen und voll von Lorbern fand:
Du ſiehſt Pompeji ſchlafend, die ſchöne Büßerin,
Das Haupt beſtreut mit Aſche, geziert mit Zweigen grün.

Venedig, Genua, Florenz, Neapel, das ewige Rom,
Bald klaſſiſche Ruinen, bald den St. Petersdom,
Bald träumeſt Du mit Brutus des ſtolzen Römers Haß,
Bald wirſt Du wachgerüttelt durch Polizei und Paß.

Bald ſtehſt Du in Gedanken am Grabe von Virgil,
Wo Jeder — um zwei Franken — kann ſchwärmen wie er will,
Bald hörſt Du Ochſen brüllen auf jenem Platz, allwo
Einſt ſeine langen Reden — gehalten Cicero.

Dieſes Werk hat kurz nach ſeinem Erſcheinen allerſeits die größte Anerkennung gefunden. Die Wiener Zeitung, die Literatur-Zeitung, die neue Münchner Zeitung, Deutſchland, die Augsburger P. Zeitung, Gersdorf's Repertorium der deutſchen und ausländiſchen Literatur, die Leipziger Blätter für literariſche Unterhaltung u. v. a. ſtimmen ſämmtlich in ihrem Lobe überein.

Die Leipziger Blätter für literariſche Unterhaltung, die dem Buche eine lange Beſprechung widmen, ſagen unter Andern darüber: „Es frappirt zuvörderſt durch **Friſche, Fülle** und **Geiſt der Auffaſſung. Eine ſo lebhafte, witzige und durch Laune anziehende Schilderung Italiens iſt uns lange Zeit her nicht geboten worden.** Der Verfaſſer hat vor den franzöſiſchen Reiſebeſchreibern Dumas, Hugo u. a. **Univerſalität, Bildung** und **Tiefe des Geiſtes** voraus; er trifft das Rechte mit beſonderer Schärfe und klarem Blick. — Volk, Land und Leute ſind ſein Thema, und ſo malt er uns auch die Bettler von Livorno im Stil Caravaggios, die von Piſa in Hogarths Manier; es ſteht ihm ein **friſches, kühnes** und **oft treffendes Kunſturtheil** zu Gebot“ u. ſ. w. u. ſ. w. „Wir erreichen das letzte der 140 Kapitel ungefähr mit der Empfindung, als habe uns Jemand durch eine friſche und heitere Gartenanlage an mancher wunderlichen Gruppe vorüber zu unſerm Eingangspunkte zurückgeführt.“

Ferner sind daselbst von demselben Verfasser noch vorräthig:

Der Babenberger Ehrenpreis. Zweite Auflage. Regensburg 1846.
Die Welt ein Epos. Dritte Auflage. Regensburg 1846
Der Nebelungen Lied. Dritte Auflage. Regensburg 1852.
Der deutsche Hiob. Zweite Auflage. Regensburg 1846.
Blöde Ritter. Gallerie deutscher Staatspfiffe. Regensburg 1848.
Schreiberknechte. Regensburg 1848.
Einige Stunden bei Görres. Regensburg 1848.
Des Genies Malheur und Glück. Zweite Auflage. 2 Bände Regensburg 1847.
Die Prinzenschule zu Möpselglück. 2 Bände. Regensburg 1847.
Geschichte von Wiener Neustadt. Wien 1842.
Das Heil aus Sion. Zweite Auflage. Wien 1845.
Homiletik der Neuzeit. Regensburg 1849.
Das deutsche Reichsvieh. Zweite Auflage. Wien 1849.
Fremde und Heimat. 2 Bände. Zweite Auflage. Wien 1849.
Diogenes von Azzelbrunn. Zweite Auflage. Wien 1853.
Hurter vor dem Tribunal der Wahrheitsfreunde. Regensburg 1849.
Jerusalem. Frei aus dem Französischen. Regensburg 1844.
Mane Tekel Phares. Ein letztes Wort an die armen Reichen. Zweite Auflage. Regensburg 1851.
Aus dem Nachlasse des Fürsten Alexander Hohenlohe. Regensburg 1851.
Kirchen- und Staatsgedanken. Zweite Auflage. Wien 1851.
Homilienbuch, für das katholische Kirchenjahr. 2 Bände. gr. 8.
Rom und Babylon. Betrachtungen über confessionelle Zustände der Gegenwart. Regensburg 1852.
Die katholischen Festtage. Regensburg 1854.
Monarchie und Politik. Aus dem Spanischen des Bischofs Palafox. Wien 1853.
Thomas a Kempis Nachfolge übersetzt mit Gebeten. Stereotypausgabe. Wien 1853.
Sternkalender für 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1858. **Wien.**
Kirchenzeitung, Wiener. 1848, 1849, 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1858.
Das Hohenpriestergebet Jesu Christi. (Johannes XVII.) In Homilien für die Fastenzeit. Regensburg 1855.
Woher wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. 2 Bände. Wien 1855.
Paulus in Athen. Ein Spiegelbild unserer Zeit. Acht Vorträge gehalten in der Universitätskirche. Wien 1856.
Keilschriften. Geflochtenes Reimwerk. Regensburg 1856.
Büchlein gegen die Todesfurcht. Wien 1856.
Francisci Veronii **Regula fidei.** Recentissima editio, cura Sebastiani Brunner, Decani facult. Philos. et cet. Vindobonae. Gress. 1853.

1.

Allgemeine religiöse Zustände in Wien. Erzbischof Hohenwart. Friedrich Werner. Quellen für dieß Büchlein.

Die zwei letzten Dezennien des vergangenen und die zwei ersten des jetzigen Jahrhunderts hat man von jeher mit Recht für eine Periode der Auflösung und des Verfalles in Beziehung auf religiöses Leben und kirchliche Entwickelung angesehen.

Was in der spezifischen „Aufklärungszeit" gesäet wurde, das mußte seine Blüten treiben und seine Früchte bringen; die Zöglinge der Generalseminarien wuchsen in's Mannesalter hinein und übten sich in jener ihnen oft genug anbefohlenen „stillen Wirksamkeit", die sich ganz allein nur um den innern Menschen kümmern darf, und die ja nicht nach außen in's Leben treten soll. Ordenshäuser, die nicht schon früher gewaltsam aufgehoben wurden, erlagen nach und nach dem andrängenden Zeitgeiste.

In den Gymnasien und philosophischen Lehranstalten, den eigentlichen Vorbildungsschulen für höhere Fakultäten, also auch für die Theologie — wurde nichts weniger — als eine Sehnsucht nach jenen Quellen rege gemacht, die aus dem ewigen Leben in's zeitliche herüber strömen.

Die Aeste und Zweige vom Baume der Kirchenlehre wurden bisweilen, auch noch dazu in der besten Absicht, von der Baumkrone herabgehauen, zersägt und in die kantischen Kategorienfächer als nutzbringendes Brennholz (wie man meinte) hinein aufgeschlichtet, um Kohlen für das frostige Menschenherz zu brennen, daß es hiedurch in einige moralische Aufwallung gerathen möge.

In den Schulen herrschte Geistesdürre und Verblasenheit. Den abgeschmacktesten Rationalismus nannte man nach dem Schlagwort der Illuminaten „die reine Lehre Jesu," und diese sogenannte reine Lehre Jesu hielt man gerade noch für gut genug, um mittelst *ihres* Hebels „religiöse Gefühle zu erregen," die Menschen „zur Beobachtung des Sittengesetzes aufzumuntern;" und so den letzten eingebildeten Endzweck zu erreichen, d. h. „für den Staat nützliche Bürger zu erziehen!"

Dieſe und ähnliche Phraſen ſind die ineinander geſchlungenen Zirkel geweſen, in denen ſich das Philiſterthum der damaligen Zeit — mit großer Selbſtwerthſchätzung bewegte.

Wohl kommen bei Ordensleuten und im Weltklerus auch Perſönlichkeiten vor, die in kirchlicher Geſinnung und Wirkſamkeit nicht von der allgemeinen Strömung ſich fortreißen ließen, und die in ihren ihnen angewieſenen Kreiſen durch Wort und Beiſpiel für das Walten des heiligen Geiſtes in der Kirche, für die unverwüſtliche Kraft der ewigen Wahrheit Zeugniß gaben; aber Männer, die mit den obigen Eigenſchaften auch zugleich jene mächtige Thatkraft, jene geiſtige, durch die Umſtände entwickelte und gehobene Energie beſeſſen hätten, welche in weiten Wellenringen über den engen ihr angewieſenen Lebenskreis hinausſchlägt, derartige Männer ſind in jener Zeit in ſehr geringer Anzahl zu finden.

Die Urſache dieſer traurigen Erſcheinung dürfte eine doppelte geweſen ſein. Einmal ſorgte die Schule dafür, das Studium der Theologie als ſo etwas Unerquickliches darzuſtellen, daß ſich in der Regel gerade nicht die begabteren Studenten — als es zur Entſcheidung der Berufswahl kam — der Theologie zuwendeten.

Kam aber, und das ist die zweite Ursache, manchmal ein Mensch mit besonderem Talent in das Seminar, so wurde schon dafür gesorgt, ihn unschädlich zu machen. Alles, was im geringsten Aufsehen befürchten ließ, konnte sich nichts weniger als einer Begünstigung erfreuen — der normale Eifer war unter dem Namen — „ruhiger Eifer und stilles Wirken" vorgeschrieben, und er wurde in dieser Eigenschaft auch belobt und bevorzugt.

Waren bei einem Seelsorger die Tauf-, Ehe- und Todtenbücher in Ordnung, so meinte man: der habe durch das Ausspannen seines Rubrikennetzes die Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit umfangen; in Namen, Zahlen und ausgefüllten Vierecken lagen die Resultate seines Hirtenlebens unumstößlich vor Augen — was außerdem noch geschah in „Erregung sittlicher und religiöser Gefühle," das — gehörte auf den Beiwagen, und wurde nicht besonders beachtet.

Dort wo man die Lichter der Diözese zu suchen berechtigt gewesen wäre, standen der Mehrzahl nach auf den Kirchen-Leuchtern jene Gattung angestrichener hölzerner Kerzen — die kein Licht haben — wie man sie öfter in Italiens Kirchen findet, wo sie zur kalten Parade auf dem Hintergrunde der Mensa stehen, und nur bisweilen von den dünnen gelben Wachskerzen im Vordergrunde angeleuchtet und ins rechte Licht gesetzt werden.

Die theologiſchen Lehrſtühle und die Chorſitze des Domkapitels wieſen ſehr wenig Männer auf — deren Wirkſamkeit ſich auf ein Paar Dezennien hinaus auch nur im Kreis der Diözeſe — in beſonderm Andenken erhalten hätte. In dieſer Form iſt freilich das Urtheil am leiſeſten und ſchonendſten ausgeſprochen. Wir werden im Verlaufe der Geſchichte gezwungen ſein, einige Detailſchilderungen zur Orientirung einzuflechten.

Die Verflachung oben drückte auch nach unten; es herrſchte gleichſam ein ſtilles Einverſtändniß, aus beſten Kräften dafür zu ſorgen, daß es nirgends laut werde.

Es gab ſchon auch Männer, die ſich gottgetreu erwieſen — im Wandel und Wirken — aber wer achtete ihrer; ſie lebten im Stillen und unbekannt.

Auf dem erzbiſchöflichen Stuhle von Wien ſaß Sigmund Graf von Hohenwart — ein Mann, ausgezeichnet durch ſeine geiſtigen Eigenſchaften, durch ſeine Thätigkeit im Mannesalter, und durch ſeinen frommen Wandel bis an's Lebensende. Er ſtand im Verkehr mit den erſten Gelehrten ſeiner Zeit — und bewahrte die innigſte Freundſchaft für den Dichter Denis — bis zum Tode desſelben. Hohenwart trat in ſeiner Jugend in den Jeſuitenorden, kam nach Aufhebung desſelben

als Erzieher der jungen Großherzoge Leopold und Franz im Jahre 1778 nach Florenz, wurde 1792 Bischof von Triest, 1794 Bischof von St. Pölten und 1804 Erzbischof von Wien.

Die Art seiner Ernennung — die sich bisher nur in mündlicher Tradition erhalten, wird erzählt, wie folgt:

Hohenwart hielt sich eben als Bischof von St. Pölten in Wien auf und machte dem Kaiser Franz, dem früheren Zögling am großherzoglichen Hofe zu Florenz seine Aufwartung. Der Kaiser hatte aus Hochachtung vor dem einstigen Lehrer dessen Porträt im Audienz-Zimmer aufgemacht. Der Monarch fragte den Grafen Hohenwart, auf das Porträt desselben weisend: „Kennen Sie den?" Der Befragte antwortete: „O ja, Euere Majestät, es ist der Bischof von St. Pölten." Nein, erwiederte der Kaiser: „Es ist der Erzbischof von Wien."

Der Erzbischof Hohenwart kann für die Zeit seiner Berufung im Beginn des Jahrhunderts nicht nur dem Range, sondern auch der Begabung und dem Talente nach die erste Persönlichkeit seiner Diözese genannt werden. Es ist aber hier nur der Umstand zu berücksichtigen, daß Hohenwart als er den erzbischöflichen Stuhl von Wien bestieg, bereits 74 Jahre alt war, (geboren 1730) somit hoch im Greisenalter stand; er starb im 91. Lebensjahre am 30. Juni 1820. Die Zeit

ſeines Regimentes füllt alſo ſo ziemlich die beiden erſten Dezennien des Jahrhunderts aus.

So viel es ſeine durch das Alter bereits gebrochene Kraft zuließ — war der fromme Greis unermüdet thätig. Noch ſteht er, als ein Bild echter Johannesliebe in den Herzen aller, die ihn gekannt haben, im ſegensreichen Andenken.

Jene aus den Domkapitularen, welche einige Fähigkeiten beſaßen, wuchſen mit ihrer Erziehung ganz und gar aus der bezeichneten traurigen und unfruchtbaren Periode heraus, die einzig nur die tauben Blüten der ſogenannten humanen Tugenden hervorzutreiben vermocht hat. Als der Begabteſte galt Jahn der Orientaliſt, auf den ſpäter die Sprache kommt.

Die Predigtſtühle erwieſen ſich — aus Bauhütten zur Erbauung in aller göttlichen Lehre, — in unerquickliche Leierkäſten einer abgeſchmackten und höchſt langweiligen Salbaderei über Moral zuſammengeſchrumpft; zudem lebte noch die Herabwürdigung der Kanzel und des Predigtamtes durch das Gebahren jenes liederlichen Literatenthums, das aller Fähigkeit und alles Wiſſens und Urtheiles baar, während der achtziger Jahre in der Wienerpreſſe den Ton angab. Die zu jener Zeit mit cyniſcher Frechheit abgefaßten Predigerkritiken wirkten noch allenthalben in verderblichem Andenken fort.

Man hat bisher den Einfluß der Predigerkritiken d. h. des allwöchentlichen öffentlichen Herabreißens und Beschimpfens sämmtlicher Wiener Prediger zu gering angeschlagen.

Der Einfluß derselben ist aber offenbar ein doppelter gewesen. Einmal wurde die katholische Kanzel gegenüber dem Publikum dem Gespött jedes liederlichen Jungen preisgegeben — und dann sollten, wie dieses aus Enthüllungen des Freimaurerischen Treibens ersichtlich ist — die Prediger selbst eingeschüchtert werden — sie sollten das Gebiet der katholischen Lehre meiden und mit fadem kraftlosen Moralisiren — dem noch gläubigen Volk selbst, wenn auch nicht gleich die Kirche, doch vorläufig das Predigthören verleiden.

Auf das war es abgesehen, und mancher der sich fürchtete — ließ sich auch einschüchtern, bis am Ende das trockene haltlose Moralisiren auf der Kanzel eine Art trauriges Bürgerrecht erhielt.

Zu jener Zeit ging es gegen die Kanzel los, — jetzt sucht dieselbe ehrenwerthe Verbrüderung durch festes Zusammenhalten die katholische Publicistik zum Schweigen zu bringen.

Die kirchlichen Zustände zeigten sich also zur Zeit, als Hoffbauer nach Wien kam, so herabgekommen und versumpft, und es waltete über denselben eine derartige

Apathie, daß ſich die eigentlichen Erwecker zu einem neuen Leben nicht mehr in der Wiener Diöceſe ſelbſt vorfanden. Für Mitglieder des hier heimiſchen Clerus wäre es bei den obwaltenden Umſtänden auch beſonders ſchwierig geweſen, mit einem derartigen Unternehmen aufzukommen.

Es waren zunächſt zwei Männer von ganz verſchiedenen Gaben, aber von demſelben Geiſt durchdrungen, die von außen in die Wiener Diöceſe hereinkamen und denen der erſte Impuls zum Erwachen aus dem Todesſchlummer, das Beginnen einer neuen Aera zugeſchrieben werden muß.

Wir nennen zuerſt Friedrich Werner, geboren den 18. November 1768 zu Königsberg in Preußen. Werner war in Preußen bei verſchiedenen Behörden angeſtellt und dreimal verheirathet. Er lebte im Verkehr mit Göthe, Jacobi, Schelling, A. W. Schlegel, dem Erzähler der Schauermährchen: Th. Ch. A. Hoffmann, der nicht nur Landsmann und Studienfreund, ſondern auch in Warſchau ſein Amtskollege war, Frau von Staël, und mit vielen anderen Notabilitäten damaliger Zeit. Im Jahre 1810 trat er zu Rom in die katholiſche Kirche über und wurde 1814 vom Fürſtprimas Dalberg zum Prieſter geweiht. Schon während des Fürſtencongreſſes machte der berühmte Mann durch ſeine Predigten bedeutendes Aufſehen. Er zog ſich dann mehrere Jahre nach Podolien zurück und lebte dort

auf den Gütern des Grafen Cholonieweky; kam im Jahre 1818 wieder nach Wien, und wirkte durch ſeine Predigten, welche große Senſation erregten, bis zu ſeinem Tod 1823. Werner lebte im innigſten, freundſchaftlichen Verkehre mit P. Hoffbauer und wurde auch im Jahre 1821 nach Hoffbauers Tode in den Redemtoriſtenorden aufgenommen.

Die andere Perſönlichkeit, mit welcher wir es hier zunächſt zu thun haben, iſt eben die des erſten deutſchen Redemtoriſten, des P. Clemens Maria Hoffbauer. Wir erwähnen hier gleich eines oft wiederholten Lieblingsſpruches Werners, der im Freundeskreiſe zu ſagen pflegte: „Ich kenne unter den Lebenden nur drei Kraftnaturen: den Napoleon, den Göthe und den P. Hoffbauer.

Das Auftreten dieſes Mannes und ſein Wirken in Wien, wie ſein Charakter und ſeine Geſchichte überhaupt — ſind ſo merkwürdig, daß es ſich wohl der Mühe lohnt, ein getreues Lebensbild von ihm zu entwerfen, zu einer Zeit, in der noch die Mittel zu einer derartigen Arbeit zu Gebote ſtehen, in der noch viele leben, die mit ihm verkehrt — und die ſich an ſeinem tief eindringenden Wort und heiligmäßigen Wandel erbaut haben.

Warum ſich Perſönlichkeiten und Zuſtände hier gerade um den P. Hoffbauer gruppiren, der in Wien eigentlich gar keine Stellung einnahm — iſt dem Umſtande zu-

zuſchreiben, daß ſich die Geſchichte mehr um den nachhaltigen Einfluß kümmert, den ein Menſch auf Zeit und Zeitgenoſſen geübt hat — während oft Leute, die eine bedeutende Stellung einnahmen, ruhig lebten — ſtarben — und wenigſtens von Seite der Geſchichte aus — auch in Ruhe verbleiben können.

Die Quellen der nachfolgenden Biographie ſind: Eine im Jahre 1844 in Regensburg bei Manz von Dr. Pösl erſchienene Broſchüre: „Clemens Maria Hoffbauer, der erſte deutſche Redemtoriſt, in ſeinem Leben und Wirken", dann ein genauer Bericht (im Manuſcript) über die Congregation in Warſchau, vom Augenzeugen P. Sabelli. Außer dieſen ſchriftlichen Quellen ſtanden dem Verfaſſer viele mündliche Nachrichten von noch lebenden verläßlichen Männern zu Gebot, welche mit P. Hoffbauer längere Zeit verkehrten. Ueber die damaligen Wiener Zuſtände wurde wohl auch manches angeführt, was der Verfaſſer ſchon früher durch verſchiedene Augen- und Ohrenzeugen vernommen. Auch lieferten Beiträge Herr Johann Paſſy und der Herr Pfarrer Joſef Hiller, die mit Hoffbauer und Werner in Berührung ſtanden. Eine beſonders ſchätzenswerthe Mittheilung machte uns Domherr Dr. J. E. Veith, die wir am Schluſſe des Büchleins bringen.

In wie weit nun Hoffbauer ein Element geweſen iſt, welches in die ſtagnirenden geiſtigen Zuſtände zu

Wien eine neue Strömung hineinbrachte, das wird am beſten aus einer Skizze ſeines Lebens erkannt werden.

Wie man zur Zeit ſeines Erſcheinens in Wien in ſeiner Perſönlichkeit es herausgefühlt hat, daß in ihm eine geheimnißvolle Macht liege: dem kirchlichen Leben einen neuen Aufſchwung zu verſchaffen — dafür zeugen die mannigfachen Denunziationen und Verfolgungen, welche gegen ihn eingeleitet wurden.

Jeder, der den chriſtlichen Culturzuſtänden einige Aufmerkſamkeit ſchenkt, wird dem Leben Hoffbauers manche intereſſante Seite abgewinnen können.

Ein einziger durchgeführter öffentlicher Charakter — in allen ſeinen Beziehungen geſchildert — charakteriſirt eine Zeitperiode ſchärfer, als alle Tiraden, wenn dieſe auch noch ſo zierlich zu einem ſilbernen Redeſtrom ausgeſponnen wären.

2.

Hoffbauer's Jugend. Handwerk. Kloſterbruck. Orientaliſt Jahn. Eremitenleben zu Mühlfrauen. Reiſe nach Wien. Pilgerfahrt nach Rom. Rückkehr zum Handwerk.

Johann Clemens Maria Hoffbauer, wurde zu Taßwitz in Mähren am 26. Dezember 1751 geboren. Er ſtammt von einfachen Bauersleuten ab, die es ſich angelegen ſein ließen, ihre Kinder in der Furcht und Ermahnung des Herrn zu erziehen. Noch in ſeinen alten Tagen redete Hoffbauer mit Rührung von ſeiner ſeligen Mutter, rühmte ihre Tugend und Frömmigkeit und erzählte, was für einen mächtigen Einfluß ihr Wort und Beiſpiel auf ſein ganzes Leben ausgeübt.

Nach ſeiner eigenen Erzählung war die Erziehungsmethode im höchſten Grade eigenthümlich; ſie klingt faſt fremd aus dem vergangenen Jahrhundert herüber. Zeigte ſich der ſiebenjährige Knabe die ganze Woche hindurch beſonders fleißig, ſo beſtand ſein Lohn darin: daß er am Samſtag mit ſeiner Mutter, zu Ehren der ſeligſten Jungfrau einen Faſttag halten durfte, und daß ihm erlaubt wurde, die wenigen Kreuzer, welche er die Woche über zum Frühſtück bekam — einem Armen als Almoſen zu ſchenken. Somit war dem Knaben von Haus aus eine

gewiſſe freudige Aſceſe eingepflanzt — die ſchon in zarter Jugend, wie einen feſten Grund: Neigung und Beruf zum geiſtlichen Stand in ſeine Seele legte.

Erſt nach mannigfachen und harten Prüfungen ſollte Hoffbauer an ſein Ziel gelangen. — Er und ſeine Aeltern fühlten es — wie groß das Hinderniß der Armut ihrem Wunſche im Wege ſtehe. Als nun auch zur Zeit, da Hoffbauer noch ein Knabe war — der Familie ihr Vater und Nährer durch den Tod entriſſen wurde, da nahm die ſchmerzbedrängte Mutter, welcher trotz dieſes harten Schlages das Vertrauen auf Vorſehung und Fürſorge nicht abhanden gekommen, ihr Söhnlein weinend bei der Hand, führte es zum Bildniß des Gekreuzigten, und ſprach unter bitteren Thränen: „Siehe, dieſer iſt von nun an dein Vater, gib Acht, daß du auf dem Wege wandelſt, der Ihm wohlgefällig iſt.“

In dem tiefen Gemüt des Knaben war der Schmerz mit ſeinen klagenden und trauernden Sangweiſen eingezogen; alte Leute aus ſeinem Geburtsort berichteten: daß man ihn — ihren Zeitgenoſſen — oft lange Zeit betend in der Kirche ſehen konnte; deshalb mangelte ihm aber durchaus nicht Luſt zur Arbeit; konnte er irgend Jemand, der ihn darum erſuchte, einen Liebesdienſt erweiſen, ſo war er ſtets bereit dazu; der Schulmeiſter des Ortes ſtellte ihn den andern Knaben als Muſter auf.

Bis in ſein 15. Jahr ſtand er ſeiner Mutter bei in der Beſorgung des Hausweſens. Nun ſollte er ein Handwerk lernen. Vom Studiren konnte bei den beſchränkten Mitteln der Familie keine Rede mehr ſein, und doch hatte er den Gedanken, Geiſtlicher zu werden — immer noch nicht aufgegeben. Er kam in die, ſeinem Geburtsort nahe Kreisſtadt Mährens: Znaim, erlernte hier das Bäckerhandwerk und wurde Geſelle.

Sein ſtiller Wunſch von Kindheit an gehegt, wollte — wie dies bei zähen und energiſchen Naturen oft der Fall iſt, nicht erlöſchen — er ging mit ihm durch die Handwerksſtube — und aus dieſem Wunſch iſt es auch zu erklären, wie er doch wenigſtens als Bäcker in die damals berühmte Prämonſtratenſerabtei Bruck, nahe bei Znaim — unterzukommen ſuchte.

Sein Vorhaben gelang. Nachdem er nun eine Zeit lang die Kloſterbäckerei verſehen, erklärte er dem Prälaten geradewegs ſeinen Herzenswunſch: die Studien durchzumachen und Geiſtlicher zu werden.

Der Prälat war der dringenden Bitte nicht abgeneigt. Er übertrug von nun an dem Jüngling das Geſchäft des Tafeldeckens, welches nur geringe Zeit erforderte, und erlaubte ihm die lateiniſche Kloſterſchule zu beſuchen.

Mit Fleiß und schneller Auffassung wußte sich Hoffbauer hier im Zeitraum von vier Jahren ziemliche Kenntnisse anzueignen; dabei hatte er das Gebet und innere Leben nicht aufgegeben; und er scheint manchen, die vom damals erwachenden Zeitgeist berührt im Kloster waren, oder als Gäste dahin kamen — sogar als eine Art Stichblatt gedient zu haben.

Landsmann und Mitschüler in der Dorfschule zu Taßwitz, war der nachmalige Orientalist Jahn; jedenfalls in seiner Art eine höchst originelle Erscheinung. Jahn wurde geboren zu Taßwitz 1750; glücklicher als Hoffbauer, konnte er zu Znaim und Olmütz studiren, wurde als Noviz zu Bruck aufgenommen und war schon zum Priester geweiht — als Hoffbauer noch als Tafeldecker sich durch das Studium der untern Lateinklassen Bahn brechen mußte. In spätern Jahren erzählte Hoffbauer, wie Jahn sich einmal über seinen alten, sitzengebliebenen Mitschüler lustig machen wollte; er aber (Hoffbauer), dem, damals schon auf seine Studirtheit pochenden Jahn geantwortet habe: „er solle lieber mehr beten und weniger lesen, sonst werde es ihm einmal übel ergehen.“

Im Jahre 1784 erfolgte die Aufhebung von Klosterbruck. Jahn trat in den Weltpriesterstand und bekam die Stelle eines Professors der morgenländischen Sprachen und der

Hermeneutik zu Olmütz, er wurde in gleicher Eigenschaft im Jahre 1789 an die Wiener Universität übersetzt und starb 1816 als Domherr bei St. Stephan zu Wien. Seine biblische Archäologie, seine Sprachlehren des Hebräischen und Syrischen, seine Chrestomathien und Lexika verschafften ihm seiner Zeit einen Namen in der Gelehrtenwelt.

Als eine der verdienstvollsten Arbeiten dieses Mannes gilt die Herausgabe des hebräischen Bibeltextes mit einer neuen Kapiteleintheilung und Sammlung verschiedener Lesearten. Die Ausgabe in 4 Bänden veranstaltete 1806 auf eigene Kosten großmüthig das Chorherrnstift zu Klosterneuburg bei Wien.

Jahn gerieth in seiner biblischen Dämonologie nach dem Muster seiner protestantischen Zeitgenossen auf eigenthümliche, von der Kirchenlehre abweichende Ansichten.

Mag sein, daß diese Richtung und Anschauungsweise im Allgemeinen schon am noch jungen Jahn seinem ehemaligen Mitschüler Hoffbauer nicht entgangen war, und dieser letztere darum bei guter Veranlassung eine Rüge hierüber aussprechen zu sollen gemeint hat.

Was zunächst Veranlassung war, daß Hoffbauer von Bruck fortging, ist in den vorfindlichen Aufschreibungen nicht angegeben. Wahrscheinlich konnte die Lehranstalt des Klosters nur in den vier unteren Lateinklassen Un-

terricht ertheilen; und Hoffbauer war nun darauf angewiesen worden, in Znaim oder Olmütz seine Studien fortzusetzen.

Entweder mangelten ihm nun die Mittel dazu, oder der auftauchende Gedanke, ein Eremitenleben zu führen, bewegte ihn allein zu seinem jetzigen Schritte. Ungefähr 1776 verließ er Bruck und ging nach dem Wallfahrtsort Mühlfrauen bei Znaim, um sich dort eine Einsiedelei zu begründen. Zu jener Zeit war die bureaukratische Ueberwachung schon insoweit ausgegliedert, daß Niemand auf eigene Faust sich eine Eremitage errichten durfte — es mußte um Erlaubniß hiezu eigens bei der Regierung schriftlich angesucht werden. Das that nun Hoffbauer — und in der sicheren Erwartung einer günstigen Antwort, besorgte er sich unterdessen die nöthigen Bausteine. Es scheint, daß er hier in einer Holzhütte gewohnt hat — so viel aber ist gewiß, daß die Leute der Umgegend gern zu ihm kamen, sich an seinem Wandel erbauten und seine einfache, vom Herzen kommende Rede über das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit anhörten. Somit scheint um diese Zeit hier Hoffbauer den Leuten der Umgegend eine Art Nikolaus von der Flue gewesen zu sein, indem er ihnen auch mit seinem Rathe beistand, wie dieser fromme selige Klosterbruder in der Schweiz — der seit dem 15. Jahrhundert noch im Volksmunde jenes Gebirgslandes fortlebt.

In dieſer Einſiedelei verbrachte Hoffbauer zwei Jahre. Es war nun gerade jene Zeit hereingebrochen, in welcher die erſten Windſtöße des Sturmes gegen klöſterliche Inſtitutionen durch die Provinzen Oeſterreichs heulend dahinzogen. Die Kloſteraufhebung begann — von einer ſchriftlichen Bewilligung zur Errichtung einer neuen Einſiedelei war keine Rede mehr, da im Gegentheile ſchon das zeitgemäße Project ins Leben trat, auch die bisherigen Eremiten aus ihren ſtillen Klauſen hinauszutreiben, dieweil ſie nach der damals auftauchenden, für Induſtrie im höchſten Grade begeiſterten Weltanſchauung, dem Gemeinwohl durch Arbeit keinen Nutzen brachten.

Jetzt begab ſich Hoffbauer nach Wien; er nährte ſich eine Zeit lang durch Ausübung ſeines erlernten Handwerkes und ging dabei mit dem Plane um, eine Pilgerfahrt nach Rom zu unternehmen.

Seinem Zug zum Kloſterleben nach — gleicht er um dieſe Zeit wohl einer Schwalbe, die nach Süden geht, wenn ſie die Stürme des Winters herannahen fühlt.

In Wien wußte er nun einen Geſellen deſſelben Handwerkes zum gleichen Unternehmen anzueifern — der Name deſſelben war Peter Kunzmann — er ſtarb in der Folge als Laienbruder in der Congregation des aller-

heiligsten Erlösers — und blieb sein Lebenlang seinem Freunde Hoffbauer in Liebe zugethan.

Die Beiden legten den geringen Erwerb von ihrer Hände Arbeit so lange zusammen — bis sie meinten, es sei ein genügendes Reisegeld nach Rom daraus geworden; dann traten sie selbander ihre Reise an, beteten zu Rom an den Gräbern der Apostel und kehrten erfrischt im Glaubensmuthe wieder nach Wien zurück. Nachdem Hoffbauer die heilige Stadt gesehen, war in seinem reichen Gemüt eine neue Welt lebendig geworden.

Um sich auf ehrliche Art seines Leibes Nahrung zu verdienen, arbeitete er wieder in seinem Handwerk — aber sein Sinnen und Trachten nach dem Klosterleben verließ ihn hierbei nicht, durch den Besuch in Rom war es nur noch mehr in ihm angefacht worden.

Das zeitweilige Wiederkehren zu seinem erlernten Lebensunterhalt kann um so weniger als Wankelmuth ausgelegt werden, als auch schon im Leben der Apostel ähnliche Ereignisse sich finden. Petrus und Matthäus kehrten, obwohl beide schon dem Herrn nachgefolgt waren, jeder auf eine Zeitlang wieder zu seinem Geschäft, der eine zu seiner Fischerei, der andere zu seinem Zollhause zurück.

Wie die Magnetnadel ſchwankt und zittert, bis ſie im Zuge nach Norden endlich ſich feſtſtellt — ſo geſchieht es wohl auch bei vielen Menſchen, daß ſie in ihrer Beſtimmung zu ſchwanken ſcheinen, bis endlich der entſcheidende Augenblick eintritt, in dem ſie gefeſtigt werden in ihrem Beruf; hier aber war dieſer Beruf die bleibende Nachfolge des Herrn.

Auch an Prüfungen in dieſem ſeinem Handwerksſtande ſollte es ihm nicht fehlen. Sein ſittliches Leben, ſo ganz verſchieden von dem der andern Standesgenoſſen, ſein Fleiß und ſeine Arbeitſamkeit — ſein ſanftes und liebenswürdiges Weſen — gaben Veranlaſſung, daß ihm eine für ſeine Verhältniſſe glänzende Heirat angetragen wurde — aber eheliches und bürgerliches Leben und geſicherte Einnahme und gutes Auskommen waren nicht die Endziele dieſer ſtillen, in ſich abgeſchloſſenen Perſönlichkeit. Seine Wege waren nicht die Wege gewöhnlicher Menſchenkinder; er wußte über die Hemmniſſe ſeiner Laufbahn — die man ihm verlockend in den Weg ſtellte, hinüberzuſchauen — und verlor ſein Ziel nicht aus den Augen.

3.

Zweite Römerfahrt. Einſiedlerleben in Tivoli. Rückkehr nach Wien. Fortſetzung der Studien. Ferialreiſe von Wien nach Rom und Tivoli. Die Studienzeit. Bekanntſchaft mit Hübel. Ende des philoſophiſchen Curſus. Neue Wanderung mit Hübel nach Rom.

Den Gedanken, Einſiedler zu werden, hatte Hoffbauer auch jetzt noch nicht aufgegeben. Dies Streben in ſich — erfaßte ihn die Sehnſucht nach der ewigen Stadt, die ſeit der erſten Pilgerſchaft in ihm gelegen, um ſo mehr. Es ging ihm, wie es Jedem ergeht, der einmal in Rom war. Rom wird nicht ſo leicht vergeſſen und immer fühlt man ſich durch die tauſend Fäden, die das Gedächtniß dort angeſponnen, wieder aufs Neue hingezogen. Wieder war es ſein Freund Peter Kunzmann, den er ſich als Begleiter erwählte — wie er dieſen das erſte Mal zur einfachen Pilgerfahrt zu bereden wußte, ſo hatte er in ihm jetzt auch die Sehnſucht nach dem Einſiedlerleben rege gemacht.

Laut betend und Loblieder Gottes ſingend, zogen nun die Beiden hinab durch Italiens Städte und Dörfer — wie ein Bild aus früheren Jahrhunderten, als der heilige Franziskus mit Maſſäus oder Leo oder einem anderen ſeiner Jünger, Gottes Lob verkündend dahinzogen

durch Wälder, Fluren und Städte, über Berg und Thal, fröhliche Kinder Gottes, Söhne der freiwilligen, selbstgewählten und in Heiterkeit und im Herzensfrieden ertragenen Armut; wohl auch bisweilen, wie im Mittelalter der große Franziskanerdichter und Vorläufer Dante's, Jacopone da Todi (der in irdischer Redeweise unsterbliche Sänger des Stabat mater), welcher als Doktor der Rechte das einträgliche Amt eines Anwalts in seiner Vaterstadt Todi nach dem plötzlichen Hinscheiden seiner frommen Hausfrau aufgebend, Franziskanerfrater geworden, und auffordernd zur Liebe Gottes im Gewande der Armut umherzog — dem Spott der blöden Menge preisgegeben, welcher in geiler Gier nach Besitz und Lust alles Verständniß eines tiefinnern Lebens abhanden gekommen — und die nur Augen für das hat, was blendend in die Sinne fällt.

Wieder zogen die Beiden ein in St. Peters Dom und verrichteten ihr Gebet an der Grabeshalle der Apostel, wo die hundert ehernen Lampen rings am Marmorgeländer brennen Tag und Nacht — und empfingen die heiligen Sakramente.

Darnach machten sie sich auf und zogen hinaus nach Tivoli zum Bischof Gregor Barnaba Chiaramonti — der in der Folge im Jahre 1799 in der Benediktinerkirche auf der Insel St. Giorgio maggiore in Venedig

(dem Dogenpalaſt gegenüber) zum Papſt gewählt wurde und den Namen Pius VII. angenommen hat.

Sie baten den Biſchof um das Eremitenkleid und ſprachen den Wunſch aus, als Einſiedler leben zu wollen. Der Biſchof ſtellte ihnen vor, wie dieſer Stand ſeine großen Beſchwerden habe, wenn man die Pflichten desſelben anders gewiſſenhaft erfüllen wolle. Das vermochte die Beiden von ihrem Vorhaben nicht abzubringen, ſie wiederholten dringender ihre erſte Bitte.

Der Biſchof gab ihnen nun die Erlaubniß, ſich in einem Walde bei Tivoli niederzulaſſen, bekleidete ſie mit dem Einſiedlergewand und gab ihnen ſeinen Segen.

In dieſer Einſiedelei, auf einem Hügel gelegen, auf dem ein Gnadenbild unter dem Namen Maria de Guintileone verehrt wird, verlebte Hoffbauer in Gebet und Betrachtung ein halbes Jahr. Hier feſtigte ſich in ihm der Gedanke: er wolle als Prieſter wirken, und er dürfe, weil ſchon in jenem Alter, in dem man gewöhnlich den Schulſtudien bereits entwachſen iſt — die Mühen und das Unangenehme, was er, um zu dieſem Ziele zu gelangen — vor ſich habe, durchaus nicht ſcheuen.

So ergreift er nun wieder den Wanderſtab und kehrt nach Wien zurück, um hier ſeine Studien fortzuſetzen. Er weiß nicht, woher die Mittel zu ſeinem Unterhalt nehmen — hat aber das volle Vertrauen, daß

ihm dieſe zukommen werden. Eine fromme Witwe verheißt ihm die nothwendigen Auslagen für ſeine Studienzeit zu verſchaffen.

Hoffbauer macht ein Jahr durch — die Ferien kommen — und ſeine Einſiedelei zu Tivoli, der reizende waldumkrönte Hügel, auf dem einſt eine Villa des Dichters Horaz geſtanden — und das ewige Rom ziehen ihn dermaßen an, daß er mit den beſchränkteſten Geldmitteln wieder den Wanderſtab ergreift — oft unter Italiens blauem Himmelszelt auf freiem Felde ſchläft — nach Rom und Tivoli geht — und nach Aufenthalt von einigen Tagen wieder frohen Muthes nach Wien zurückkehrt, um ſeine Studien fortzuſetzen.

So iſt Hoffbauer in ſeinem ganzen Leben, freilich ſpäter nicht mehr als Pilger allein — ſondern in ſeinem Berufe — nicht weniger als vierzehn Mal nach Rom gekommen, wie es zwei Zeugen, die Hoffbauers Leben genau kannten, beſtätigt haben.

Von den Studienjahren Hoffbauers iſt nicht viel bekannt — nur einige charakteriſtiſche Vorfälle werden daraus erzählt. Die philoſophiſchen Studien ſchwammen im Geiſte der ausgewäſſerten Aufklärung, die theologiſchen wurden ſchon in den ſiebenziger Jahren im Sinne der damals im proteſtantiſchen Deutſchland curſirenden Principien mit ſtarkem rationaliſtiſchem Einſchlag betrieben.

Das innere Leben welches Hoffbauer führte, zudem das reifere Nachdenken des Schülers, der ſchon im männlichen Alter ſtand und jedenfalls an Welterfahrung und Menſchenkenntniß bereichert war, gab ihm inſoweit die Unterſcheidung der Geiſter — daß er es in jedem Vortrag oder bei jedem Profeſſor bald herausfand, inwieweit dieſer auf kirchlichem Boden ſich bewegte oder der Kirchenlehre feindlich gegenübertrat.

Da geſchah es, daß Hoffbauer einſt auf den Vortrag eines philoſophiſchen Profeſſors hin — aufſtand und laut ſagte: „Herr Profeſſor, was Sie gelehrt haben, iſt nicht katholiſch“ und mit dieſen Worten den Hörſaal verließ.

Derſelbe Profeſſor ſoll viele Jahre ſpäter dem Hoffbauer, als dieſer auch ſchon lange Prieſter war, zu Wien begegnet ſein, ihn eigens angeſprochen und ihm geſagt haben: „Ich danke Ihnen für jene Zurechtweiſung, die für mich damals zwar ärgerlich und beſchämend, aber heilſam war, ich dachte darüber nach, fand daß Sie Recht gehabt haben, und kehrte in mich.“

Zu dieſer Zeit pflegte Hoffbauer die Sonntage inſofern ganz der Kirche und dem Gottesdienſte zu weihen, als er in der Salvatorkirche im Rathhauſe — bei allen Meſſen miniſtrirte, und ſo öfter den ganzen Vormittag am Altar zubrachte.

Um dieſe Zeit machte Hoffbauer die Bekanntſchaft eines jungen Mannes — der in der Folge von nicht geringem Einfluß auf ſein Leben, wie auch auf die Geſchichte der Kongregation des allerheiligſten Erlöſers geworden iſt. Hoffbauer ging eines Tages aus der Stephanskirche zu Wien und bemerkte einen geſchriebenen Zettel an einer Kirchenthüre angeſchlagen. Der Zettel beſagte: daß ein junger Menſch ſich zum Abſchreiben anbot — die Adreſſe ſeiner Wohnung fand ſich beigefügt. Hoffbauer, der ſelbſt nichts zum Beſten hatte — dachte ſich: Der junge Menſch ſcheint in Noth zu ſein, vielleicht kann ich ihm doch irgendwie helfen — und es mag am Ende zu etwas Gutem führen. Hoffbauer geht in die angezeigte Wohnung — macht die Bekanntſchaft eines armen Studenten aus Böhmen, Namens Hübel — er findet ſich durch Hübels ſittliches Weſen und ſein angenehmes Aeußere angezogen und die beiden werden Freunde, die in der Folge in Freud und Leid feſt bei einander blieben. Auf Hübel, ſein Geſchick und ſeine Wirkſamkeit wird ſpäter die Sprache kommen.

Der philoſophiſche Curſus war zurückgelegt, wie und wo ſollte nun Theologie ſtudirt werden?

Daß dieſes Studium nach den obigen Andeutungen in Wien für Hoffbauer nicht ſehr anziehend ſein mochte,

läßt ſich denken. Dazu kam ſein Zug nach Süden, er konnte Rom und Italien nicht vergeſſen.

Sein Gemüt bedarf eines Gefährten um heitere und trübe Stunden auf der Pilgerfahrt mit ihm zu theilen. Sein neuer Freund Hübel liegt krank im Spital. Hoffbauer beſucht ihn und ſagt: „Ich will wieder nach Rom pilgern, gehe mit!“ Der Kranke antwortet betrübt: „Wie kann ich denn einen ſo weiten Weg machen, da ich krank bin und kein Geld habe.“ Hoffbauer erwiedert: „Für das erſte wird Gott ſorgen und das Geld zur Reiſe werde ſchon ich zuſammenbringen.“

Hoffbauer war nicht der Mann, ſich von Hinderniſſen einſchüchtern zu laſſen. Hübel wird geſund und kurze Zeit darnach wandern beide wieder hinab die Pilgerſtraße nach Rom; Hoffbauer mit dem Entſchluß dort Theologie zu ſtudiren und ſich zum Prieſter weihen zu laſſen, Hübel aber, ohne feſtes Ziel, iſt geſonnen — die Entwirrung ſeiner Zukunft Gott und der Zeit anzuvertrauen.

4.

Ankunft in Rom. Die Kirche S. Giuliano und die erſte Morgenglocke. Der Redemtoriſtenorden. Aufnahme in denſelben. Villa Caserta. Die Wege bei Sta. Maria maggiore. Hübel tritt auch in den Orden.

Spät am Abend wandern die Pilger hinein bei der Porta del popolo, ihre ärmlichen Reiſeeffecten auf dem Rücken; Hoffbauer machte den Vorſchlag, am frühen Morgen aufzuſtehen und in jene Kirche zu gehen, deren Glockengeläute ſie zuerſt vernehmen werden.

Um 4 Uhr des Morgens verlaſſen ſie die arme Locanda, in der ſie gewohnt, und gehen dem Klang einer kleinen Kirchenglocke nach. So gelangen ſie in die beſcheidene Kirche S. Giuliano, treten ein, und finden hier mehrere Prieſter im Morgengebet. Sie ſahen, daß ſie in die Kirche irgend eines Ordens gekommen. Hoffbauer wollte ſich des Nähern erkundigen und fragte einen Knaben, was denn das für Geiſtliche wären und welchem Orden ſie angehören. Der Knabe antwortete: „Das ſind Prieſter des allerheiligſten Erlöſers und Sie werden auch einer.“ So wenigſtens hat es darnach Hübel wiederholt erzählt.

Sicher ist jedenfalls — daß die Morgenglocke, die Kirche und das Gebet der Geistlichen einen tiefen Eindruck auf Hoffbauer hervorgebracht haben mußten, denn noch im Verlaufe des Tages wollte er den Obern der Congregation sprechen. Als er hörte, dieser sei für eben diesen Tag verhindert — ließ sich Hoffbauer nicht abschrecken, am folgenden Tage dasselbe Begehr zu stellen.

Jetzt wurden die beiden Freunde dem Rektor des Hauses vorgestellt. Dieser setzte ihnen kurz die Grundzüge der Regel und den Zweck des Ordens auseinander. Der Gedanke, um Aufnahme in den Orden zu bitten, wurde während des Gespräches in Hoffbauer immer lebendiger — nur wagte er nicht denselben jetzt alsogleich auszusprechen. Der Rektor kam seinem Wunsche zuvor; denn dieser selber trug Beiden an, sie sollen in den Orden eintreten. Hier ist wohl zu beachten, daß beide Deutsche waren, und daß Hoffbauer zu jener Zeit schon im 32. Lebensjahre stand. Hoffbauer rasch entschlossen, nahm das Anerbieten alsogleich an. Hübel hingegen bezeugte keine Lust — sondern verfiel sogar in eine große Traurigkeit; denn nun stand er allein im fremden Land und sollte allein, des Italienischen kaum kundig, die weite Rückreise antreten.

Hoffbauer erzählte ſpäter ſelbſt über ſeine damalige Gemüthsſtimmung. Einerſeits lobte er Gott — da er nun doch zu einem Ziele gelangt, in einen Hafen eingelaufen — es war ihm ſicher in ſeinem Innern, daß er jetzt zum rechten Beruf gegriffen, und anderſeits dauerte ihn wieder ſein armer Freund, es dünkte ihm wie ein Verrath — daß er dieſen jetzt ſo allein im Stich laſſen ſollte — nachdem er ihn doch zur Pilgerfahrt ſelber aufgefordert.

Die Kirche S. Giuliano verfiel in der Folge und blieb eine Ruine bis zum Jahre 1848. Im Herbſte dieſes Jahres wurde Kirche und Kloſter für eine weibliche geiſtliche Genoſſenſchaft wieder hergeſtellt. Jetzt hat die Verſammlung des allerheiligſten Erlöſers in Rom die ehemalige Villa Caserta angekauft und dort ihren Sitz aufgeſchlagen; merkwürdiger Weiſe umringt der Gartengrund dieſer Villa Caserta gerade die Kirche und das Haus, in dem Hoffbauer in den Redemtoriſtenorden aufgenommen wurde.

Die nächſte Veranlaſſung zu dieſem angedeuteten Umſtand gab die Verpflanzung der Congregation über die Alpen; denn dieſe breitete ſich hier ſo ſehr aus, daß ſich der Pabſt veranlaßt fand, die Reſidenz des Generalobern nach Rom zu verlegen, ſo daß nun das gegenwärtige Haus in der Villa Caserta eigentlich ein

Zweig der von Hoffbauer errichteten cisalpiniſchen Provinz genannt werden muß.

Nun befand ſich Hoffbauer in großer innerlicher Bedrängniß über das Geſchick ſeines Freundes Hübel. Hoffbauer war von je ein Meiſter in der Kunſt des Gebetes — beten konnte er ſo recht aus vollem Herzen und innigem Vertrauen. Wenn eine Sorge auf ſeiner Seele lag, ſo verſtand er es, nach des Apoſtels Wort: dieſe auf den Herrn zu werfen. Er ſelbſt erzählte, wie er nun die ganze Nacht dem Gebet obgelegen: Gott möge das Herz ſeines Freundes lenken und dieſem auch die Gnade desſelben Berufes verleihen, für den er Gott ſo inbrünſtig zu danken wußte.

Es kam der nächſte Morgen, und Hoffbauer begann nun wieder ſeinen Freund in Rom herumzuführen. Der erſte Weg ging in die Kirche Sta. Maria maggiore, eine der ihrer Wohnung nächſten Hauptkirchen Roms. Jetzt wandelten die Freunde nicht mehr wie auf ihrer Reiſe fröhlich nebeneinander — ſie waren in verſchiedene Intereſſen geſchieden. Hoffbauer ging vorn, und hinten folgte mit ſich uneins und traurig Hübel nach. Die Straßen um Maria Maggiore herum ſind einſam, man begegnet hier ſelten Menſchen. Wenn man in der Via S. Lorenzo oder Via di Porta maggiore oder di S. Croce wandelt — ſo fühlt man ſich durch dieſe Gartenmauern

und Weingartenhäuſer (Vignen) ſchon melancholiſch angeregt, auch wenn man ſonſt keine Traurigkeit im Herzen hat, der Weg iſt ausgedorrt und ſtaubig, und nur hie und da hängen Schlingpflanzen oder ſchaut graugrünes Baumlaub und die Spitzen dunkler Cypreſſen über die Gartenbrüſtungen herüber.

Ehe nun die beiden zur Kirche Sta. Maria Maggiore kommen, tritt Hübel an ſeinen Freund heran mit entſchloſſener Miene und ſagt: „Ich bin jetzt einig mit mir, ich will mich auch in die Verſammlung aufnehmen laſſen.“ Da ward Hoffbauer ganz mit Jubel erfüllt, der Herr hatte ihm ſeine Sorge abgenommen. Das geſchah im Jahre 1783.

5.

Noviziat in Froſinone. Plan, den Orden nach Deutſchland zu verpflanzen. Was man im Orden ſelbſt hierüber denkt. Vorherſagung des heiligen Alphonſus.

Nun werden Beide in die Stadt Froſinone, im päbſtlichen Gebiet, faſt an der neapolitaniſchen Grenze, geſchickt, um dort ihr Noviziat durchzumachen. Es wäre intereſſant, Gedanken und Gefühle zu wiſſen, welche dem Mann hier durch die Seele gegangen ſein mögen, wenn er zur Morgen- oder Abendzeit vom romantiſchen Felſenneſt Froſinone in die zerklüftete Gegend und auf die Berge mit ihren dunklen Eichenwäldern hinſah — und unten im Thale das Flüßchen Coſa wie eine Silbernatter durch das im Tuffſtein tief ausgehöhlte Bett hinrollte. Dieſe Felſenneſter im päbſtlichen Gebiet mit ihren mittelalterlichen Burgen und Häuſern, deren Grundfarbe grau-dunkel iſt, gewähren einen eigenthümlichen Anblick. Auch die Spaziergänge um Froſinone haben etwas — von deutſchen Gegenden total verſchiedenes an ſich. Langhaarige Ziegen, ſüdlichen Gepräges, klettern auf den Steintrümmern und ſchwarze zottige Büffel mit abwärts gebogenen Hörnern erfreuen

ſich in den mitunter ſumpfigen Wieſen an den Ufern des Coſa. Hie und da hängt eine vom Sturm geknickte Pinie trauernd noch an einigen in Felſen eingezwängten zähen Wurzeln von den ſteilen Abhängen nieder. Selbſt bei kühler, dem Norden gleichartiger Temperatur fühlt um Froſinone herum der Deutſche, wohin er ſein Auge wenden mag: „Hier bin ich in keiner heimatlichen Gegend — das iſt ein ſüdliches Land.“ —

Gleich nach ſeinem Eintritt faßte Hoffbauer den Entſchluß, die Congregation des allerheiligſten Erlöſers nach Deutſchland zu verpflanzen. Dieſen Gedanken hat er nach der Hand in ſeinem ganzen Leben mit einer derartig unerſchütterlichen Energie verfolgt, daß dieſer Mann, abgeſehen von ſeinem wahrhaft heiligen und erbaulichen Lebenswandel, auch als ſeltener Charakter alle Bewunderung verdient.

Der angedeutete Entſchluß wurde auch in den andern Häuſern desſelben Ordens bekannt. Natürlich verlautete bald — daß der Rector zu Rom zwei Deutſche aufgenommen, die der italieniſchen Sprache wenig kundig ſind. Es wurden darüber Gloſſen gemacht — und der Rector vom Ordenshauſe zu Rom ſuchte ſich zu rechtfertigen, indem er vorſtellte: wie eben durch dieſe Deutſchen der Orden, jetzt in Italien in ſeinem Entſtehen, auch in Deutſchland Verbreitung finden dürfte.

Man muß ſich nun in die Zeit von 1783 hineindenken. Der Rumor, wie in Deutſchland, Oeſterreich voran, jetzt mit den Klöſtern verfahren wurde, hatte ſich anſchwellend wie jedes Gerücht, das in die Weite fortrollt, auch über die Alpen und Appeninen verbreitet.

Da iſt es nun gewiß im höchſten Grade verzeihlich geweſen, wenn die italieniſchen Ordensgenoſſen in menſchlicher Anſchauungsweiſe dieſe Hoffnung für den Orden in Deutſchland erwägend — entweder lächelten oder auch in ein lautes Gelächter ausbrachen; denn dieſe Zeit mit ihren allbekannten ſprechenden Ereigniſſen ſchien in der That eher für alles andere günſtig, als für die Erwartung: ein neuer ascetiſcher Orden werde ſich aus Italien nach Deutſchland verpflanzen laſſen.

Als der damals noch lebende Ordensſtifter Alphonſus, Biſchof von St. Agatha im Neapolitaniſchen, von den zwei Deutſchen und von den Hoffnungen, welche dieſelben hegten und die einige wenige der Ordensbrüder auf ſie bauten, während die Mehrzahl über das in Deutſchland geträumte Haus nur lachte, — vernommen hatte — da machte dieſer heilige Mann einen denkwürdigen Ausſpruch, der ſchon zu jener Zeit aufgeſchrieben und verbreitet wurde und der von der Fernſicht in die Zeit, von der prophetiſchen Begabung des Dieners Gottes Zeugniß gibt.

Weitläufig iſt dieß auch angeführt in der großen Biographie des Ordensſtifters, welche jüngſt in einer Stereotyppausgabe zu Turin herauskam. Der volle Titel lautet: „Della vita ed Instituto di S. Alfonso Maria de Liguori Vescovo etcet. libri quattro, dell P. Antonio Maria Tannoja della medesima Congregatione. Editione Stereotypa. Torino, Giacintio Marietti 1857." Dieſes Werk iſt in neuer Prachtausgabe in 5 Bänden auch ſchon in's Engliſche überſetzt herausgekommen zu London unter dem Titel: The life of Alphonso Maria de Liguori Bishop of S. Agatha of the Goths, and founder of the Congregation of the most holy redeemer. London. Thomas Richardson 1849. Auch exiſtirt bereits eine franzöſiſche Ueberſetzung; es wäre zu wünſchen, daß dieſes ſehr ſchätzenswerthe Buch auch in die deutſche Sprache übertragen würde. Tannoja erzählt: „Ognuno di noi ridevasi di questa casa sognata dai soggetti del pontificio in Alemagna. Non cosi Alfonso." „Jeder von uns lachte über das geträumte Ordenshaus für Unterthanen des Pabſtes in Deutſchland. Nicht ſo Alphonſus."

Als Alphonſus von der Aufnahme der beiden Deutſchen und von dem Vorhaben derſelben vernahm, äußerte er große Freude darüber und ſagte: „Gott werde unfehlbar durch die Vermittlung derſelben ſeine Ehre

in jenen Ländern ausbreiten. Doch dürften die Missionen in Deutschland in anderer Form einzurichten sein, als wie dieselben in Italien abgehalten werden. Dort sei mehr Belehrung am Platz als sittliche Anregung. Dort müsse man mit der Glaubenslehre den Grund legen, dann erst könne man die Sünder zur Buße ermahnen. Diese guten Priester werden viel Gutes wirken können, aber sie werden auch größerer Kenntnisse bedürfen."

Es wird im Verlauf dieser Geschichte dargelegt werden, inwieweit dieß prophetische Wort sich erfüllt hat. Es gibt Menschen, die mit der Blume der Epidendren in Indien einige Aehnlichkeit haben. Hoch rankt diese Pflanze sich an Bäumen empor und oben öffnet sie ihre Blüthenaugen am Tage vor der Sonne und in der Nacht vor dem dunkelblauen Gefilde der Sternenwelt. Es gibt Geister, die zu den Höhen eines menschenmöglich vollkommenen Lebens sich emporranken auf dem Baum der Kirche durch die Kraft ihrer Gnadenmittel, und diese Geister werden auf ihren Höhen nicht selten wie wahre Himmelsblüthen mit Fernsicht in Zeit und Raum begnadigt.

Was nun Hoffbauer selbst über den Verlauf des Noviziats erzählte — und was von seinen Schülern aufbewahrt worden ist — das trägt alles so das Ge-

präge der Wahrheit an ſich und gibt derartig Zeugniß von einem unbefangenen Weſen — dem es durchaus nicht darum zu thun iſt, mit einem gemachten Schein ſich zu umgeben, daß ſchon ein paar kleine an ſich unſcheinbare Ereigniſſe hinreichen, unſern Vorderſatz in das rechte Licht zu ſtellen.

Nach italieniſcher Sitte nahmen die Mitgenoſſen Hoffbauers im Noviziat bei ihren Spaziergängen in der heißen Sommerszeit friſche Wäſche mit ſich. Hoffbauer nannte das eine Verweichlichung, die für einen Ordensbruder nichts tauge; und als ſich die Sprache hievon einmal auch im Hauſe vor dem Novizenmeiſter fortgeſponnen, ſagte Hoffbauer: „Euer Hochwürden, wie ich geh' und ſteh' bin ich zweihundert Meilen weit von Wien hieher gereiſt, ohne daß es meiner Geſundheit geſchadet hätte und hier werden ſchon zu einem zweiſtündigen Spaziergang verſchiedene unnöthige Vorkehrungen getroffen."

Nun war dieſe Strenge gegen ſich bei Hoffbauer innige Geſinnung und es ihm durchaus nicht darum zu thun, ſich bei ſeinen Vorgeſetzten ſchön zu machen und über die andern zu erheben. Denn mit der aufrichtigſten Treuherzigkeit erzählte er in der Folge auch oft: wie er es mit dem Faſten durchaus nicht mit ſeinen italieniſchen Brüdern auf gleich leichte Weiſe halten

konnte. Seine frühere Beschäftigung und sein starker Körperbau hätte nach mehr Speise verlangt, und darum sei im Noviziat seine größte Beschwerde ein beständiger Hunger gewesen.

Sonst zeigte er sich im Noviziat voll Freudigkeit und fröhlichen Muthes, er fühlte sich jetzt auf dem Wege zu seinem Ziele — und der volle Friede lebte in seinem Herzen.

Abwechselnd betrieb er die theologischen Wissenschaften und erfüllte die Ordensregel in geistlichen Uebungen. Als das eigentliche Feld seiner Wirksamkeit aber hatte er seine deutsche Heimat nie aus den Augen verloren, und hinter den Felsenmauern, die vor seinem Blicke die uralten Städte Ferentino und Anagni bargen, mag sein forschender Blick wohl noch ein paar hundert Meilen weiter, nach den Bergen seines Vaterlandes sich gesehnt haben.

6.

Prieſterweihe in Veroli. Wanderung nach Oeſterreich. Zuſtände daſelbſt. Was Ocken über die Klöſterzerſtörung ſpricht. Reiſe nach Polen.

Nachdem nun er und ſein Freund im Ordenshauſe zu Froſinone die theologiſchen Studien beendet, wurden ſie der Prieſterweihe würdig erachtet. Froſinone liegt in der Diöceſe Veroli. Dorthin wurden nun die beiden zur Ordination geſendet.

Das Ordenshaus war arm — und die beiden mußten zum apoſtoliſchen Werk auch per pedes apostolorum wandern.

Was im Geiſte des innig frommen Hoffbauer auf dieſer Wanderſchaft vorgegangen ſein mag, läßt ſich annähernd denken. Endlich nach den mannigfachſten Kämpfen und Entbehrungen, bei denen jedem andern wie oft der Muth geſunken wäre — doch zum Ziele gelangt — freilich erſt im 35. Lebensjahre! Hoffbauer ſtand jetzt gerade in der Hälfte ſeiner Lebenszeit. Der Tag der Prieſterweihe deutete, wenigſtens ſeiner elementariſchen Seite nach, auf die Stürme und Unwetter hin,

denen der Jünger des Herrn auf seiner künftigen Pilgerfahrt des Lebens ausgesetzt sein solle.

Nach der am Morgen gespendeten Priesterweihe trat Regen und stürmisches Wetter ein. Der Weg von Veroli nach Frosinone beträgt immerhin an drei Stunden. Hoffbauer und sein Freund schritten fürder, der düstere Tag vermochte der Freude und dem Frieden, die in ihrem Herzen hell leuchteten, keinen Eintrag zu thun.

Nach der Ankunft im Ordenshause meldeten sie sich beim Rector. Dieser, wohl bekannt mit der demüthigen anspruchslosen Gesinnung beider, gab zur Uebung in der Demuth dem P. Hofbauer den Auftrag — beim spärlichen gewöhnlichen Male — zu dienen und aufzutragen, und dem P. Hübel — die Lesung während des Tisches zu halten.

Mit heiterer Miene vollzogen beide das ihnen auferlegte Geschäft zur Erbauung ihrer Mitbrüder.

Im Leben Hoffbauers ist es nicht Einmal vorgekommen, daß irgend ein Ziel, welches er sich vor Augen stellte — völlig unerreichbar und alle darauf verwendete Mühe — nutzlos und unsinnig schien; und dennoch wußte er am Ende seinen Willen durchzusetzen, und es gelang ihm das, was der kurzsichtigen Welt um ihn eine reine Unmöglichkeit dünkte.

Jetzt ſchon im Jahre 1785 trug ſich Hoffbauer mit dem Gedanken herum: ein Haus ſeines Ordens in Wien zu begründen. In der That ein ſehr merkwürdiges Vornehmen inmitten der achtziger Jahre in der Hochfluth illuminatiſchen Kloſterſturmes. Er weiß die Bedenken, die man ihm entgegenſtellt, inſoweit zu entkräften, daß man ihn am Ende wirklich fortſendet mit der Vollmacht eines Superiors. Damals regierte Pius VI. und der heilige Alphonſus war noch am Leben.

Hoffbauer und ſein Freund Hübel gehen nach Oeſterreich; ſie kommen gerade zur Zeit an, in welcher die Kloſteraufhebungsdecrete wie ein Hagel auf Hunderte und Hunderte von Ordenshäuſern niederraſſeln und nicht nur die Ordensbrüder und die Nonnen in alle Welt zerſtreuen, ſondern auch die Kunſtwerke in Architektur, Plaſtik, Kirchengefäßen und Glasmalerei wie ein echter Hagel zertrümmern und tauſende von koſtbaren unerſetzlichen Büchern aus Kloſterbibliotheken der Verwüſtung überliefert werden.

Erſt in unſerer Zeit kommt man nach und nach zur Einſicht jener barbariſchen Vernichtungswuth, und ſelbſt Leute, die ſonſt dem Verſtändniß für das Leben der Kirche und für die Bedeutung der Orden ganz ferne ſtehen, können doch nicht umhin, ihr aufrichtigſtes Bedauern über den nicht zu berechnenden Schaden auszu-

ſprechen — den die totale (damals freilich für höchſte Aufklärung gehaltene) Blödigkeit der Kloſteraufhebungscommiſſion nur allein in Kunſt und Literatur — auf eine für ewige Zeiten unerſetzliche Weiſe angerichtet hat.

Selbſt der Naturforſcher Oken, den doch gewiß Niemand einer Vorliebe für die katholiſche Kirche anklagen wird, ſagte ſchon im Jahr 1814 in ſeinen neuen Beweiſen: „Ein großer Fehler war es, daß man die Klöſter zerſtörte und die Geiſtlichkeit herabſetzte. Solche Sünden werden früh oder ſpät beſtraft, wie es leider bei uns bereits geſchieht. Wo ſind nun die den Klöſtern geraubten Reichthümer, wo ihre Bibliotheken, Naturalienſammlungen, phyſikaliſchen Apparate? Die Klöſter waren Schatz- und Unterrichtskammern für das Land, und die es nicht waren, hätte man dazu machen können, wenn unſere Staaten nun ſchon einmal Alles nur inſofern dulden wollen, als ſie Geld daraus preſſen können. Aber hätten denn die Klöſter nicht auch ſtehen bleiben können aus bloßer Achtung für ihre ehemalige Beſtimmung? Waren denn nicht ſie es, welche zuerſt den Boden bauten, das Volk unterrichteten, unwiſſende Fürſten leiteten, eine milde Religion und mit ihr Wiſſenſchaft und Bildung brachten? Was wären wir ohne unſere Klöſter? Nichts als halbwilde Germanen. Hat denn unſere Jetztwelt gar kein Gefühl mehr für Dank

und ehrwürdiges Alter! O wir denken noch die Zeit zu erleben, wo die Regierungen von der zerstörenden Aufklärerei entnüchtert, froh sein werden, wenn in die verfallenden Klostergebäude wieder Mönche einziehen und ihren Chor zum Lobe Gottes und zur Erbauung des Volkes anstimmen."

Als die beiden Gefährten nach Wien kamen, konnten sie sich mit ihren eigenen Augen überzeugen, daß unter diesen Zeitumständen ihr Vorhaben unterbleiben müsse. Den Muth aber verloren sie doch nicht und nach den Worten des Herrn (Matth. I. 23) „Wenn sie euch nun in dieser Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere," schüttelten sie ihren Staub von den Füßen und zogen hinauf in die Metropole des Polenreiches nach Warschau.

In Wien trifft Hoffbauer seinen Freund und einstigen Reisegefährten, Peter Kunzmann — dieser entschließt sich sogleich als Laienbruder in die Gesellschaft einzutreten und Hoffbauer nimmt ihn mit sich nach Polen.

7.

Zuſtände in Warſchau. König Stanislaus Poniatowsky. Nuntius Saluzzo. Kirche St. Benno. Die erſte Wohnung.

In Warſchau herrſchte damals der letzte Pohlenkönig, Stanislaus II. Poniatowsky — er war freilich zum Schattenkönig herabgeſunken und vegetirte nur noch mit den äußeren Zeichen der königlichen Würde angethan als Rußlands Werkzeug. Die höheren Stände in Warſchau ſtanden eben im Momente ſittlicher Verweſung. Der Voltairianismus, die liederliche franzöſiſche Literatur mit ihrer vollen Feindſchaft gegen alle poſitive Religion — wie auch gegen alles poſitive Sittengeſetz, hatte ſich nicht bald in einem Reich zum Verderben deſſelben ſo breit gemacht wie in Polen — natürlich nur Frankreich ſelbſt ausgenommen. Poniatowsky wurde in der Folge gänzlich entthront und lebte von einem ruſſiſchen Gnadengehalt als Privatmann zu Petersburg von 1794 bis zu ſeinen im Jahre 1798 erfolgten Tode.

In Warſchau ſtellten ſich die Miſſionäre zuerſt dem damaligen päpſtlichen Nuntius, Monſignore Saluzzo, Erzbiſchof in partibus, vor. Saluzzo kannte den neuen Orden der Redemtoriſten von Rom aus und hatte kurze Zeit vorher an den Papſt geſchrieben: es mögen

ihm zwei Miſſionspriester für Litthauen und Curland geſendet werden. Der Nuntius intercedirte ſogleich für die Ankömmlinge beim König Stanislaus und es wurde ihnen in Folge dieſer gütigen Vermittelung eine von den 166 Kirchen Warſchau's, die zu St. Benno, übergeben.

St. Benno liegt in der Neuſtadt, einem der äußerſten Punkte Warſchau's, auf einer Anhöhe. Von dem Titel dieſer Kirche wurde in der Folge durch die Bewohner Warſchau's der Name Bennoniten auf die Redemtoriſten übertragen.

In Warſchau ward dem P. Hoffbauer und ſeinen Gefährten Gelegenheit genug, ſich läutern zu laſſen im Feuer der Trübſale; eben das war aber auch Veranlaſſung, von ſeiner Hingebung und ſeinem Opfermuth die großartigſten Beweiſe zu liefern.

Da ſie neben der Kirche vorläufig nur eine verwahrloſte, halbverfallene und noch dazu ſehr ungeſunde Wohnung bekamen, da ſie mit ihrer Exiſtenz rein auf Almoſen angewieſen waren und ihre ganze Barſchaft aus zwei Thalern beſtand, läßt ſich leicht ermeſſen, wie ſchwer ihnen der Anfang werden mußte.

In dem Wohnzimmer ſchlug die Näſſe ſo ſehr durch, daß die Wände glänzten, an Möbeln beſaßen ſie nur Einen Tiſch, der für die Patres zugleich als Schlafſtelle

dienen mußte. Frater Emanuel verſuchte das Schlafen auf einem Seſſel; derſelbe mußte auch die Kochkunſt ausüben, die er zudem durchaus nicht verſtand. Unter allen dieſen Umſtänden erwies ſich Hoffbauer immer vergnügt, es war ihm keine trübe Stimmung anzuſehen.

Lag ja vor ihm ausgebreitet ein Stück Land aus dem Weingarten des Herrn — und ſtanden vorläufig an ſeiner Seite ein Paar Freunde und Genoſſen, jeder in ſeiner Art ein treuer Mitarbeiter beim Werk, zu dem ſie berufen waren.

8.

Wirkungskreis und Zunahme der Congregation. Der weiße Ablerorden. Zeugniß des Cardinal-Nuntius Litta. Hoffbauer und das Urtheil der Welt. Aufnahme von gebürtigen Pohlen. Miſſionen in Curland. Sorge für die Armen.

In den erſten Jahren gingen die Patres (der Orden fand nämlich bald, aber anfangs nur von auswärtigen Prieſtern, Zuwachs), nach den Worten des Evangeliums auf die Gaſſen und Straßen hinaus — und hielten zur Sommerszeit an Sonn- und Feſttagen im Freien förmliche Chriſtenlehren. Da es in Warſchau ſchon nach franzöſiſchem Muſter eine Polizei gab, ſo vermeinte dieſe, es könne durch dieſe Chriſtenlehren irgend ein großes Verderben für das ohnedies ſchon genug herabgekommene Pohlenreich herankommen, oder es könne der volle Einbruch deſſelben noch mehr dadurch beſchleunigt werden, denn ſie fand es für gut, dieſe Gattung Unterweiſung der Unwiſſenden einzuſtellen.

Nun beſchränkte ſich die Verſammlung auf ihre Kirche allein. An allen Sonn- und Feſttagen wurden bei St. Benno fünf Predigten gehalten, und zwar zwei in polniſcher, zwei in deutſcher und eine in franzöſiſcher Sprache für die in Warſchau anweſenden Franzoſen. Außerdem gab es noch Abenderhorten. Die Beicht-

ſtühle waren bis in die ſinkende Nacht von Büßenden umdrängt. Im Jahre 1796 belief ſich die Zahl der Communicanten bei St. Benno auf 19,000, im Jahre 1807 war die Zahl derſelben auf 100,000 geſtiegen.

Als im Jahre 1791 Pius VI. von den ſegensreichen Früchten dieſer Miſſion vernahm, ließ er derſelben aus der Propaganda eine jährliche Beihülfe von 100 Scudi anweiſen, und er ſoll ſich über die Miſſionäre hiebei geäußert haben: „man ſieht, daß der Eifer ihres Stifters auf ſie übergegangen iſt.“

So lange noch der König Stanislaus II. Poniatowsky auf dem Throne des Pohlenreichs — wenn auch nur mehr als Schattenkönig ſaß — fand doch die Congregation in ihm eine große Stütze — Hoffbauer beſonders hatte ſich die Achtung und Gunſt des Königs erworben. Der König wollte den P. Hoffbauer dieſer Achtung durch ein beſonderes Zeichen von Huld verſichern und überreichte ihm — bei Gelegenheit einer Audienz einmal eigenhändig den weißen Adlerorden. Hoffbauer nahm den Orden — eben als ein Zeichen der königlichen Gnade an und dankte dafür. Nie aber hat Jemand dieß Ehrenzeichen an ſeiner Bruſt geſehen — ja als Hoffbauer in der Folge 12 Jahre in Wien lebte, wußte auch Niemand davon, bis nach ſeinem Tode das goldene Ordenskreuz in einer kleinen Lade ſich vorfand, und

man darnach eruirte, was dieß bedeute und wie er dazu gekommen.

Unter dem Volk zeigten ſich, wie es eben überall geht, wo eine geiſtliche Genoſſenſchaft thätig und wirkſam iſt — Freunde und Feinde. Wer in Warſchau bei dem Hereindringen der daſelbſt beſonders ſtrebſamen franzöſiſchen Aufklärung — nicht ſeinen chriſtlichen Glauben eingebüßt, wußte Hoffbauer's aufopfernde Thätigkeit zu würdigen; viele die ihn näher zu kennen Gelegenheit fanden, verehrten ihn wie einen Heiligen.

Uebrigens war es nicht das Lob und die Anerkennung der Menſchen, nach dem ein Mann wie Hoffbauer ſtrebte; pflegte er ja noch in alten Tagen ſeine Anſchauung vom Lob der Welt dahin auszuſprechen: daß ihm Lob und Schimpf gleichgiltig geworden, daß er öfter von der einen Seite beſchimpft, und nach ihm mit Steinen oder Straßenkoth geworfen worden ſei, während ein anderer ſein Gewand (nach polniſcher Sitte der Verehrung) ja den Weg küßte, den ſein Fuß betreten, und ihn um ſeinen Segen bat. Ein Zeugniß, welches der apoſtoliſche Nuntius Cardinal Litta im Jahr 1800 an den Rector major der Congregation nach Rom ſchrieb, iſt noch vorhanden; er ſagt darin: „Bei meiner Rückreiſe aus Petersburg verweilte ich einen Monat in Warſchau. Zu meiner großen Genugthuung fand ich, wie der Orden des allerheiligſten

Erlöſers immer blühender wird, er gewinnt an Ordensgenoſſen und das Volk ſtrömt in ihre Kirche, die Verkündigung des göttlichen Wortes und die Ausſpendung der heiligen Sacramente trägt reichliche Frucht. Die Patres predigen ohne Unterlaß. Es iſt keine Uebertreibung wenn ich ſage, daß täglich vier Mal gepredigt wird, zwei Mal deutſch und zwei Mal polniſch. Die Bekehrungen ſind zahlreich. Man wird die Arbeiten der Miſſionäre für zu groß angelegt halten — ſie ſind aber keineswegs zu viel für das hieſige Bedürfniß. Ich würde nicht den Rath auszuſprechen wagen, es ſoll eine oder die andere dieſer Uebungen unterbleiben — weil ich fürchtete, Gottes Willen zu widerſtreben und ſeiner Sache zu ſchaden. Sollte nach den Wünſchen und Hoffnungen des P. Hoffbauer ein Haus in Deutſchland entſtehen, ſo würde das gewiß für jenes Land noch ſegensreichere Früchte bringen."

Es dauerte acht Jahre lang, bis ſich endlich auch Einheimiſche meldeten, mit dem Verlangen, in die Congregation aufgenommen zu werden.

Der erſte Pohle, welcher in die Congregation eintrat, gehörte derſelben ſozuſagen ſchon im Kindesalter an. Kaum dreizehn Jahre alt, lernte Johann Padgorsky den P. Hoffbauer kennen und machte dann unter demſelben ſeine Studien, ſo daß er ſchon im ſiebzehnten Jahre ſeines

Alters in den Orden aufgenommen werden konnte. Die Begabungen dieſes Jünglings waren ausgezeichnet, beſonders hervorragend ſein Rednertalent. Durch päpſtliche Diſpens erhielt er im achtzehnten Jahre das Diakonat und wirkte ſegensreich durch Verkündigung des göttlichen Wortes in ſeiner Mutterſprache. Ihm folgten bald viele polniſche Jünglinge in die Congregation nach; ſo daß dieſe — jenſeits der Alpen im Jahre 1805 ſchon 62 Mitglieder zählte, darunter 32 Prieſter, 14 Cleriker und 15 Novizen. In Warſchau befanden ſich damals 21 Prieſter, im Hoſpizium zu Lutkowka 3, in der Miſſionsſtation zu Mietau (Curland) 3 und in Jeſteten 5; in Razinin bei Siedla mußten ſie eine Pfarre verſehen. Auch bekamen ſie eine zweite Kirche zu Warſchau (zum heiligen Kreuz), wozu ihnen der Erzbiſchof von Warſchau ſelbſt ein Haus einräumte.

Nun errichtete P. Hoffbauer auch ein Convict für Cleriker, deſſen Leitung dem P. Padgorsky übergeben wurde. Während der proviſoriſchen Regierung war ſchon der Antrag geſtellt, die Congregation aufzuheben — nur dieſes Convict und die Nothwendigkeit, wie der Nutzen ſeines Fortbeſtehens, konnte die im Anzug befindliche Maßregel rückgängig machen. Die Regierung beanſpruchte, die obere Controlle über ſämmtliche Lehrbücher zu führen. Da war nun P. Hübel überaus

thätig, die beſten Lehrbücher, deren man zu jener Zeit habhaft werden konnte, herbeizuſchaffen.

Als die franzöſiſche Revolution losbrach, wurden in Frankreich nicht nur die Prieſter aus ihren Ordenshäuſern, ſondern auch die Cleriker aus den Seminarien in alle Welt zerſtreut, von den Letzteren kamen auch einige nach Warſchau — worunter Paſſerat, dem in der Folge nach Hoffbauer's Tod das Generalvicariat über die transalpiniſche Congregation übertragen wurde.

In dieſer Zeit drangen die Prieſter der Congregation in ihren Miſſionen bis Curland vor, ſelbſt Proteſtanten brachten dort ihre Kranken und ihre Kinder herbei und baten um den Prieſterſegen der Miſſionäre, ſo hoch im Vertrauen ſtanden dieſe Männer ſelbſt beim proteſtantiſchen Volke.

Wenn nun in Gegenwart des P. Hoffbauer die Rede war — wie Prieſter der Congregation an dieſem oder jenem Ort freundliche, ja ehrenvolle Aufnahme gefunden, wie ihnen die Liebe und das Zutrauen der Gläubigen entgegenkomme, da pflegte er ſogleich den geiſtlichen Hochmuth, der hieraus erwachſen könnte, mit kurzen aber kräftigen Worten zu bekämpfen, indem er ſprach: „Wenn ein Prieſter nur die Hälfte ſeiner Schuldigkeit thut, ſo wird er vom Volke beinahe angebetet, ich weiß aber nicht, ob er ſelig wird.“

Hoffbauer hatte es genugſam an ſich ſelbſt erfahren, was Armut ſei und was ſie zu bedeuten habe; es war ihm dieſe Lehre in ſeinem Lebenslauf nicht umſonſt gegeben; er ſtand den Armen zu Dienſten, wie er nur konnte. Einmal machte er perſönlich eine Sammlung für arme Verunglückte, als er in dieſem Geſchäft in eine öffentliche Gaſtſtube eintrat, geſchah es, daß ein Menſch im roheſten und gemeinſten Ausdruck des Haſſes ihm unter gräulichen Schmähworten in's Geſicht ſpuckte. Nach dem göttlichen Muſter echt chriſtlicher Sanftmuth und Duldung wiſchte ſich Hoffbauer erſt das Geſicht ab, und ſprach dann ruhig zu dem Menſchen: „Das war für mich, jetzt geben Sie mir aber auch etwas für meine Armen."

Dieſe heilige Ruhe bändigte die rohe Wuth — der Menſch gab beſchämt ein Almoſen und ſuchte außerdem durch eine Bitte um Verzeihung ſeine Schuld — die er eben durch den Gegenſatz der Sanftmuth ſo recht einſehen lernte — gut zu machen.

Es liegt uns ein Bericht über das Wirken Hofbauers von einem Prieſter der Congregation vor, der ſelbſt an der Seite dieſes Mannes in Warſchau lebte und Augenzeuge ſeines wahrhaft in Heiligkeit thätigen Lebens geweſen iſt, und der einfach und der Wahrheit getreu, ohne alle Reflexion die von ihm beobachteten Thatſachen niedergeſchrieben hat.

9.

Umgestaltung der Kirche St. Benno. Die Kunst in der Kirche. Gottesdienst in St. Benno. Zulauf des Volkes. Das neue Convict daselbst. Rückblick auf Hoffbauer's Leben. P. Padgorsky.

Es läßt sich denken, in was für einem defecten Zustande dem P. Hoffbauer die längere Zeit schon verlassene, halbverfallene Kirche zu St. Benno übergeben wurde.

Wie das Wort, das aus dem Munde geht, der Träger des Geistes ist, der im Menschen wohnt, und wie dieß Wort durch die Vermittelung des Tones und der Schallwellen dem Hörer in das Ohr fällt und diesem hierdurch die Gedanken des Sprechenden mitgetheilt werden, so wird in der Kirche von jeher auch die Musik und der Gesang angewendet — um mit den Himmelstönen heiliger Melodieen vom Ewigen zum Zeitlichen — von der Schönheit und Glorie des Schöpfers zum Geschöpf zu sprechen, und in diesem durch heilige Gefühle die Flamme der Andacht zu entzünden und zu nähren.

Und wie die Buchstaben gelesen werden vom Auge, und wie der Buchstabe der Vermittler ist zwischen dem Geist des Schreibenden und dem, der das Geschriebene lieset, so ist in der Kirche von jeher die Kunst gepflegt

worden, daß der Gläubigen Auge in ihren herrlichen Buchſtaben und Worten — die in Architektur, Plaſtik und Mahlerei beſtehen, ein wunderbares Zeugniß leſen könne über Gottes unendliche Liebe, über ſeine Macht und Herrlichkeit und über den Segen den er im reichen Maße jenen verleiht, die ihn lieben.

Daher beſchäftigt ſich die Kunſt mit der Darſtellung des Erſcheinens vom göttlichen Leben im menſchlichen — mit der Darſtellung von den wichtigen Thatſachen im Leben des Erlöſers — ſie beſchäftigt ſich aber auch mit den Thatſachen, welche die Erlöſung in den Menſchen möglich gemacht hat, d. h. mit dem glorreichen Leben der Heiligen Gottes.

Daher kann nun wohl auch die Kunſt eine heilige Schrift genannt werden, inſofern ſie in ihren mächtigen Buchſtaben, in ihren großartigen Schöpfungen dem menſchlichen Auge berichtet von der ewigen Wahrheit und Liebe — und ſie kann eine Heiligenlegende genannt werden, inſofern ſie in Beziehung auf den Cultus der Heiligen Gottes darſtellt: wie die ewige göttliche Wahrheit vom Menſchen aufgenommen worden iſt, wie die göttliche Liebe die rechte Harmonie und den rechten Wiederklang im Menſchenherzen gefunden hat — d. h. wie die Heiligen durch Gottes Gnade gelebt und gewirkt haben.

Von dieſem Gedanken und dieſer Anſchauung getragen, ſuchte Hoffbauer — der die Pracht des Gotteshauſes liebte — die Kirche St. Benno auf eine dem katholiſchen Gottesdienſt würdige Weiſe herzuſtellen.

Die Kirche zählte urſprünglich nur drei Altäre. Im Jahre 1801 baute Hoffbauer noch eine Kapelle dazu, in welche von der Kirche aus 12 Stufen aufwärts führten. Die ruinirte Statue des heiligen Benno am Hochaltare wurde durch ein Bildniß der ſeligſten Jungfrau (Mariahilf) erſetzt.

Ein Nebenaltar wurde dem h. Joſeph geweiht — an dieſem wechſelten die Bilder nach den Feſten des Herrn und ſeiner Heiligen. Hier wurden auch Novennen abgehalten, welchen die Polen und die Deutſchen in großer Anzahl und mit vieler Andacht beiwohnten. Am dritten Altar ließ er eine Statue des leidenden Heilandes, der an Händen und Füßen die Ketten trägt, aufſtellen. Der Ausdruck im Angeſichte des Heilandes zeigte große Wehmuth und ſchien zum Mitleid aufzufordern.

Der Pole iſt von Haus aus religiös und auch empfänglich für chriſtliche Kunſt, beſonders aber für die Darſtellungen aus Chriſti und der Heiligen Leben. Vor dieſem Altar ſah man auch immer eine große Anzahl Betender knieen — viele beweinten unter Reuethränen ihre begangenen Sünden, andere flehten in irgend einer

Bedrängniß den Herrn der Erbarmung an — der aus dieſem Bilde zu ſprechen ſchien: „Kommt zu mir, die ihr müheſelig und beladen ſeid und ich will euch erquicken.“ In der Kapelle ſtand jene Abbildung des Heilandes, welche Ecce homo genannt wird, in einer Statue — auch dieſe Räume wurden den ganzen Tag über nie von Betenden leer.

Es ſoll hier aus der Art und Weiſe, wie in den letzten Jahren des Beſtehens, als das Ordenshaus zu Warſchau in ſeiner Blüthe ſtand — der Gottesdienſt abgehalten wurde, der Eifer der Ordensgenoſſen einerſeits und andererſeits die großartige Theilnahme des katholiſchen Volkes gezeigt werden.

Für die Prieſter des Ordens (es waren ihrer 4 Jahre vor der Aufhebung 24) fand ſich Beſchäftigung vollauf. Ihre gemeinſchaftliche Morgenbetrachtung endete um 5 Uhr des Morgens. Von dieſer Stunde an wurde bis zum Abend, nur zwei Mittagsſtunden abgerechnet, in ſieben Beichtſtühlen unabläſſig das heilige Bußſakrament geſpendet. Nicht nur Stadtbewohner drängten ſich herzu — auch das Landvolk kam meilenweit herbei. In den letzteren Jahren zählte man jährlich über 100,000 Communicanten.

Gleich am frühen Morgen folgten nach einander drei heilige Meſſen. In der erſten ſang das Volk pol-

niſche Kirchenlieder — in der zweiten ſangen das Meßlied die Jungfrauen von der Bruderſchaft des heiligen Joſeph; die dritte war ein förmliches Amt mit Muſikbegleitung.

Merkwürdig iſt, daß die Muſik keine Auslagen verurſachte. Es fand ſich immer eine genügende Anzahl von Muſikern, die mit dem Gotteslohn ſich zufrieden erwieſen. An Sonn- und Feſttagen konnte die Violine allein mit 24 Violiniſten beſetzt werden. Als Muſikdirector fungirte der Redemtoriſt P. Jeſtersheim. In der Regel hielt P. Hoffbauer das Hochamt — an hohen Feſttagen kam der Weihbiſchof von Warſchau — den die Andacht in dieſer Kirche beſonders erbaute — bisweilen uneingeladen, um das Pontificalamt zu halten.

Von Morgens 5 Uhr bis Mittags folgten ſich die h. Meſſen auf den vier Altären der Kirche ununterbrochen. Täglich celebrirten hier auch zwanzig Weltprieſter, die ihre Stipendien von den in der Sakriſtei eingegangenen Geldern erhielten.

Man ſah ſich ſogar genöthigt, während der Predigten Meſſen zu celebriren, und zwar deßwegen, weil immer Deutſche und Polen in der Kirche gemiſcht anweſend waren; ein guter Theil verſtand nun von der Predigt nichts — die Deutſchen nichts, wenn polniſch gepredigt wurde, und umgekehrt. Nur durfte bei der

Meſſe während einer Predigt kein Zeichen mit der Glocke gegeben werden.

Dieſe Meſſen während der Predigt fanden auf P. Hoffbauers Anordnung ſtatt — es war ſeine beſondere Aufgabe, immer der Armen, Bedrängten und auch der dienenden Klaſſe eingedenk zu ſein. Er hielt es für eine beſondere Pflicht der Congregation, die wenige Zeit, welche dieſen Leuten für die Kirche vergönnt iſt zu berückſichtigen, darum wurden auch Morgens und Abends eigene Predigten gehalten. So wollte er für den Gottesdienſt der Armen in einer Weiſe ſorgen, daß hiedurch der Herrendienſt nicht zu Schaden kommen ſollte und daß die Dienenden, ohne das Mißvergnügen ihrer ſtrengen Herrſchaften zu erregen, auch ihren religiöſen Pflichten gerecht zu werden vermochten.

Die Hauptpredigt wurde in polniſcher Sprache vom beſten Prediger der Congregation in Warſchau, dem P. Blumenauer gehalten. Dieſem Manne war die Gabe der Rede in ſo hohem Grade verliehen, daß er öfter Predigten des P. Hoffbauer beſonders bei Prozeſſionen, wo er ſie im Deutſchen hörte — unmittelbar darnach in polniſcher Sprache den Polen vortragen konnte.

Die dritte Predigt an Sonn- und Feſttagen Vormittags hielt immer P. Hoffbauer ſelbſt — ein gewähltes Auditorium fand ſich ein, auch über 200 Studirende

waren immer zugegen. Man vernahm keinen Wortprunk in seiner Rede — obwohl er sich mit Schrift und Vätern sehr vertraut erwies; er sprach scheinbar sehr einfach und legte das Evangelium aus — denn was er redete kam vom Herzen und ging wieder zum Herzen. Der Styl war nicht blank gescheuert und polirt; er überließ sich auch der Begeisterung des Augenblickes, die den Mann wie einen Apostel zeigte — voll tiefer Frömmigkeit; die Form der Redeschule war seine Sache nicht, er stellte bisweilen an die Zöglinge der Hausanstalt Fragen; ermunterte sie von der Kanzel aus zum fleißigen Studium — und versprach denen, die besonders aufmerksam waren und gute Antworten gaben — ein Memento in der heiligen Messe für sie zu entrichten.

Das Alles kam bei ihm aus voller Seele — da war auch gar nichts gemachtes daran — das fühlten die jungen Leute auch heraus — und es war Jeder innerlich erfreut, dem P. Hoffbauer versprach: er wolle seiner besonders im Opfer und Gebete eingedenk sein.

Was für Gefühle des innigsten Dankes gegen Gott mögen zu jener Zeit die Seele Hoffbauers bewegt haben, als er das Ordenshaus in seiner Blüte sah — als es der Arbeit im Weinberge des Herrn vollauf gab — als er sich umrungen sah von thätigen Mitarbeitern —

und als er ſich bei aller ihm eigenen Demuth doch ſagen mußte: daß ihn Gott als Werkzeug gebraucht, um das Alles ins Leben zu rufen, daß Gott ihn zu ſeinem Diener gemacht — ihn den armen Handwerksgeſellen von ehemals, der ſein Ziel nicht aus den Augen verlor, während er ſich nähren mußte mit der Hände Arbeit — und der dem Volk Israel in der Wüſte gleich — durch viele Prüfungen hindurchgehen mußte — — bis es ihm gegönnt war in ſein gelobtes Land hier auf Erden einzuziehen — bis ihm eine entſchiedene Wirkſamkeit im Weinberg des Herrn im Reich Gottes auf Erden in der heiligen Kirche zu Theil geworden, bis die Sorge für die Seelen ſein eigentliches Geſchäft und ſeine Kümmerniß geworden, vom Grauen des Morgens bis zum Hereinbrechen der Nacht.

Auch den ganzen Nachmittag hindurch wurde an Sonn- und Feſttagen Gottesdienſt abgehalten. Um zwei Uhr betete ein Cleriker das Officium der allerſeligſten Jungfrau in deutſcher Sprache. In der Faſtenzeit wurde um dieſe Stunde ein Lied vom Leiden Chriſti in polniſcher Sprache geſungen. Die Compoſition war ganz und gar dem ergreifenden Liedestext angemeſſen; denke man ſich hinzu, wie die polniſche Sprache ohnedieß vorzüglich geeignet iſt, traurige Liedesweiſen im Geſange ergreifend darzuſtellen, ſo wird man es auch

verſtehen, wie das geſammte Volk, von Rührung und Wehmuth ergriffen, während dieſer Leidenslieder in lautes Weinen und Schluchzen ausbrach.

Unmittelbar nach dieſen Andachten folgte die vierte Predigt des Tages; ſie wurde in deutſcher Sprache, zumeiſt von einem zum Predigen geeigneten Diacon gehalten. War ſie vollendet, ſo verließen die Deutſchen die Kirche um den Polen Platz zu machen, denn nun machte eine polniſche Predigt den Schluß — dieſe war gewöhnlich dem P. Padgorsky, Novizenmeiſter und Vorſtand der Erziehungsanſtalt — einem höchſt begabten und ausgezeichneten Mann — aufgetragen.

Es ſei hier nebenbei bemerkt, daß P. Padgorsky, als er ſich nach der Vertreibung der Congregation aus Warſchau zu Wien aufhielt — vom damaligen Nuntius ſo hoch geachtet wurde — daß dieſer ihn beim heiligen Stuhl zum Biſchof von Bucareſt vorſchlug; — Padgorsky bethätigte nun die Lehre der Demuth, die er ſeinen Novizen und Clerikern ſo oft ans Herz legte, auf glänzende Weiſe durch ſeine inſtändige und entſchiedene Bitte: es möge dieſe für ſein Gewiſſen ihm zu ſchwer dünkende Bürde nicht auf ſeine Schultern geladen werden. Nur auf dieß dringende Anſuchen war der Nuntius zu bewegen, die ſchon eingeleitete Sache wieder rückgängig zu machen.

Padgorsky pflegte auch an Samstagabenden bei Novennen und Vigilien die Anreden zu halten. Nebenbei überſetzte er verſchiedene Schriften des heil. Alphonſus in die polniſche Sprache.

Nach der letzten Predigt wurde die Veſper mit ausgeſetztem hochwürdigſten Gute — an Feſttagen auch mit ſolenner Aſſiſtenz gefeiert.

An die Veſper ſchloß ſich der Kreuzweg an, die beſte und einfachſte Form um das Leiden Chriſti nützlich zu erwägen, und die wichtigſten Thatſachen aus demſelben dem Geiſte vorzuführen.

Ein Laienbruder trug das Kreuz, begleitet von zwei Jünglingen mit Kerzen, ihm folgte ein Kleriker, der bei den verſchiedenen Stationen die Betrachtungen in polniſcher Sprache vorlas. An Sonn- und Feſttagen wurde dieſe Andacht in deutſcher Sprache abgehalten.

Zum Schluß folgte noch eine Gewiſſenserforſchung, die ein Prieſter öffentlich mit dem Volke anſtellte — in der Weiſe, daß er dieſelbe vorlas. Nach derſelben wurde Glaube, Hoffnung und Liebe gebetet.

So ſorgte Hoffbauer für das Bedürfniß der verſchiedenen Volksklaſſen — je nach der Zeit die ihnen zum Gottesdienſt gegönnt war, je nach der Sprache die ſie verſtanden.

Immer war die Kirche gefüllt — gingen die einen, so kamen die andern.

Nach dem Schluß der letzten Andacht — mußte oft faſt Gewalt gebraucht werden, um das Volk zu bewegen, daß es die Kirche verlaſſe, weil dieſe doch die Nacht über geſchloſſen ſein mußte.

Es iſt ein bisher noch ſicher zu wenig oder gar nicht gewürdigtes Verdienſt, wenn ein Orden ſich vorzüglich um die dienende Claſſe annimmt — die Diener und Mägde vor den vielen Gefahren, die der Herrendienſt mit ſich bringt, behütet; das Gefühl der chriſtlichen Würde in ihnen lebendig macht — und die wahre chriſtliche Selbſtachtung eben durch den Umſtand in ihnen erweckt und erhält, daß ſie ſich als Erlöſte durch Jeſus Chriſtus erkennen — die eben deßwegen, weil ſie wiſſen, daß ſie auf Gottes Lohn, auf ſein ewiges Reich und Erbe den gleichen Anſpruch mit ihren zeitlichen Herren und Gebietern haben, um ſo leichter die Leidenſchaft des Haßes und Neides bezwingen, und in Geduld ihr irdiſches Loos ertragen.

10.

Bruderſchaften. Feſtfeier. Theilnahme von Adel und Volk. Die verwahrloſte Jugend. Frauenbündniß. Waiſenmädchen. Preußiſche Anſichten. Unterricht für Proteſtanten.

Außerdem geſchah noch Vieles um das religiöſe Bewußtſein in der Jugend zu erwecken und zu beleben, denn die Jugend trägt die Zukunft in ihren Händen und durch ſie läßt ſich am ſegensreichſten wirken auch für die kommenden Generationen.

So wurde bei St. Benno eine Bruderſchaft zu Ehren des heiligen Joſeph begründet; nur Jünglinge und Jungfrauen von unbeſcholtenem Wandel durften in ſelbe aufgenommen werden. Eigene Statuten wurden dafür abgefaßt. Die Bruderſchaft wirkte in weiten Kreiſen ſegensreich. Am Patrociniumsfeſte des heil. Joſeph hielt ſie ihre feierliche Prozeſſion um die Kirche herum.

Mit beſonderer, der Feier des Feſtes würdiger Pracht wurde alljährlich die Frohnleichnamsprozeſſion bei St. Benno am Sonntage nach Corpus Chriſti begangen.

Anreden unterm freien Himmel vor der Kirche gingen der Feier voraus und belehrten das Volk über die hohe Bedeutung derselben. Der Baldachin wurde von sechs Edelleuten getragen — Damen aus dem höchsten Adel, Fürstinnen und Gräfinnen hatten daran gearbeitet, Blumen, Kornähren und Reben waren reich an Gold in den Fond und an die vier Theile ringsum gestickt. Der Goldeswerth allein wurde auf 2400 Silbergulden berechnet.

Jünglinge in Silber und Gold gekleidet folgten dem Allerheiligsten.

Alles das rief P. Hoffbauer bei der Kirche St. Benno in's Leben, ihm, der wie ein Bettler nach Warschau kam — und ebenso arm wieder fortging — standen die reichsten Mittel zu Gebot, wenn es galt das Haus des Herrn zu zieren, oder die Feier des Gottesdienstes auf eine sinnfällige und den Geist erhebende Weise abzuhalten. Sein Eifer für die Ehre Gottes und sein Talent, das was zur würdigen Feier erfordert wurde herbeizuschaffen, hielten gleichen Schritt. Freilich war dieses Talent zum großen Theil in der lauteren Liebe und anmuthigen Frömmigkeit des Mannes gelegen.

Nun erstreckte sich die Thätigkeit der Kongregation aber keineswegs auf die Kirche St. Benno allein.

Seit Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu fanden in Pohlen keine Miſſionen mehr ſtatt. Da wurde nun auch dieſes Inſtitut wieder in's Leben gerufen. Freilich mangelte es an hinlänglichen Kräften um dem Verlangen der Landgemeinden nachkommen zu können; da wurde nun alljährlich nur eine Landgemeinde um Warſchau näher oder ferner gelegen beſucht — und die Miſſion mit großem Erfolge abgehalten.

Exercitien aber fanden jährlich mehrere Male in der Pfarrkirche zum heil. Andreas in Warſchau Statt.

Die verwahrloste Jugend in Warſchau ging nun dem ſeligen Hoffbauer beſonders zu Herzen; bei ihm war aber das Erbarmen nie ein bloßes vorübergehendes Gefühl — es ſuchte echtchriſtlich in irgend einer nachhaltigen eingreifenden That die chriſtliche Charitas lebendig zu machen.

So errichtete er neben dem Profeßhaus in Warſchau auch ein eigenes Schulhaus, in welchem die armen Knaben unentgeldlich unterrichtet wurden. Wie er immer die Kräfte recht zu verwenden wußte, und keine Art geiſtiges und ſittliches Kapital todt liegen ließ — ſo wußte er auch hier die Kandidaten zum Noviziat vor ihrem Eintritt in dasſelbe, (obwohl es außer dem Ordenszwecke lag, weil es aber die Noth

der Umstände dringend forderte), als Schullehrer nutzbar zu machen.

Auch die Waisenknaben wurden aufgenommen, die Obsorge über dieselben den Laienbrüdern übertragen; eine Mühwaltung die nicht gering anzuschlagen ist, denn diese Kinder erschienen bisweilen in einem derartigen Zustand der Unreinlichkeit und physischen Verwahrlosung, daß eine Ueberwindung des Eckels und eine große Aufopferung dazu gehörte — dieselben in den Zustand der Reinlichkeit zu versetzen. Auch wurden sie im Lesen, Schreiben und Rechnen, besonders aber in der Religion unterrichtet; sodann wurden sie braven Meistern verschiedener Handwerke, zu denen die Einzelnen Lust bezeugten, in die Lehre übergeben.

Sein sonstiges Organisationstalent, wenn es galt im Dienste Gottes und der echten christlichen Liebe Genossenschaften in's Leben zu rufen bethätigte Hoffbauer — indem er fromme Frauen in ein Bündniß zusammenrief — und sie unter eine gewisse Regel stellte. Diesen Frauen war die Aufgabe übertragen, sich der verlassenen Waisenmädchen anzunehmen; daß für diese in ähnlicher Weise wie für die Waisenknaben gesorgt werde. Diese Frauen besorgten nebenbei die Linnenarbeit für die Congregation. Die Mädchen unterrichteten sie außer in

den Schulgegenſtänden auch im Nähen, Stricken und häuslichen Handarbeiten und verſahen dieſelben auch mit Nahrung und Kleidung.

Ein eigenes Haus wurde für dieſes Inſtitut aufgenommen.

Manchmal befanden ſich über 100 Mädchen unter der Obhut dieſer Frauen — die gar nichts für ihre Bemühung bekamen außer den Gotteslohn — oft wußte man nicht, woher die Nahrung für ſo viele nehmen — und doch wurde P. Hoffbauers Vertrauen nicht zu Schanden, immer kam Hülfe, und war es auch ſchon im dringenden Augenblicke der größten Noth.

Einmal während der Revolution in Warſchau wußte Hoffbauer nicht — woher für die armen Studenten und Waiſenknaben etwas zu bekommen ſei? — Es war ihm bange, die Armen müſſen erhungern. Da ging er in die Kirche, warf ſich vor den Altar des h. Joſeph nieder und fing innig zu beten an. Während des Betens klingelte es an der Pforte, es wurden hinlänglich Lebensmittel gebracht — und die Ueberbringer durften nicht ſagen, wer ſie geſendet.

Daß der Orden — durch die Uebernahme ſo vieler Geſchäfte die nach dem Ordensſtatut gerade nicht im Kreiſe ſeiner Wirkſamkeit lagen, eben aus demſelben mit-

unter herausgetreten zu sein schien — um noch großartiger zu wirken, kam demselben, besonders dem damaligen preußischen Gouvernement (in Warschau) gegenüber zu Guten; denn die Preußen wollten nach ihrer humanitären protestantischen Anschauung keinen andern Orden dulden als einen solchen, der sich mit Unterricht der Jugend beschäftigt.

Dieser obige Umstand des Hinausgreifens von Seite des Ordens aus seiner ursprünglichen statutarischen Wirksamkeit findet ferner noch seine Erklärung in der allgemeinen Verwirrung der damaligen Weltlage — darin lag die Ursache, warum P. Hoffbauer von seinen ausgedehnten Vollmachten jeden Gebrauch machte, wenn es galt, Gutes zu wecken oder zu fördern.

Auch dem Unterricht der Protestanten und Juden schenkte die Congregation besondere Aufmerksamkeit. Während der preußischen Herrschaft in Warschau wurde durch Hinsendung von einer großen Anzahl von Beamtenfamilien für die bedeutende Zunahme der Protestanten in jener Stadt gehörig Sorge getragen — nach demselben Principe, welches später in den Städten der von Preußen erworbenen Rheinlande befolgt worden ist. Uebrigens aber rühmt P. Sabelli dessen Manuscript dieser Bericht über Warschau ent-

nommen wurde, die preußiſchen proteſtantiſchen Beamten als toleranter als die katholiſchen Franzoſen, die freilich zu jener Zeit in der vollen Blüthe des Voltairianerthums ſtanden, ein Umſtand, der nicht überſehen werden darf.

Die Muſik und die deutſche Predigt bewog viele Proteſtanten die Kirche St. Benno zu beſuchen, vor dem muſikaliſchen Amt predigte nun Hoffbauer — er machte auf viele der anweſenden Proteſtanten einen bedeutenden Eindruck. Es muß dieſen auch nachgerühmt werden, daß ſie in der Kirche ſich voll Ernſtes und würdiger Haltung benommen haben.

Dieſe guten Leute — von Haus aus gewohnt die katholiſche Lehre entſtellt, verdreht und verläſtert zu hören, erſtaunten ſehr, als ſie durch die Vorträge des P. Hoffbauer eines beſſern belehrt wurden. Da erwachte nun in manchem der Wunſch ſeiner Seele Heil ſich zu verſichern; er kam nicht mehr wie anfangs um der Muſik, oder aus Neugierde um eines deutſchen Vortrages willen, ſondern er kam um des Kerns und Inhaltes der Predigt willen in die Kirche, und es war ihm zu thun über die katholiſche Lehre vollends klar zu werden.

So kamen nach und nach zu Beſprechungen über Gotteswort und Heilslehre ſo viele Proteſtan-

ten zu P. Hoffbauer, daß in der Nachbarſchaft des Ordenshauſes ein eigenes großes Zimmer gemiethet werden mußte — in dem ſich immer eine gute Anzahl zu den dort abgehaltenen Colloquien einfanden. Die Folge davon war, daß allmonatlich einige Uebertritte in die katholiſche Kirche geſchahen.

Auf die Proteſtanten mochte insbeſondere die heitere kerngeſunde Frömmigkeit des P. Hoffbauer die beſte Wirkung üben, weder fanatiſche Düſterkeit, noch ranzige Salbung, noch ſüßliches Gewiſpel, noch irgend ſonſt ein Abzeichen des nicht ohne Urſache verpönten Mukerthums war an ihm zu finden, ſondern die wahre Heiterkeit und der Friede im heiligen Geiſte. Das ſichere Fürwahrhalten der ihm durch die Kirche vermittelten Heilslehre, und die Früchte des Heiles ſelbſt, ihm dargeboten, und von ihm empfangen in den heiligen Gnadenmitteln — das Alles lag offenbar und ſichtbar in ſeinem ganzen Weſen ausgeprägt: Viele, die den geiſtigen Frieden ſuchten, fanden ſich nun zu ihm hingezogen, ſie glaubten mit Recht — daß er das Gut, welches ihm ſelbſt in reichlichem Maße zu Theil geworden, auch andern vermitteln könne.

11.

Unterricht von Juden. Der Talmud und die Rabbiner. Ueber Judenbekehrung. Ungerechte Urtheile über die Judenbekehrung im Allgemeinen.

Auch auf die zahlreichen Juden, welche nach der Taufe Verlangen trugen, wurde Bedacht genommen, und auch für ſie mußten eigene Unterrichtsſtunden feſtgeſetzt werden.

Die Lehrſtunden für dieſe hielt P. Schwarz, ein geborner Elſäſſer der früher Profeſſor der hebräiſchen Sprache — alſo zu dieſem Geſchäfte beſonders geeignet war. Den P. Schwarz beſeelte ein derartiger Eifer für die Bekehrung des jüdiſchen Volkes, daß er lange Zeit mit dem Plane umging, nach Jeruſalem zu reiſen, um dort, an der den Juden und Chriſten theuren Stätte — dieſen Unglücklichen das Wort vom Heile zu verkündigen. Eben ſo groß als ſein Eifer war auch ſeine Wiſſenſchaft — nur der hartnäckigſte Trotz vermochte es, der Gewalt ſeiner Beweiſe Widerſtand zu leiſten. Als einem genauen Kenner des Talmud waren ihm alle, ihres grimmigen Haſſes nach abſcheulichen und ihres ganz blöden Aberglaubens nach lächer-

lichen Lehren und Paſſagen dieſes für die orthodoxen Juden ſo wichtigen Werkes bekannt.

Dem verworrenen Unſinn des Talmud ſtellte nun P. Schwarz die klarfließende Quelle der heil. Schrift gegenüber und manche nahmen mit erkennendem Geiſt und willigem Herzen das Wort der Wahrheit an und ließen ſich taufen.

Auch Rabbiner kamen zu P. Schwarz. Hatte der nun all ihre Trugſchlüſſe ſiegreich niedergeworfen, was ihm um ſo leichter gelingen mußte, da der Juden ganzes Arſenal: der Talmud mit ſeinen Lehren ihm offen ſtand und bekannt war — dann gingen ſie erſt zu P. Hoffbauer in der Hoffnung mit dieſem, weil er des Hebräiſchen unkundig, ein leichteres Spiel zu haben.

Aber auch bei P. Hoffbauer ging es den ſophiſtiſchen Juden ſchwer — denn er kannte die heilige Schrift ſehr gut und war auch anderſeits mit den Gebräuchen und dem Weſen der Juden ziemlich vertraut.

P. Sabelli bemerkt nun in ſeinem Bericht bei dieſer Gelegenheit, daß ſich wohl viele taufen ließen, aber nicht wenige derſelben ſehr laue Chriſten wurden und halbe Juden blieben.

Er führt dabei einige polniſche Sprichwörter über die getauften Juden an, die vielleicht in Polen zu ſeiner Zeit zum großen Theil gerechtfertigt ſein mochten,

welche wir aber hier nicht wiederholen wollen, weil ſie uns in Anbetracht jener Israeliten, die aus Ueberzeugung Chriſten geworden ſind und als ſolche leben — zu lieblos und verletzend klingen. Es wäre nicht nur lieblos, ſondern auch gewiß höchſt ungerecht hierin im Allgemeinen abzuurtheilen und den Stab zu brechen.

Man muß auch vom Chriſten, der früher Jude war, nicht zu viel verlangen; dann wird man ſich auch wenigſtens im ſocialen Verkehr mit dem neuen Chriſten zufrieden geben. Was lange Zeit in der Erziehung gewurzelte Lebensgewohnheit war, iſt nicht ſo leicht über Bord zu werfen. Freilich iſt es auch wieder von Seite jener Juden — welche die Taufe empfangen wollen, eine ungerechte Klage und Beſorgniß, wenn ſie meinen, „die Chriſten werden es ihnen dennoch fühlen laſſen, daß ſie früher Juden geweſen ſind.“ Geht der neu Getaufte nur mit vollem Ernſt in das Geſetz der Gnade und in den Frieden der Erlöſung ein, dann wird er gewiß auch doppelter Ehre für würdig gehalten, Beiſpiele geben hiefür lautſprechendes Zeugniß. Wer aber nur den chriſtlichen Namen annehmen und hinter dieſem wie hinter einer ſpaniſchen Wand als Jude fortagiren will — der hat ſicher kein Recht zu klagen, wenn ihm wohlverdiente Geringſchätzung zu Theil werden ſollte.

12.

P. Hübel und sein Wirken in Warschau. Anekdoten über ihn. Ruf der Congregation in die Schweiz. Niederlassung auf Berg Tabor zu Tryberg im Schwarzwald und zu Babenhausen. Verläumdungen und Anfeindungen.

Es ist hier am Platze, einiges über den treuen Gefährten des P. Hoffbauer — der zudem in Warschau seine rechte und starke Hand war, nämlich über den P. Hübel einzuschalten; denn ihm mußte nächst Hoffbauer, das Aufblühen der Congregation in Warschau zuvörderst zugeschrieben werden.

P. Hübel stammte, wie schon früher bei der Bekanntwerdung P. Hoffbauers mit demselben berichtet worden, aus Böhmen ab, und hat das Haus in Warschau mit begründet. Hübel war ein tüchtiger Theologe, er verfaßte für die Cleriker der Congregation eigens eine Logik und Metaphysik und sprach mit Geläufigkeit — das Lateinische mit eingerechnet, sieben Sprachen. In Warschau stand er als Theolog in bedeutendem Ansehen und er wurde oft in schwierigen Fällen zu Rathe gezogen. Der Bischof ernannte ihn zu einem der 12 Examinatoren für die Priesterweihe — und seine Stimme allein war hinlänglich, einem Candidaten die

Zulaſſung zur Weihe zu verweigern, während Jeder, der ſeine Approbation erhielt, ſicher auch von allen anderen Examinatoren approbirt wurde. Dieſem Umſtand mochte der Witz zu verdanken ſein, der unter den Theologen über ihn curſirte — die Deutſchen nannten ihn nämlich ſcherzweiſe ſtatt Hübel den Hobel, ſo daß es hieß, wenn einer bei den andern Examinatoren ſich ſchon ein gutes Zeugniß erworben, dieſer aber noch den Hübel zu beſtehen hatte: „Jetzt wirſt du erſt zum Hobel kommen, der wird dich ſchon zuſammenhobeln". Dieſer Scherz gibt wenigſtens von Hübels Gewiſſenhaftigkeit Zeugniß, der nicht leicht einen approbirte, welcher beſonders in der Moral ſeine Befähigung zum Beichtſtuhl nicht genügend nachweiſen konnte.

Dabei erwies ſich aber Hübel als einen ſehr ſanften und milden Mann, anziehenden und einnehmenden Weſens, der hohe Adel, wie auch Prälaten und Canonici wählten ihn zu ihrem Gewiſſensrath — obwohl er im Beichtſtuhl jeden ohne allen Standesunterſchied Beichte hörte. Außer ſeinem in aller chriſtlichen Liebe thätigen Glauben und ſeinem Eifer für Gottes Ehre zierte ihn beſonders Sanftmuth und Geduld, ſo daß er nicht mit Unrecht die Mutter der Congregation genannt wurde. Seine chriſtliche Klugheit war allge-

mein anerkannt — ihm gelang es auch, manchen Sturm, den die Bosheit gegen die Congregation heraufzubeschwören suchte — abzulenken.

P. Hübel sollte auch jetzt wieder Gefährte des P. Hoffbauer auf einer Wanderschaft von vier Jahren sein.

Der Ruf von der ausgezeichneten Wirksamkeit der Redemtoristen war über die Alpen gedrungen und der apostolische Nuntius in der Schweiz stellte an P. Hoffbauer die Anforderung, ein Haus in Constanz zu begründen. Auch der Probst des Kapitels zu Lindau machte ihm einen ähnlichen Antrag, sowie auch der damalige Bischof von St. Pölten bei Wien, der vorerst durch die Redemtoristen seinen Diöcesanklerus Exercitien abhalten lassen wollte. Da er zugleich als apostolischer Vicar der kaiserlichen Heere fungirte, hatte er auch im Sinn, ein eigenes Seminar für Feldkapläne zu gründen, und dabei wollte er die Redemtoristen als Professoren verwendet wissen. Der Plan scheiterte aber schon vornhinein an der damaligen Gesetzgebung, nach welcher Ausländer als Professoren oder Lehrer an inländischen Schulen nicht zugelassen werden durften.

Wegen der großen Entfernung von Rom erhielt Hoffbauer im Jahre 1785 vom damaligen Rector major

des Ordens Franz de Paula die Vollmacht, Collegien zu errichten, und alles das zu organiſiren, was damit verbunden iſt — als: Novizen aufzunehmen ꝛc. Im Jahre 1792 wurde Hoffbauer zum Generalvikar jenſeits der Alpen ernannt.

Nachdem dies vorausgeſendet, gehen wir wieder zurück auf das Jahr 1802. In Folge der Aufforderung aus der Schweiz — begab ſich nun P. Hoffbauer ſelbſt dahin, und zwar in Begleitung des P. Hübel, des Clerikers Franz Hoffbauer, ſeines Neffen (der als Redemtoriſtenprieſter im Jahre 1845 zu Altötting in Baiern ſtarb), dann des Novizen Johann Sabelli.

An der Schweizergränze, auf dem Gebiete des Fürſten Johann Nepomuk Schwarzenberg nächſt dem Dorfe Inſtetten, auf einer Anhöhe, Berg Tabor genannt, wurde das erſte Ordenshaus gegründet. Zum Oberen machte Hoffbauer den P. Paſſerat. Nebſt dieſem befanden ſich hier die PP. Joſeph und Franz Hoffbauer, ein polniſcher Pater, dann Sabelli und der Noviz Martin Stark. Als einzige Suſtentationsquelle dienten ihnen aus Warſchau zugeſendete Meßſtipendien.

Hier wohnten die Patres in einer eigentlichen Schloßruine. Ringsum drohte der Einſturz. Das einzige größere Zimmer, welches zu gemeinſchaftlichen Verſamm-

lungen diente, mußte mit Balken geſtützt werden. — Die Ordensregel wurde gehalten, gepredigt, Beichte gehört — und bald füllte ſich die kleine Kirche, die Leute kamen von nah und fern. Vom Auguſt 1803 bis September 1804 machte P. Hoffbauer in Begleitung Hübels drei Reiſen. Im höchſten Sommer gingen ſie nach Rom und Neapel, beſuchten die dortigen Ordenshäuſer, im Winter unternahmen ſie eine Reiſe nach Warſchau und von da kehrten ſie wieder zurück auf den Berg Tabor.

Während Hoffbauers Aufenthalte daſelbſt kamen Männer aus Tryberg im Schwarzwalde, zur damaligen Diöceſe Conſtanz gehörig — in der eben das Aufklärungsgeſchäft der Illuminaten im vollen Zuge war, eine Erſcheinung, die alſo um ſo mehr berückſichtigt werden muß, und erſuchten um einige Prieſter für die dortige, der ſeligſten Jungfrau geweihte Wallfahrtskirche; denn die Geiſtlichen, die ſich dort befanden, waren alt und gebrechlich und konnten der ſtrengen Seelſorge im Beichtſtuhle daſelbſt nicht genügen. — P. Hoffbauer machte ſich alsbald mit einigen Prieſtern auf und zog dahin, mit ſeinen Gefährten das beſchwerliche Werk des täglichen Beichthörens übernehmend. Die Prieſter der Congregation bezogen das Erdgeſchoß des Hauſes der dortigen Geiſtlichen, und

der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich (denn der Berg Tabor gehörte damals ins Gebiet der öſterreichiſchen Vorlande) bewilligte nicht nur, daß drei daſelbſt angeſtellt, ſondern auch daß ihnen eine jährliche Suſtentation von 150 fl. verabreicht werden ſollte. Die Tryberger verdoppelten den Gehalt aus dem Gemeindevermögen und ließen es auch ſonſt den neuen Ankömmlingen an nichts fehlen.

Hier ging aber bald ein Sturm gegen die Congregation los — der nichts weniger als aus Tryberg ſelbſt kam, wo dieſelbe in höchſter Achtung ſtand — ſondern der aus dem politiſchen und ſocialen vom Illuminatenthum getränkten Geiſt der damaligen Zeit hervorbrach. Es war damals die Zeit der großen Länderwechſel, das Gebiet des Berges Tabor war zuerſt — (Jahrhunderte lang) Oeſterreichiſch — dann kam es in geſchwindem Wechſel nacheinander an Würtemberg und Baden. Die damaligen proteſtantiſchen Regierungen — denen es aus natürlichem Gelüſte nach dem Gut der reichen Klöſter — um einen Kloſterſturm überhaupt zu thun war — arbeiteten von Seite der Bureaukratie und von Seite der Preſſe auf die klöſterlichen Inſtitute mit aller Gewalt los. Es regnete die kleinlichſten Neckereien, Denunziationen und Verläumdungen. Haß und Verfolgung wurde abſichtlich heraufbeſchworen; das wurde

ſo arg getrieben, daß P. Hoffbauer es am gerathenſten fand, die Niederlaſſung von Tryberg zu verlaſſen und dafür eine andere zu gründen; er begab ſich in dieſer Abſicht auf das dem Fürſten Fugger gehörige Gut Babenhauſen, wo er die beſte und freundlichſte Aufnahme fand. Es wurde nun hier in Babenhauſen eine neue Niederlaſſung gegründet. Der Biſchof von Augsburg Clemens Wenzeslaus ertheilte mit Freuden den Unternehmern die kirchliche Approbation, und der Generalvicar und Weihbiſchof Anton zeigte ſich der Congregation beſonders gewogen.

Die kleine Gemeinde fing nun hier an eine große Thätigkeit in der Seelſorge zu entwickeln; der Fürſt Fugger war ſo darüber erfreut — daß er — während ringsum Sturm und Raub von katholiſchen und proteſtantiſchen Fürſten am Kloſtergut losging — ernſtlich beſchloß, ein eigenes Collegium auf eigene Koſten zu erbauen, zu welchem er ſelbſt den Plan entwarf.

Nur die hereinbrechenden Kriegswirren, mit ihren nachfolgenden traurigen und herabgekommenen Finanzverhältniſſen konnten den frommen Fürſten an der Ausführung ſeines Vorhabens hindern.

Doch auch hier ſollte der Congregation gegenüber die Bewegung der Zeit wieder ihre Früchte treiben. Im Lande regte ſich bei denen, welchen das Wirken

der Verſammlung ein Dorn im Auge war, eine derartige Bosheit, daß ſie die giftigſten — wenn auch dabei albernſten Lügen gegen die Prieſter der Congregation ausſtreuten. Was die Bosheit erfindet, nimmt die Bosheit auch leichtgläubig hin und verlangt weder Beweis noch Grund dafür.

Die weltliche Macht fand ſich am Ende veranlaßt, eine Unterſuchung über die argen Denunziationen einzuleiten — ein Umſtand, welcher den Prieſtern im höchſten Grade erwünſcht kam — denn es fanden ſich alle ausgeſtreuten Gerüchte völlig grundlos — und ſo ſtand die Congregation wenigſtens von Amtswegen gegenüber ihren ſchmählichen Verläumdern als gerechtfertigt da.

ſo arg getrieben, daß P. Hoffbauer es am gerathenſten fand, die Niederlaſſung von Tryberg zu verlaſſen und dafür eine andere zu gründen; er begab ſich in dieſer Abſicht auf das dem Fürſten Fugger gehörige Gut Babenhauſen, wo er die beſte und freundlichſte Aufnahme fand. Es wurde nun hier in Babenhauſen eine neue Niederlaſſung gegründet. Der Biſchof von Augsburg Clemens Wenzeslaus ertheilte mit Freuden den Unternehmern die kirchliche Approbation, und der Generalvicar und Weihbiſchof Anton zeigte ſich der Congregation beſonders gewogen.

Die kleine Gemeinde fing nun hier an eine große Thätigkeit in der Seelſorge zu entwickeln; der Fürſt Fugger war ſo darüber erfreut — daß er — während ringsum Sturm und Raub von katholiſchen und proteſtantiſchen Fürſten am Kloſtergut losging — ernſtlich beſchloß, ein eigenes Collegium anf eigene Koſten zu erbauen, zu welchem er ſelbſt den Plan entwarf.

Nur die hereinbrechenden Kriegswirren, mit ihren nachfolgenden traurigen und herabgekommenen Finanzverhältniſſen konnten den frommen Fürſten an der Ausführung ſeines Vorhabens hindern.

Doch auch hier ſollte der Congregation gegenüber die Bewegung der Zeit wieder ihre Früchte treiben. Im Lande regte ſich bei denen, welchen das Wirken

der Verſammlung ein Dorn im Auge war, eine derartige Bosheit, daß ſie die giftigſten — wenn auch dabei albernſten Lügen gegen die Prieſter der Congregation ausſtreuten. Was die Bosheit erfindet, nimmt die Bosheit auch leichtgläubig hin und verlangt weder Beweis noch Grund dafür.

Die weltliche Macht fand ſich am Ende veranlaßt, eine Unterſuchung über die argen Denunziationen einzuleiten — ein Umſtand, welcher den Prieſtern im höchſten Grade erwünſcht kam — denn es fanden ſich alle ausgeſtreuten Gerüchte völlig grundlos — und ſo ſtand die Congregation wenigſtens von Amtswegen gegenüber ihren ſchmählichen Verläumdern als gerechtfertigt da.

13.

Anekdoten aus Hoffbauers Wanderungen. Anſiedelung in Wallis.

Während der letzteren Reiſen begegnete dem P. Hoffbauer einiges, welches ſeine Begleiter zu ſeiner Charakteriſtik aufzeichneten.

Wenn auch Baiern von der franzöſiſchen Armee beſetzt war — und Reiſende, beſonders Geiſtliche, ſich den größten Unannehmlichkeiten ausgeſetzt fanden — wanderte doch Hoffbauer, wenn es ſeine Pflicht erforderte, unerſchrocken herum. Einſt in Begleitung des P. Sabelly geſchah es — daß ein franzöſiſcher Cavalleriſt ihm den Säbel auf die Bruſt ſetzte und ſeinen Mantel begehrte. P. Hoffbauer gab den Mantel ruhig hin, was wohl jeder andere an ſeiner Stelle auch gethan haben würde; er beklagte ſich aber nicht im mindeſten, weder über die Kälte noch über den Verluſt des Mantels und ging in Ruhe und Heiterkeit ſeinen Weg weiter.

In eine frühere Zeit fällt eine andere Geſchichte. P. Martin Starck war damals noch im Knabenalter und begleitete den P. Hoffbauer, dem es an allen Geldmitteln gebrach. Abends mußten Beide ohne Speiſe

ſich auf ein Strohlager in einem Wirthshaus niederlegen. Starck klagte über Hunger ſchon des Tages über; Hoffbauer tröſtete ihn mit dem Verſprechen: er werde ſchon am Abend etwas zu eſſen bekommen.

In der Gaſtſtube wurde Karte geſpielt, gezankt und mitunter gräulich geflucht. P. Hoffbauer erhob ſich von ſeinem Strohlager und redete dem Fluchenden in der Weiſe liebreich zu, von ſeinem frevelhaften Fluchen abzuſtehen, daß dieſer Mann in ſich ging, längere Zeit mit P. Hoffbauer ſprach und ihn am Ende zu einem eben aufgetragenen Abendeſſen einlud. Bei dieſer Gelegenheit ſagte Hoffbauer zu ſeinem hungrigen Begleiter: „Siehſt du Martin, ich hab dir geſagt, daß du heut noch etwas zum Eſſen bekommen wirſt.“

Einmal reiſte Hoffbauer mit Hübel von Wien zu Fuß nach Pohlen. Auf der Straße gegen Znaim zu — die beide einſchlugen,. weil Hofbauer im Vorübergehen ſeine Heimath ſehen wollte — begegnete ihnen der Schullehrer der Stadt Rötz, der beide einlud, mit ihm nach Rötz zu fahren, bei ihm zu übernachten — und dann des Morgens wieder mit ſeinem Wagen von ihm begleitet nach Znaim zu gehen. P. Hoffbauer nahm das freundliche Anerbieten mit Dank an — und wurde im Hauſe des Lehrers auch von deſſen Frau mit vieler Ehrerbietung aufgenommen. Am Tage dar-

nach ſchrieb dann Hoffbauer von der nächſten Station einen Brief voll Dank gegen ſeinen freundlichen Wirth und ſprach in dieſem Briefe Segenswünſche und Segen für des Lehrers ganzes Haus aus. Die Frau des Lehrers bewahrte dieſen Brief als eine theure Reliquie — und ſagte noch nach vielen Jahren, mit dieſem Brief ſei thatſächlich Heil und Segen in ihrem Hauſe eingekehrt und es haben der Familie Vermögensumſtände ſeither ſich auffallend zum Beſſeren geſtaltet.

Es ſoll hier noch ein kleiner Bericht über die Schickſale der erſten Niederlaſſungen der Congregation in Deutſchland folgen. Es ſchien damals gewöhnlich der Dank der Congregation zu ſein, daß ſie für Mühen und Opfer, für die Unermüdlichkeit auf der Kanzel und im Beichtſtuhle — bei manchmal wirklich ſtattfindendem Kampf mit Entbehrungen und Noth aller Art — die bitterſten Früchte ernten, und von Ort zu Ort vertrieben werden ſollte.

Dieſelben der religiöſen Thätigkeit des Ordens feindlichen Elemente — welche in dem ſogenannten Aufklärungsdrange und der mit vollen Segeln einherfahrenden Freimaurerei Nahrung und Unterſtützung fanden, ſtellten ſich dem Wirken der Congregation allenthalben entgegen. So wurden die Niederlaſſungen von Tabor,

Tryberg und Babenhauſen von den Mitgliedern der Verſammlung auf Betreiben ihrer Feinde verlaſſen.

Nun ſollte für den Orden eine neue Thätigkeit in der Schweiz in Ausſicht ſtehen. P. Hoffbauer wurde in Chur freundlich aufgenommen und ihm das nun leerſtehende Prämonſtratenſerſtift zum h. Lucius übergeben.

Noch waren aber die Prieſter der Congregation nicht dahin gekommen, als die Illuminatenparthei aus Baiern, die damals bekanntlich ihre Fäden weithin geſponnen, durch verläumderiſche Briefe und Denunziationen aller Art und in der feinſtangelegten Weiſe — ſchon die Bewohner von Chur ſo gegen die Congregation aufzuſtacheln wußte, daß die kaum Angekommenen die Stadt auch ſchon wieder in kurzer Zeit verlaſſen mußten.

P. Hoffbauer ergreift wieder ſeinen Wanderſtab und ſchreitet fürder über Berg und Thal und kommt zu einem Pfarrer im Walliſerland, Namens Adrian von Courten in Wispach. Dieſer ſtellt den Walliſerbehörden die wahre Sachlage betreffs des Redemtoriſtenordens vor Augen, der Magiſtrat von Wallis zeigt ſich geneigt, für die Aufnahme der Vertriebenen; das berichtet ihnen Hoffbauer und Paſſerat überſchreitet mit ſeinen Pflegebefohlenen, Prieſtern und Clerikern das Grimſelgebirge und ſie kommen nach Wallis. Wenn auch in großer Dürftigkeit, ſo leben ſie hier doch in

nach schrieb dann Hoffbauer von der nächsten Station einen Brief voll Dank gegen seinen freundlichen Wirth und sprach in diesem Briefe Segenswünsche und Segen für des Lehrers ganzes Haus aus. Die Frau des Lehrers bewahrte diesen Brief als eine theure Reliquie — und sagte noch nach vielen Jahren, mit diesem Brief sei thatsächlich Heil und Segen in ihrem Hause eingekehrt und es haben der Familie Vermögensumstände seither sich auffallend zum Besseren gestaltet.

Es soll hier noch ein kleiner Bericht über die Schicksale der ersten Niederlassungen der Congregation in Deutschland folgen. Es schien damals gewöhnlich der Dank der Congregation zu sein, daß sie für Mühen und Opfer, für die Unermüdlichkeit auf der Kanzel und im Beichtstuhle — bei manchmal wirklich stattfindendem Kampf mit Entbehrungen und Noth aller Art — die bittersten Früchte ernten, und von Ort zu Ort vertrieben werden sollte.

Dieselben der religiösen Thätigkeit des Ordens feindlichen Elemente — welche in dem sogenannten Aufklärungsdrange und der mit vollen Segeln einherfahrenden Freimaurerei Nahrung und Unterstützung fanden, stellten sich dem Wirken der Congregation allenthalben entgegen. So wurden die Niederlassungen von Tabor,

Tryberg und Babenhauſen von den Mitgliedern der Verſammlung auf Betreiben ihrer Feinde verlaſſen.

Nun ſollte für den Orden eine neue Thätigkeit in der Schweiz in Ausſicht ſtehen. P. Hoffbauer wurde in Chur freundlich aufgenommen und ihm das nun leerſtehende Prämonſtratenſerſtift zum h. Lucius übergeben.

Noch waren aber die Prieſter der Congregation nicht dahin gekommen, als die Illuminatenparthei aus Baiern, die damals bekanntlich ihre Fäden weithin geſponnen, durch verläumderiſche Briefe und Denunziationen aller Art und in der feinſtangelegten Weiſe — ſchon die Bewohner von Chur ſo gegen die Congregation aufzuſtacheln wußte, daß die kaum Angekommenen die Stadt auch ſchon wieder in kurzer Zeit verlaſſen mußten.

P. Hoffbauer ergreift wieder ſeinen Wanderſtab und ſchreitet fürder über Berg und Thal und kommt zu einem Pfarrer im Walliſerland, Namens Adrian von Courten in Wiſpach. Dieſer ſtellt den Walliſerbehörden die wahre Sachlage betreffs des Redemtoriſtenordens vor Augen, der Magiſtrat von Wallis zeigt ſich geneigt, für die Aufnahme der Vertriebenen; das berichtet ihnen Hoffbauer und Paſſerat überſchreitet mit ſeinen Pflegebefohlenen, Prieſtern und Clerikern das Grimſelgebirge und ſie kommen nach Wallis. Wenn auch in großer Dürftigkeit, ſo leben ſie hier doch in

nach ſchrieb dann Hoffbauer von der nächſten Station einen Brief voll Dank gegen ſeinen freundlichen Wirth und ſprach in dieſem Briefe Segenswünſche und Segen für des Lehrers ganzes Haus aus. Die Frau des Lehrers bewahrte dieſen Brief als eine theure Reliquie — und ſagte noch nach vielen Jahren, mit dieſem Brief ſei thatſächlich Heil und Segen in ihrem Hauſe eingekehrt und es haben der Familie Vermögensumſtände ſeither ſich auffallend zum Beſſeren geſtaltet.

Es ſoll hier noch ein kleiner Bericht über die Schickſale der erſten Niederlaſſungen der Congregation in Deutſchland folgen. Es ſchien damals gewöhnlich der Dank der Congregation zu ſein, daß ſie für Mühen und Opfer, für die Unermüdlichkeit auf der Kanzel und im Beichtſtuhle — bei manchmal wirklich ſtattfindendem Kampf mit Entbehrungen und Noth aller Art — die bitterſten Früchte ernten, und von Ort zu Ort vertrieben werden ſollte.

Dieſelben der religiöſen Thätigkeit des Ordens feindlichen Elemente — welche in dem ſogenannten Aufklärungsdrange und der mit vollen Segeln einherfahrenden Freimaurerei Nahrung und Unterſtützung fanden, ſtellten ſich dem Wirken der Congregation allenthalben entgegen. So wurden die Niederlaſſungen von Tabor,

Tryberg und Babenhauſen von den Mitgliedern der Verſammlung auf Betreiben ihrer Feinde verlaſſen.

Nun ſollte für den Orden eine neue Thätigkeit in der Schweiz in Ausſicht ſtehen. P. Hoffbauer wurde in Chur freundlich aufgenommen und ihm das nun leerſtehende Prämonſtratenſerſtift zum h. Lucius übergeben.

Noch waren aber die Prieſter der Congregation nicht dahin gekommen, als die Illuminatenparthei aus Baiern, die damals bekanntlich ihre Fäden weithin geſponnen, durch verläumderiſche Briefe und Denunziationen aller Art und in der feinſtangelegten Weiſe — ſchon die Bewohner von Chur ſo gegen die Congregation aufzuſtacheln wußte, daß die kaum Angekommenen die Stadt auch ſchon wieder in kurzer Zeit verlaſſen mußten.

P. Hoffbauer ergreift wieder ſeinen Wanderſtab und ſchreitet fürder über Berg und Thal und kommt zu einem Pfarrer im Walliſerland, Namens Adrian von Courten in Wispach. Dieſer ſtellt den Walliſerbehörden die wahre Sachlage betreffs des Redemtoriſtenordens vor Augen, der Magiſtrat von Wallis zeigt ſich geneigt, für die Aufnahme der Vertriebenen; das berichtet ihnen Hoffbauer und Paſſerat überſchreitet mit ſeinen Pflegebefohlenen, Prieſtern und Clerikern das Grimſelgebirge und ſie kommen nach Wallis. Wenn auch in großer Dürftigkeit, ſo leben ſie hier doch in

nach ſchrieb dann Hoffbauer von der nächſten Station einen Brief voll Dank gegen ſeinen freundlichen Wirth und ſprach in dieſem Briefe Segenswünſche und Segen für des Lehrers ganzes Haus aus. Die Frau des Lehrers bewahrte dieſen Brief als eine theure Reliquie — und ſagte noch nach vielen Jahren, mit dieſem Brief ſei thatſächlich Heil und Segen in ihrem Hauſe eingekehrt und es haben der Familie Vermögensumſtände ſeither ſich auffallend zum Beſſeren geſtaltet.

Es ſoll hier noch ein kleiner Bericht über die Schickſale der erſten Niederlaſſungen der Congregation in Deutſchland folgen. Es ſchien damals gewöhnlich der Dank der Congregation zu ſein, daß ſie für Mühen und Opfer, für die Unermüdlichkeit auf der Kanzel und im Beichtſtuhle — bei manchmal wirklich ſtattfindendem Kampf mit Entbehrungen und Noth aller Art — die bitterſten Früchte ernten, und von Ort zu Ort vertrieben werden ſollte.

Dieſelben der religiöſen Thätigkeit des Ordens feindlichen Elemente — welche in dem ſogenannten Aufklärungsdrange und der mit vollen Segeln einherfahrenden Freimaurerei Nahrung und Unterſtützung fanden, ſtellten ſich dem Wirken der Congregation allenthalben entgegen. So wurden die Niederlaſſungen von Tabor,

Tryberg und Babenhauſen von den Mitgliedern der Verſammlung auf Betreiben ihrer Feinde verlaſſen.

Nun ſollte für den Orden eine neue Thätigkeit in der Schweiz in Ausſicht ſtehen. P. Hoffbauer wurde in Chur freundlich aufgenommen und ihm das nun leerſtehende Prämonſtratenſerſtift zum h. Lucius übergeben.

Noch waren aber die Prieſter der Congregation nicht dahin gekommen, als die Illuminatenparthei aus Baiern, die damals bekanntlich ihre Fäden weithin geſponnen, durch verläumderiſche Briefe und Denunziationen aller Art und in der feinſtangelegten Weiſe — ſchon die Bewohner von Chur ſo gegen die Congregation aufzuſtacheln wußte, daß die kaum Angekommenen die Stadt auch ſchon wieder in kurzer Zeit verlaſſen mußten.

P. Hoffbauer ergreift wieder ſeinen Wanderſtab und ſchreitet fürder über Berg und Thal und kommt zu einem Pfarrer im Walliſerland, Namens Adrian von Courten in Wispach. Dieſer ſtellt den Walliſerbehörden die wahre Sachlage betreffs des Redemtoriſtenordens vor Augen, der Magiſtrat von Wallis zeigt ſich geneigt, für die Aufnahme der Vertriebenen; das berichtet ihnen Hoffbauer und Paſſerat überſchreitet mit ſeinen Pflegebefohlenen, Prieſtern und Clerikern das Grimſelgebirge und ſie kommen nach Wallis. Wenn auch in großer Dürftigkeit, ſo leben ſie hier doch in

Ruhe, und können unangefochten ihren Verpflichtungen nachkommen. Die Fenster des ihnen angewiesenen Hauses werden mit Papier verklebt — sie haben mit Hunger und Kälte zu kämpfen, was sie gerne ertragen, da sie mindestens vor Bosheit und fanatischer Verfolgungssucht gesichert sind.

Hier nun in Wallis, wo sich ihnen die Leute günstig erwiesen, wo es keine Verläumdung gab, wo keine Hetzerei gegen sie aufkam, sollte sich eine andere große Woge über die Alpen herüberwälzen, um auch diese Ansiedelung fortzuschwemmen. Es zogen nämlich die französischen Kriegsvölker in Wallis ein, die Soldateska versiegelte ohne Verhör und Urtheil das arme Haus mit seinen ärmlichen Habseligkeiten, erklärte die Ordensgenossenschaft als aufgelöst und gab den Mitgliedern den Befehl, sich von hier zu entfernen.

12.

Rückkehr nach Warschau. Anklagen. Untersuchung und Rechtfertigung. Neue Verläumdungen. Citation der Vorsteher nach Berlin. Glänzende Rechtfertigung daselbst.

Als im Jahre 1805 P. Hoffbauer und Hübel aus Italien wieder nach Warschau zurückgekehrt waren, fanden sie daselbst die Sachlage sehr geändert, und leider nicht zum Besseren. Jacobiner, Illuminaten und Freimaurer hatten hier theils durch Emissäre, theils durch Schriften eine sehr thätige Wirksamkeit begonnen. Daß unter diesen Umständen auch etwas gegen die Congregation unternommen werden mußte — war vorauszusehen.

Verläumdungen über Verläumdungen streute man in der Absicht aus, daß man darnach auf Grund dieser selbstfabricirten Gerüchte hin eine Anklageschrift bei der preußischen, also protestantischen Regierung einreichen konnte, wo man auf eine sehr partheiische Procedur schon von vornhinein hoffen zu dürfen gemeint hat.

Die Regierung erwies sich aber gerechter als die Ankläger es vermutheten, sie veranstaltete eine Untersuchung und ernannte hierzu eigene Commissäre.

Obgleich nun dieſe Commiſſäre Proteſtanten waren, erſtatteten ſie doch an die Regierung Bericht: „es ſei an der Congregation nichts Tadelnswerthes gefunden worden.“ Sie ordneten bloß an, es ſolle Abends die Kirche um Eine Stunde früher als es bisher üblich, geſchloſſen werden; daß doch *etwas* auf die Anklageſchrift geſchehen ſei, und ſo vielleicht die Verläumder in etwas zufriedengeſtellt und ihnen der Mund geſtopft werde.

Freilich folgten — dieſem im Allgemeinen günſtigen Entſcheid die kleinlichſten Vexationen von ſubalternen Polizeibeamten nach, Vexationen, gegen die es übrigens ein Mittel gab, für welches dieſe dienſteifrigen Herren einige Empfänglichkeit beſaßen. Später wurde den Anklägern doch in ſoweit nachgegeben, daß ein Verbot der Novizenaufnahme erſchien, doch auch dieſes Verbot fand ſein Abkommen, es war eben bloß wieder nur eine von jenen Vexationen, welche geldgierige Leute in revolutionärem oder in ſonſtigem Zuſtande, in dem die Geſetze keine Gewalt haben — anwenden, um Geld zu erpreſſen.

Das Geld ſpielte damals bei jenen Herren in Warſchau eine große Rolle, es mußten oft die rechtlichſten Leute Geldopfer bringen, um vor Vexationen aller Art geſchützt zu ſein.

Damit waren aber die Feinde der Congregation nichts weniger als zufrieden — ſie wollten ihr Endziel erreichen — es wurde eine erneute Anklageſchrift, von Verläumdungen voll, abgefaßt und an den König Friedrich Wilhelm von Preußen abgeſendet.

Der König, deſſen Meinung von der Congregation bisher günſtig geweſen, erſchrak über dieſe Anklagen, deren Schluß eine Petition um Aufhebung der Congregation krönte — er ließ ſogleich die Obern des Hauſes von St. Benno nach Berlin citiren, wo ſie ſich über dieſe eingereichte Denunciation rechtfertigen ſollten.

Der Obere, welcher eben ſehr leidend war, beauftragte den P. Jeſtersheim, an ſeiner Stelle nach Berlin zu gehen, um dem Verlangen des Königs nachzukommen.

Jeſtersheim fand in der Hauptſtadt Preußens eine überaſchend gute Aufnahme, man beehrte ihn mit Lob und Complimenten — ſo daß er verlegen wurde. Auch von den Vorſtehern des Gerichtshofes und den Miniſtern wurde er mit gleicher Höflichkeit aufgenommen. Die Miniſter ſprachen längere Zeit mit ihm.

Von dieſen Audienzen weg ging es in den Gerichtsſaal. Hier begann nun der Secretär in Gegenwart einer ganzen Commiſſion, ihm die furchtbar-

ſten Anklagen über gräuliche Verbrechen vorzuleſen. P. Jeſtersheim hörte das alles mit Ruhe, ja mit heiterer Miene an, was allgemein einen guten Eindruck machte. Nachdem die Ableſung der Anklage beendigt war, lächelte P. Jeſtersheim und ſprach nur einige Worte der Vertheidigung mit Hinweis auf eine gute Zahl von Zeugniſſen — die von den angeſehenſten Perſonen Warſchau's ausgeſtellt — gerade das conträre Gegentheil der Anklagen (welche zudem von einer anonymen Geſellſchaft ausgingen) berichteten — und die er den Richtern mit anderen wichtigen, vollkommen entlaſtenden Documenten in die Hände gab.

Die Richter waren ſehr höflich, laſen und dankten für dieſe Documente, entließen den P. Jeſtersheim und wünſchten ihm eine glückliche Reiſe.

An die Regierung von Warſchau aber kam ein Decret des Inhalts: man möge die Patres in Ruhe laſſen, und ſie gegen ihre Feinde in Schutz nehmen.

15.

Raſtloſe Thätigkeit der feindlichen Propaganda. Einzug der Franzoſen in Warſchau. Tod des P. Hübel. Großartige Theilnahme der Bewohner Warſchau's beim Leichenzuge.

Den Feinden kam nun, wie ſich denken läßt, dieſer Erfolg durchaus nicht erwünſcht. Es mußte auf einen neuen Angriffsplan geſonnen werden. Franzöſiſche Emiſſäre ſuchten nun Verläumdung auf Verläumdung zu verbreiten — alle Tage wurde etwas Neues an öffentlichen Orten planmäßig ausgeſtreut — man ſcheute ſich nicht, Spottgedichte drucken zu laſſen und ſie in Zetteln unter das Volk zu bringen. In Privattheatern wurden die Patres in geiſtlicher Kleidung vorgeführt, hier nicht nur die Prieſter, ſondern auch die Gebräuche der katholiſchen Kirche auf infame Weiſe verhöhnt und lächerlich gemacht, ſo daß es ſelbſt vielen aus den Theaterbeſuchern zu blasphemiſch ſchien, und dieſe mit Zeichen des Mißfallens das Haus verließen. Die Vorſtellungen wurden darnach unter Spott und Gelächter allenthalben erzählt.

Beſonders die Kaffeehäuſer und Gaſtſtuben ſah ſich die Propaganda zu einem günſtigen Ackerfelde aus.

Auf den Straßen wurde mit Fingern auf jene gezeigt, welche die Kirche St. Benno beſuchten und ihnen ſpottweiſe: „Bennoniten, Bennoniten“ und anderes dergleichen nachgerufen.

Das Haus wurde mit Spionen umlagert; wenn ein Pater nur ausging, ſo war es ſchon genug, um an dieſe Thatſache irgend eine boshafte Erfindung anzuknüpfen — und Thatſache und Lüge zuſammengeflochten hinausflattern zu laſſen in die Welt. Den Prieſtern, die von einer auswärtigen Predigt, einem Krankenbeſuch oder von einem Spaziergang heimkehrten, wurde nicht ſelten von Individuen aufgelauert, die mit Stöcken in der Hand ſich betrunken ſtellten, mit Stöcken und Fäuſten auf die Patres losſchlugen, und dann, unter ſich ſelbſt ein Scheingefecht begannen — um dies Vorhergegangene als ein Mißverſtändniß darſtellen zu können. Auch die Laienbrüder, welche die Prieſter begleiteten, hatten dieſelben Mißhandlungen zu erdulden.

Blumenauer, der als ſtrenger Sittenlehrer bei den liederlichen Geſellen beſonders verhaßt war, wurde das Erſchießen wiederholt gedroht — man ſah auch Leute mit Piſtolen bisweilen in ſeiner Predigt. Blumenauer mußte — um ſich nicht in Gefahr zu begeben, zu Hauſe bleiben.

Zum Unglück war nun auch die im Ganzen der Congregation wohlwollende und gerechte preußische Regierung in Polen zu Ende — mit dem Vordringen der Franzosen wurde der Sachsenkönig August III. als Herzog von Warschau proklamirt. Am 13. November 1806 war die französische Armee unter Murat und Davoust in Warschau eingerückt. Die Feinde der Congregation jubelten den Franzosen entgegen, denn sie wußten wohl, daß sie bei diesem Kriegsvolk — wie es damals beschaffen war, sehr gute Bundesgenossen für ihr Vorhaben finden werden.

Eben jetzt sollte ein schwerer Schlag, gleichsam ein Vorbote der letzten Bedrängniß — die Congregation durch den Tod des P. Hübel treffen. Mit der französischen Armee war auch ein Regiment Italiener gekommen. Von den letzteren wurden viele Kranke in's Spital gebracht und seufzten nach dem Segen der Kirche vor ihrem Hinscheiden — sie verstanden nur italienisch. Als der Erzbischof von der Noth dieser armen Leute vernommen, gab er sogleich den Auftrag, nach Geistlichen zu forschen, die der italienischen Sprache insoweit mächtig wären, daß sie den Sterbenden den Trost und die Stärkung der heil. Sakramente vermitteln könnten. An P. Hübel, von dem

der Erzbiſchof wußte, daß er italieniſch ſpreche, ſendete er einen eigenhändig geſchriebenen Brief mit der Bitte, auch er möge um der Italiener willen das Spital beſuchen.

P. Hübel, durch übermäßige Anſtrengung bereits ſelbſt herabgekommen und krank, ſäumte keinen Augenblick, den Armen beizuſtehen. Aber nicht lange vermochte er dieſem heiligen Liebesdienſt ſich hinzugeben. Er ſelbſt erkrankte bald am Lagerfieber, und ſtarb 14 Tage darnach am 4. Juli 1807 in den Armen ſeines Freundes, des P. Hoffbauer. Die Genoſſen des Hauſes vermochten in ihrem heftigen Schmerz über dieſen herben Verluſt nur in dem Einen Gedanken Troſt zu finden: daß der Abgerufene ein Opfer der Nächſtenliebe geworden ſeinem Leibe nach, und daß ſein Geiſt zu Gottes Herrlichkeit eingegangen.

Die Nachricht von dieſem Todesfall brachte in der ganzen Stadt keine geringe Senſation hervor. Der Erzbiſchof und der Weihbiſchof waren die erſten, welche vom Hingang des P. Hübel ſich überzeugen wollten — und an ſeinem Sterbelager ihr Gebet verrichteten. Die Obern aller damals in Warſchau exiſtirenden Orden kamen ebenfalls herbei, ihre Condolenz zu bezeugen; — und da ſie die allgemeine Beſtürzung im Hauſe zu St. Benno ſahen, übernahmen es Einige, das Leichen-

begängniß und die Gebete anzuordnen, und die Kirche zu dieſem Zwecke herzurichten.

Der Erzbiſchof, welcher den Hingeſchiedenen ſeiner hohen Tugenden wegen perſönlich achtete, befahl, es ſollen an den 3 auf den Tod folgenden Tagen täglich eine halbe Stunde in allen 83 Kirchen Warſchau's die Trauerglocken ertönen. Die gewöhnlichen Gottesdienſte in der Kirche St. Benno wurden ebenfalls auf ſein Geheiß für dieſe Zeit eingeſtellt — und das Programm zu dem Leichenzug ließ er ſich ſelber vorlegen.

Fürſten, Grafen und Woiwoden, der ganze hohe Adel von Warſchau, Senatoren und Damen fuhren nach St. Benno hin, um die Leiche des Mannes noch zu ſehen, der ſo Vielen aus ihnen geiſtlicher Führer und Gewiſſensrath geweſen. Die katholiſchen Bewohner Warſchau's zeigten ſich durch dieſen Todesfall tief erſchüttert.

Die Sacriſtanen der Metropolitankirche mußten das Innere der Kirche zu St. Benno rings mit Trauertüchern behängen, ein Katafalk wurde aufgerichtet, und ſchon in der erſten Stunde waren als Geſchenke von allen Seiten über 500 Kerzen gekommen, deren jede ein Gewicht von 4 bis 8 Pfunden betrug; die Geber

ließen nur ersuchen, es sollen diese Kerzen den ganzen Tag über beim Katafalk brennen. Wir führen alle diese Einzelnheiten deswegen an, weil sie doch auch ein Ausdruck der Liebe und Hochachtung sind, die sich ein einfacher Ordensmann durch seine Tugenden und seinen Eifer, Seelen zu gewinnen — erworben hat.

Es kam hier einmal ein glänzendes Leichenbegängniß zu Stande, bei welchem die äußere Darstellung der Trauer nicht ein Ergebniß des hohen Standes vom Dahingeschiedenen oder ein Ergebniß einer vollen Geldkasse — sondern ein wirklicher und wahrer Ausdruck der öffentlichen Meinung im schönsten Sinne des Wortes war.

Den Morgen hierauf bis Mittag wurden Seelenmessen gelesen, und die verschiedenen Orden wechselten ab in der beständigen Recitation des Officium Defunctorum vor dem Katafalk durch drei Tage hindurch.

Beim Leichenbegängniß selbst schien die ganze Stadt auf den Straßen zu sein. Der Welt- und Ordensclerus und die Magnaten der Stadt gingen mit, brennende Kerzen tragend. Von Musikchören wurden Trauermärsche ausgeführt.

Alle dieſe Ehrenbezeugungen geſchahen ohne Zuthun der Congregation, welche für das ganze Leichenbegängniß keinen Kreuzer auszugeben brauchte.

In der Weiſe haben die dankbaren Bewohner Warſchau's einem ausgezeichneten, gottgetreuen und opfermuthigen Prieſter die letzte Ehre erwieſen.

16.

Ein Schlag für die Congregation. Neue Versuche, den Orden aus Warschau zu vertreiben. P. Hoffbauer wird von einem Freunde über den Entschluß der neuen Regierung unterrichtet. Maßnahmen. Eine Judenverfolgung und ihre Ursachen.

Wie schwer hatte dieser Schlag die Congregation, wie doppelt schwer den P. Hoffbauer getroffen! Das Ansehen Hübel's war der Congregation in vielen Fällen gegenüber dem Gebahren ihrer Feinde vom größten Nutzen — seine Sprachkenntniß machte ihn zum Vermittler bei den verschiedenen Stellen — und eben jetzt bei dem letzten Sturm, der hereinbrach — mußte er von diesem Schauplatz abtreten.

In der Conferenz nach dem Leichenbegängniß sagte P. Hoffbauer mit tief betrübter Stimme zu seinen Mitbrüdern: „Der Schild ist gebrochen, Gott weiß, was im nächsten Jahre aus uns werden wird, darum seid bereit. Er hat freilich nichts verloren, denn er ist im Himmel und triumphirt mit Christus, aber wir haben viel verloren."

In einem Schreiben an den Generalprocurator der Congregation zu Rom äußerte sich Hoffbauer: „Ungeachtet ich immer betheuere, es möge der Wille Gottes geschehen, so habe ich doch bis jetzt keine ru-

hige Stunde gehabt." — Vierzehn Tage nach Hübel ſtarb auch P. Vannelet, der Novizenmeiſter, ein geborner Franzoſe, und ein jüngerer Prieſter, Namens Hausmann.

Der Tod des P. Hübel machte ſich jeden Tag fühlbarer. Da er den beſtändigen Vermittler mit den eben nicht ſehr freundlich geſinnten Behörden abgab, konnte ſein Verluſt nachgerade unerſetzlich genannt werden. P. Jeſtersheim beſaß wohl auch große Klugheit und Rednergabe — aber beim ſeligen P. Hübel fiel ſein allgemeines Anſehen, welches er in ganz Warſchau bei Hoch und Niedrig genoß — beſonders in's Gewicht. Der Mann war eine Macht — und als ſolche fürchtete man ihn. P. Hoffbauer richtete dieſen Behörden gegenüber ſehr wenig aus. Er konnte in ſeinem katholiſchen Feuereifer keinen Gedanken zurückhalten, der den Schleichwegen gegenüber, welche jene Bureaukratie gewandelt — ſeine Seele bewegte. Er drohte wohl auch gleich mit dem göttlichen Strafgerichte, ein Umſtand, der dieſe Gattung Leute am meiſten zu verdrießen und aufzureizen pflegt. Denn am Ende iſt unſer Herrgott doch eine fürchterliche Macht — er läßt ſich weder durch hochfahrendes Weſen, noch durch Decrete einſchüchtern — und es berührt Jene, die ihn offen verläugnen und heim-

lich fürchten — im höchsten Grade unangenehm, wenn sich Jemand auf ihn beruft, auf den, welchem in allen menschlichen Angelegenheiten doch einmal der letzte und entscheidende Urtheilsspruch zusteht.

Gegen die Congregation wurde nun offen und geheim ohne Unterlaß fortgearbeitet: „Dann erst," hieß es, „werde die Ruhe im Lande vollkommen hergestellt, dann erst werde eine allseitige Unterwerfung ermöglicht sein, wenn diese Unruhestifter einmal aus dem Lande fortgeschafft sein werden."

Der Regierung kam diese Stimmung nicht ungelegen, ja sie schien ihrem Gebahren sogar erwünscht, ging sie ja schon in ähnlichem Sinne vor durch Klosteraufhebungen und andere Acte, die als ein Opfer der sogenannten öffentlichen Meinung den Anforderungen der aufgeklärten Zeit gebracht wurden.

So ließ man nun gerne die Feinde gewähren, sie sollten ungehindert der Aufhebung der Congregation vorarbeiten — denn diese hatte man bereits fest beschlossen.

P. Hoffbauer erzählte aus jener Zeit folgende Begebenheit, die ihn betroffen: In der Pfingstoctave vom Jahre 1808 betete er in der Kirche vor dem Allerheiligsten sein Officium, und als er gerade die Worte des 87. Psalmes sprach: „Pauper sum ego et in

laboribus a juventute mea: exaltatus autem humiliatus sum et conturbatus“ (Ich bin arm und mühſelig von meiner Jugend an, wenn auch erhöhet, doch gedemüthigt und betrübt), fühlte er einen heftigen Stoß, daß er am ganzen Leibe zitterte, als hätte ein heftiger Fieberanfall ihn durchſchauert. Er ſchloß hierauf das Brevier, dachte über dieſe ſonderbare Erſcheinung nach — als ſie in kurzer Zeit ſich wiederholte. Hierauf betete Hoffbauer, ſich ganz dem göttlichen Willen zum Opfer bringend, und ging darnach ruhig und geſtärkt in ſeine Zelle.

Am Abend des folgenden Tages kam ein öffentlich angeſtellter Herr — aber nicht in ſeiner Amts-, ſondern in Civil-Kleidung, in das Ordenshaus (dieſer hatte ſich von je als einen warmen Freund der Congregation erwieſen) — und verlangte mit dem P. Hoffbauer zu ſprechen. Nachdem beide allein waren, ſagte dieſer Herr: „Mein Vater, ich muß ſie benachrichtigen, daß das Decret ihrer Ausweiſung ſchon unterſchrieben iſt, bringen ſie, um Mißdeutungen zu entgehen, ihre Briefe und Papiere in Ordnung, wenn ſie Koſtbarkeiten beſitzen, verbergen ſie dieſelben nach Möglichkeit, fortſchaffen können ſie nichts mehr, denn die geheime Polizei bewacht bereits die Ausgänge des Hauſes.“

Nachdem er dies in Eile gesagt, ging er sogleich wieder in der Dunkelheit fort. P. Hoffbauer betete darauf — dankte Gott für alle Wege, die er ihn führen wolle, auch für die der Trübsal und Verfolgung, und empfahl sich und die Seinen dem Schutz Gottes und der Fürbitte der seligen Jungfrau Maria. Dem P. Jestersheim, der nach Hübel Rektor des Hauses geworden, ertheilte er den Auftrag, alle jene Briefe, welche irgend Jemanden als einen Freund der Congregation blosstellen und diesem vielleicht auch eine Verfolgung zuziehen könnten, zu verbrennen. Darnach rief P. Hoffbauer alle Patres zusammen, legte ihnen über das, was er ihnen jetzt eröffnen werde, das strengste Stillschweigen auf — und theilte ihnen darnach das eben so harte als unverdiente Schicksal mit, welches der Congregation in Aussicht stand. Die Patres brachen in Thränen aus — nicht so sehr wegen ihres Geschickes, als wegen der Verlassenheit des armen Volkes; denn das Zeugniß konnte sich die Congregation mit gutem Gewissen geben: sie war in schlimmen Tagen als eine Mauer des Hauses Israel den mannigfachen Stürmen gegenüber dagestanden — und nun sollte der Weinberg des Herrn ohne wachsame Hüter der Verwüstung preisgegeben werden.

Eine hiſtoriſche Thatſache ſteht feſt. Gerade ſeit dieſem Jahre der Vertreibung datirt ſich der alle Jahre mehr zunehmende Verfall der katholiſchen Kirche in Warſchau; und da es ſich nun darum handelt, die noch beſtehenden Glieder der Kirche dem Schisma zu überliefern, wird man um ſo mehr jede religiöſe Genoſſenſchaft ferne halten — die eine feſte Organiſation beſitzt und die im Dienſt der Kirche das Volk warnt vor den Verführern und Betrügern auf ſeiner Huth zu ſein.

Es ſollte nun keine Zeit mit unnützen Wehklagen verloren werden. Das Einſchreiten der Gewalt ſtand in Ausſicht. P. Hoffbauer traf nun wie ein kluger Hausvater ſeine Anordnungen.

Die heiligen Geräthe und viele Reliquien, ſämmtlich Eigenthum der Congregation, ſollten nach Möglichkeit den Händen der Räuber entzogen und in Sicherheit gebracht werden. Die Reliquien und einige heilige Gefäße wurden unter die Patres vertheilt. Uebrigens blieb der größte Theil der heiligen Gefäße und Kirchenparamente zu Warſchau zurück und ging für die Congregation auf immer verloren. Die Laienbrüder erhielten den Auftrag, jedem Geiſtlichen an Wäſche und Kleidung, wie an Reiſegeld das nothwendige zuſammenzurichten, ſo daß bei einem Ueberfall alles geord-

net ſei. Die Patres übten aber wie ſonſt ihre Pflichten im Predigtamt und im Beichtſtuhle.

Die Ausführung des Regierungs-Decretes verzögerte ſich durch folgenden Umſtand: Es machte Jemand die Regierung aufmerkſam, bei Ausführung ihres Gewaltſtreiches ja alle Vorſicht anzuwenden: „denn dieſe Polaken ſeien ein ſehr bigottes Volk und hängen der Congregation beſonders an — darum könnte am Ende ein Aufſtand möglich ſein und es wäre daher gut, wenn vor, während und nach dieſem Acte eine militäriſche Macht in Bereitſchaft ſtünde, um Aufſtandsgelüſte niederzuhalten.“

„War ja einmal in den letzten Jahren bei Gelegenheit einer Fronleichnams-Proceſſion etwas Aehnliches geſchehen.“

So lautete die Warnung. Die Geſchichte, auf welche am Ende dieſer Warnung hingedeutet wurde, beſtand in Folgendem: Einige Juden warfen aus einem Hauſe in ihrem Uebermuth und Hohn wiederholt Holzſtückchen auf den Baldachin, unter welchem das Sanctiſſimum getragen wurde. Die Polen merkten das, denn es war ziemlich auffallend; die es bemerkten, verbreiteten es muthmaßlich gleich weiter; es geſchah aber während der Proceſſion gar nichts — denn dieſe ſollte nicht geſtört werden.

Gleich darnach aber brach eine Selbſthilfe des Volkes in einer Weiſe los, die nicht zu billigen iſt. Die Volksmenge wogte an das Judenhaus, aus welchem die Hölzchen auf den Baldachin geworfen wurden, heran, warf die Fenſter ein, zertrümmerte die Möbel und ſchlug die Inwohner derartig, daß einige ſogar darüber geſtorben ſein ſollen. Bei ſolchen Vorgängen, die im höchſten Grade bedauerlich ſind, wird nun gewöhnlich die ganze Wucht der Anklage dem religiöſen Fanatismus aufgebürdet; wir meinen — ſo ſehr wir die That wiederholt im höchſten Grade mißbilligen — doch auch dieſe ſo oft bei ähnlichen Gelegenheiten wiederholte Anklage zurückweiſen zu müſſen.

Wir geben zu und geſtehen gerne ein, daß irgend ein religiöſer Moment ſchon öfter die Veranlaſſung zu einem Judenkrawall war; es iſt aber dieſes dann gewiß in ſeltenen Fällen die einzige und auch die gewichtigſte Urſache; dieſe letztere wird viel mehr in der übervortheilten ſocialen Stellung zu ſuchen ſein, in der ſich die Chriſten dort befinden, wo ſie neben vielen Juden zu leben haben. Kommt dann irgend ein beſonderer Anſtoß, ſei dieſer nun religiöſer oder rein ſocialer Natur, ſo wird der lange zurückgehaltene Unmuth losbrechen: es iſt aber, ſo unrecht Selbſthilfe iſt — auch gewiß ein Unrecht: dem religiöſen Moment allein —

net sei. Die Patres übten aber wie sonst ihre Pflichten im Predigtamt und im Beichtstuhle.

Die Ausführung des Regierungs-Decretes verzögerte sich durch folgenden Umstand: Es machte Jemand die Regierung aufmerksam, bei Ausführung ihres Gewaltstreiches ja alle Vorsicht anzuwenden: „denn diese Polaken seien ein sehr bigottes Volk und hängen der Congregation besonders an — darum könnte am Ende ein Aufstand möglich sein und es wäre daher gut, wenn vor, während und nach diesem Acte eine militärische Macht in Bereitschaft stünde, um Aufstandsgelüste niederzuhalten."

„War ja einmal in den letzten Jahren bei Gelegenheit einer Fronleichnams-Procession etwas Aehnliches geschehen."

So lautete die Warnung. Die Geschichte, auf welche am Ende dieser Warnung hingedeutet wurde, bestand in Folgendem: Einige Juden warfen aus einem Hause in ihrem Uebermuth und Hohn wiederholt Holzstückchen auf den Baldachin, unter welchem das Sanctissimum getragen wurde. Die Polen merkten das, denn es war ziemlich auffallend; die es bemerkten, verbreiteten es muthmaßlich gleich weiter; es geschah aber während der Procession gar nichts — denn diese sollte nicht gestört werden.

Gleich darnach aber brach eine Selbſthilfe des Volkes in einer Weiſe los, die nicht zu billigen iſt. Die Volksmenge wogte an das Judenhaus, aus welchem die Hölzchen auf den Baldachin geworfen wurden, heran, warf die Fenſter ein, zertrümmerte die Möbel und ſchlug die Inwohner derartig, daß einige ſogar darüber geſtorben ſein ſollen. Bei ſolchen Vorgängen, die im höchſten Grade bedauerlich ſind, wird nun gewöhnlich die ganze Wucht der Anklage dem religiöſen Fanatismus aufgebürdet; wir meinen — ſo ſehr wir die That wiederholt im höchſten Grade mißbilligen — doch auch dieſe ſo oft bei ähnlichen Gelegenheiten wiederholte Anklage zurückweiſen zu müſſen.

Wir geben zu und geſtehen gerne ein, daß irgend ein religiöſer Moment ſchon öfter die Veranlaſſung zu einem Judenkrawall war; es iſt aber dieſes dann gewiß in ſeltenen Fällen die einzige und auch die gewichtigſte Urſache; dieſe letztere wird viel mehr in der übervortheilten ſocialen Stellung zu ſuchen ſein, in der ſich die Chriſten dort befinden, wo ſie neben vielen Juden zu leben haben. Kommt dann irgend ein beſonderer Anſtoß, ſei dieſer nun religiöſer oder rein ſocialer Natur, ſo wird der lange zurückgehaltene Unmuth losbrechen: es iſt aber, ſo unrecht Selbſthilfe iſt — auch gewiß ein Unrecht: dem religiöſen Moment allein —

die Verantwortung hiefür aufzuladen; d. h. die Chriſten als herrſchen wollende anzuklagen und die Menſchen, die nicht im Handel unterdrückt und übervortheilt, nicht bewuchert und ausgeſogen ſein wollen — bei einer derartigen Klage ganz außer Augen zu laſſen.

Die Regierung benutzte ſogleich die ihr angerathene Vorſicht. Alle Hauptſtraßen der Stadt, welche gegen St. Benno zu führten, wurden ſtark mit Truppen beſetzt. Die Polizei beſtellte eine Anzahl Wägen und ſtellte Päſſe aus für jede Gruppe derjenigen, die in einem Wagen beiſammen ſaßen. Für jeden Wagen war eine Begleitung von 6 Mann Soldaten angeordnet; je dreien Wägen theilte man einen eigenen Commiſſär zu, mit dem Auftrag, die Reiſekoſten bis zur Gränze auf Rechnung der Regierung zu beſtreiten.

17.

Der Act der Ausweiſung. Werner als Beamter dabei. Senſation in Warſchau.

Als der Moment zum Vollzug aller ſinnreich ausgedachten Anordnungen gekommen war, wirkten die verſchiedenen dabei thätigen Behörden ſehr einträchtig zuſammen. Die Truppen poſtirten ſich auf ihren Plätzen, die Wagen, von Cavallerie-Escorten begleitet, fuhren vor dem Collegium auf. Voran ſprengten die Commiſſäre auf Pferden mit den beſagten Päſſen in der Taſche. Schon früher hatten ſich Beamte der Regierung und Polizei ſammt ihren Secretären im Collegium eingefunden. Unter dieſen Beamten war auch Friedrich Werner, damals natürlich Proteſtant; bei jenem Act mag Werner wohl nicht daran gedacht haben, daß das Haupt der jetzt hier Verfolgten, daß P. Hoffbauer in Wien — ſein Beichtvater faſt bis an ſein Lebensende ſein und daß er ſelbſt als Noviz in dieſe hier ausgewieſene Congregation eintreten werde. Einige gingen ſogleich in die Sacriſtei, andere in die Zimmer der Oberen, wieder andere in die Bibliothek — in welcher ſchon ziemlich werthvolle Bücher geſammelt waren. Nun ging es an ein Verſiegeln der

verſchiedenen Kaſten — war dieſes mit gewiſſen Rechtsformalitäten wie mit einem Lammsfell umhängte Wolfsgeſchäft brutaler Gewalt an einem Orte vollendet, ſo ſetzte man es an einem andern fort; eine Strafe ohne Gericht, ein Vollzug ohne Urtheil, eine öffentliche Brandmarkung, ohne daß irgend ein Vergehen vorausgegangen und nachgewieſen worden wäre! Dabei geſchah alles mit einer gewiſſen Sorgfalt und Pünktlichkeit, als ob dieß im Stande geweſen wäre, die Vergewaltigung als ein ganz legales, redliches Amtsgeſchäft darzuſtellen.

Nachdem die allgemeine Verpetſchirung, d. h. die förmliche Beſchlagnahme von Hab, Gut und von dem, was der Menſch, dem kein Verbrechen nachgewieſen iſt, noch beſonders ausſchließliches Recht zu beſitzen hat — als von Papieren, Aufſchreibungen und Briefen, vorgenommen war, wurden die Patres in's Refectorium zuſammenberufen. Einer mußte von der Kanzel herab, die andern mußten aus dem Beichtſtuhle herausgeholt werden.

Die Leute in der Kirche konnten ſich nicht erklären, was denn dieſe räthſelhaften Vorgänge bedeuten ſollen; daß irgend etwas Unheimliches los ſein müſſe, dünkte ihnen übrigens gewiß. In Angſt warteten alle, was denn das für einen Ausgang nehmen werde.

Erſt ſah man einen Laienbruder, die Angſt und den Schrecken in's Geſicht gemalt, bei den Beichtſtühlen herumlaufen, die beichthörenden Prieſter ſtehen nacheinander auf, treten heraus und begeben ſich in die Sacriſtei. Ein Frater beſteigt die Kanzel und redet zum Prediger, der eilt mitten in ſeiner Predigt zu einem improviſirten Schluß und geht fort.

Da wollen denn nun die näher an der Kirchenthüre ſtehenden hinaus — um draußen vielleicht zu erfahren, was denn dieſe Vorgänge für eine Urſache, für einen Zuſammenhang haben — aber die Kirchenthüre darf nicht aufgemacht werden, ſie iſt von Wachen beſetzt. — Niemand darf hinaus. Waffengetöſe und Wagengeraſſel tönt in die Kirche herein, in der die ängſtlichſte Stille herrſcht. Die Geiſtlichen ſah man in die Sacriſtei wohl hineingehen — keiner kommt mehr zurück.

Die Unruhe nimmt überhand. Man fängt ſich zu fragen, zu murmeln an, einige Beherztere treten in die Sacriſtei und ſehen hier die Ausgangsthüre geſchloſſen, die Käſten bereits verſiegelt.

Das verbreitete ſich ſchnell in der Kirche — nun wußten die Leute, daß das längſt Angedrohte zur Ausführung gekommen — daß man die Bennoniten

nun vertreiben werde. Viele weinten und ſchrien, Schmerz und Unmuth machte ſich laut.

Währenddem mußten die im Refectorium verſammelten Patres und Laienbrüder auf den Chef der Execution warten, dieſer kam mit den andern Beamten, zog ein Decret zugleich mit der Liſte der Ordensmitglieder aus der Taſche und ſagte mit einer gewiſſen erzwungenen Freundlichkeit zum P. Hoffbauer gewendet: „Mein Herr, hier iſt das Decret, Alle, die hier auf der Liſte ſtehen, ſind eingeladen, ohne Widerrede und Appellation ihre Plätze zu wechſeln.“ Nun begaben ſich eilig alle Mitglieder des Hauſes auf ihre Zimmer und erſchienen in einigen Augenblicken mit den ſchon früher bereitgehaltenen Reiſeeffecten, mit Hut und Stock, alſo ganz reiſefertig.

Ueber dieſe unvermuthete — ja faſt zuvorkommende Erſcheinung wurden die Beamten ſtutzig und verloren einen Moment ihre Faſſung; denn dieſe Bereitwilligkeit und dieſe Geſchwindigkeit waren Zeugen, daß über die Vergewaltigten das gegenwärtige Ereigniß nicht unvorbereitet hereingebrochen.

Wie nachher vernommen worden, fürchteten ſich nämlich die Beamten — es könnte, da die geheim gehaltene Vertreibung doch kein Geheimniß geblieben war — vielleicht irgendwo beim Durchfahren ein Auf-

ſtand losbrechen. Auf manche der Beamten, die rechtliche und gutgeſinnte Männer waren, mochte auch die ruhige Haltung der Verfolgten — einen beſchämenden Eindruck machen, denn von der totalen Rechtsverletzung und offenbaren Gewaltthat, die hier vorgenommen wurde, mußten ſie ja doch innerlich überzeugt ſein.

Die Kommiſſäre riefen nun die Kutſchen vor, bezeichneten durch Ableſen von der Liſte die Patres, in welcher Ordnung ſie in die Wagen ſteigen ſollten, und ſchoben ſogar manche auf unſanfte Weiſe hinein. Es war nämlich Ordre gegeben, die Execution mit der größtmöglichen Eile auszuführen. So oft ein Wagen gefüllt war, rollte er, von ſechs Cavaliriſten begleitet, unter Pferdegetrappel ſchnell von dannen.

Durch dieſe projectirte und durchgeführte Eilfertigkeit war es möglich, das Ankommen der Beamten im Hauſe bis zur Fortführung des letzten Laienbruders, alſo die ganze Execution in einer halben Stunde auszuführen. So raſſelten die Wagen unter Truppenbegleitung mitten durch die Stadt. Vor derſelben mußten die Fuhrwerke verſchiedene Wege einſchlagen; eine Maßregel, die offenbar aus Angſt vor irgend einer Demonſtration geſchah — welche letztere man fürchtete — wenn die ganze Wagenſuite ſich irgendwo

hätte ſehen laſſen. Denn das Landvolk um Warſchau liebte die Congregation ſehr.

Die Polizei zu Warſchau, die aus dem Benehmen der Patres ſah, daß ſie auf dieſen Schlag gefaßt waren, mußte in ihrer Denkungsweiſe auf den Verdacht kommen: es ſei etwas gegen die Maßregel irgendwo angezettelt worden. Davon war nun natürlich gar keine Rede. P. Hoffbauer traf nur die ehrenhafteſten Anordnungen zur Vorbereitung auf das Ereigniß. Sich durch Intriguen die Macht irgend einer Revolte — zur Oppoſition gegen die Regierungsmaßregel dienſtbar zu machen, konnte dem heiligmäßigen Mann, der gewohnt war, zu dulden und zu leiden um Gotteswillen, natürlich nicht in den Sinn kommen.

Die Patres weinten, als ſie ſahen, wie ihre Wagen nun verſchiedene Straßen einſchlugen. Wohin? das wußte keiner! Die Commiſſäre hatten den Auftrag, das größte Stillſchweigen hierüber zu beobachten.

Nach einiger Zeit, nachdem man vermuthen konnte, die Wagen ſeien bereits außer der Stadt, wurde der Auftrag ertheilt, die Kirche von St. Benno zu öffnen und die darin eingeſchloſſenen Leute heraus zu laſſen. Viele weinten über dieſe Gewaltthat, die ſchon in der Art und Weiſe ihrer Ausführung das Gepräge

offenbaren Unrechts in ſich trug — was das Volk leicht herausfühlen mochte.

Nun rief man aus der benachbarten Pfarrkirche St. Maria einen Geiſtlichen, der die Monſtranz mit dem Sanctiſſimum und die Ciborien für die Communicanten in dieſe Pfarrkirche tragen mußte. Die Kirche St. Benno wurde nun geſchloſſen, das Siegel der Regierung angelegt und Wachpoſten vor derſelben aufgeſtellt. Man fürchtete auch in Warſchau, es könne die Aufregung einen ernſten Charakter annehmen. Nicht nur das Volk war für die Congregation, ſondern auch ein bedeutender Theil des Adels. Nur jene gewiſſe Klaſſe der modernen Aufgeklärten — die aber große Hand nach oben und von oben aus beſaßen, liebte es nicht, in ihren Lebensanſchauungen geſtört zu werden, und die ſogenannte *geſunde Sinnlichkeit*, welche auch in neueſter Zeit eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, beſaß auch in Warſchau ihre innigen Verehrer, die in ihrem unfrommen Cultus auf keine Weiſe beunruhigt und durch Gewiſſenbeängſtigung geſtört ſein wollten.

Die ſittliche Haltung der Mädchen aus der ärmeren Claſſe, durch die religiöſen Uebungen, durch das Wort Gottes und die Gnadenkraft der Sacramente gekräftigt, kam den Herren nicht beſonders gelegen.

Nun zeigte ſich die Polizei überaus thätig, die Gaſſen und Straßen wurden durchſtreift, in den Gaſthäuſern wurde gehorcht. Wenn über die Congregation irgendwo von einer Gruppe der Feinde geſchimpft, wenn ſie verläſtert und verleumdet wurde, ſo war das den Horchern ganz recht — denn die Schmäher zeigten ſich ja einverſtanden mit den Maßregeln der Regierung und mußten als ihre Freunde angeſehen werden. Im Gegentheil wurden Alle als Rebellen bezeichnet, die dem Gefühl der verletzten Gerechtigkeit einen Ausdruck verliehen.

Das Decret war im Namen des Herzogs von Warſchau ausgefertigt; der gute Herzog von Warſchau ſoll aber keine Silbe davon gewußt haben.

18.

Die Patres als Gefangene in Küſtrin. Ihre Behandlung daſelbſt. Stimmung des proteſtantiſchen Volkes in Küſtrin. Entlaſſung aus Küſtrin. Hoffbauers Wirkſamkeit in Warſchau.

Waren nun auch die verſchiedenen Wagen vor Warſchau auf verſchiedenen Straßen fortgeführt — ſo hatte ihnen doch die Regierung Einen Ort als Ziel geſteckt: dieſen erfuhren die Patres aber erſt, als ſie dort ankammen. Faſt zu gleicher Zeit trafen alle Wagen dort zuſammen. Es war die Feſtung Küſtrin in Preußen. Allen gereichte es zu Troſt und Freude, daß ſie wenigſtens die Verbannung in Geſellſchaft ausſtehen konnten. Wie Brüder, die ſich wiedergefunden, umarmten ſie ſich unter Thränen. Auch die Kommiſſäre wünſchten ihnen Glück — und zeigten ſich jetzt wirklich aufrichtig freundlich und benahmen ſich voll Achtung und Zuvorkommenheit gegenüber ihren Gefangenen. Daraus konnte erſehen werden, wie das barſche Benehmen in Warſchau nur der — um der Regierung willen — gezeigte Amtseifer war, der nicht aus gehäßigem Herzen kam.

Auch den preußiſchen Behörden in Küſtrin wurden von dieſen Commiſſären die Patres auf's Vor-

theilhafteſte empfohlen, als Männer, die auf Achtung Anſpruch haben.

In einem kaſernenartig ausſehenden Hauſe brachte man nun die Gefangenen unter — es ſtand dieß Haus frei von allen Seiten. Die Bevölkerung von Küſtrin verſammelte ſich zahlreich vor demſelben, man wunderte ſich allgemein über den Umſtand, daß Ordensleute, katholiſche Prieſter dazu, aus einem katholiſchen Lande vertrieben, hierher mit Militärbegleitung mitten unter Proteſtanten geführt worden ſeien. Die Leute drängten ſich trotz der militäriſchen Bewachung nahe an die Geiſtlichen heran — und freuten ſich, als ſie ſahen, wie dieſe heitere Mienen zeigten, freundlich grüßten und deutſch redeten. Die Leute von Küſtrin ſagten: Das ſcheinen unſchuldige ehrenwerthe Männer zu ſein — warum mag man ſie wohl hierhergeführt haben? Wir behandeln unſere Prediger nicht ſo — ſelbſt dann nicht, wenn ſie ſich etwas hätten zu Schulden kommen laſſen. Manche wendeten ſich ſelbſt mit der Bitte an die Commiſſäre, dieſe ihnen Anvertrauten gut zu behandeln, es ihnen an nichts fehlen zu laſſen.

Die Commiſſäre waren hinwiederum ſo ehrenhaft, den Bewohnern von Küſtrin gegenüber der Wahrheit Zeugniß abzulegen; ſie verſicherten nämlich dieſelben,

man habe dieſe Geiſtlichen nicht wegen Vergehen fortgeſchafft, ſondern nur ihr zu großer Eifer habe dieſe Maßregel hervorgerufen. Das verſchaffte bei den ehrlichen Bewohnern von Küſtrin den Transportirten nur eine um ſo größere Achtung und größeres Mitleid, ja ſie äußerten ſich ſogar: „Unſere Geiſtlichen haben aus zu großem Eifer und aus Liebe zur Religion keine ſo großen Opfer gebracht.“

In dem beſagten Hauſe fand jedes Mitglied der Congregation ein reinliches Zimmer mit einem guten Bette und der andern nöthigen Einrichtung bereitet; außerdem ſtand ein geräumiger Saal, mit Bildern geſchmückt, zu ihrer Benützung, ja ſogar ein Altar und Paramente waren hergerichtet, ſo daß von den Prieſtern die heilige Meſſe geleſen werden konnte. Das Alles gereichte den Betrübten zu großem Troſte.

Kurze Zeit nach der Ankunft wurde auf Anordnung eines Commiſſärs ein gutes Gaſtmahl zur Erholung aufgetragen. Während des Aufenthaltes der Geiſtlichen zu Küſtrin hatte die Regierung von Warſchau die Verpflegungskoſten beſtritten.

Die Commiſſäre ſuchten die Patres ſogar mit dem Troſt in ihrer gegenwärtigen Lage aufzurichten: „Der König von Preußen beabſichtige, ihnen in ſeinen katholiſchen Provinzen ein Kloſter einzuräumen,

ſie möchten darum für kurze Zeit mit dieſer unbequemen Wohnung vorlieb nehmen."

Während derlei Hoffnungen wenigſtens einigen Troſt gewährten, begannen die Patres ihre gewöhnlichen Uebungen. Am Tage celebrirten ſie nacheinander die heil. Meſſe, und ſonſt machten Betrachtungen, Gebet, mitunter auch geiſtliche Geſänge und Geſpräche zur Erhohlung ihre Tagesarbeit aus. Zu Mittags und Abends wurde gemeinſam, aber in Gegenwart der Commiſſäre geſpeiſt. Der erſte Commiſſär war ihnen immer zur Seite; er ordnete Alles an, beſorgte Alles, und verſah Jeden mit allen möglichen Bedürfniſſen ſehr zuvorkommend, er durfte nur darauf aufmerkſam gemacht werden. Für den Fall eines gewünſchten Spazierganges war der Commiſſär beauftragt, ſie — aber ohne Militärwache — zu begleiten. Die Anzahl der Küſtriner, die ſich zu gewiſſen Zeiten vor dem Hauſe verſammelten, wuchs täglich mehr an, man wollte die Patres wenigſtens ſingen hören. Manche weinten aus Mitleid, und zeigten überhaupt viele Sympathien. Als die Wachen die Leute fortſchaffen wollten, fingen die letzteren Streit an und widerſetzten ſich; ſie ſagten: es könne ihnen doch nicht verwehrt werden, geiſtliche Lieder anzuhören.

Dies Zunehmen der Leute, die ſich vor dem Hauſe verſammelten, die ſteigende Theilnahme mit dem Schickſale der hier Eingeſperrten, die hierdurch öfter fallenden Aeußerungen zu Gunſten der katholiſchen Religion, welche beinahe in allen Familien vernommen werden konnten, erregte bei der preußiſchen Regierung einige Beſorgniß, die vielleicht auch noch durch einen oder den andern Prediger genährt worden ſein mochte. Die Stimmung für die katholiſchen Prieſter ſtellte ſich nach und nach günſtiger heraus, als es in dieſem proteſtantiſchen Erdſtrich gewünſcht werden konnte.

Nachdem nun die Gefangenen vier Wochen in Küſtrin verlebt, ertheilte die preußiſche Regierung den Befehl, es ſollen die fremden Religioſen auf ihre eigenen Koſten fortgeſchafft — allen Päſſe ausgeſtellt, und ſie zu vier und vier je in Einem Wagen bis an die Grenze nach der Richtung ihres Heimatslandes transportirt werden. Das war die Auflöſung der geiſtlichen Gemeinde von Warſchau, die von P. Hoffbauer gegründet, durch 22 Jahre lang in brüderlicher Eintracht und Liebe, in Freude und Leid mitſammen gelebt und mitſammen gewirkt hat. Die Meiſten ſahen ſich in dieſem Leben nicht mehr wieder.

In Folge dieſer Verordnung ging P. Hoffbauer

mit vier Schweizern, nämlich zwei Prieſtern, einem Cleriker und einem Laienbruder nach Wien. Von Wien aus ſendete er den Prieſter und den Laienbruder in die Schweiz, der Cleriker ſollte bei ihm verbleiben.

Ueber das Wirken Hoffbauer's in Warſchau ſprach ſich auch der „Oeſterreichiſche Beobachter" in einem Nekrologe über den Dahingeſchiedenen aus — wir werden dieſen Artikel ſpäter am geeigneten Orte bringen.

19.

Hoffbauer in Wien. Anſtände und Haft. Sein Wirken daſelbſt. Projectirte Erziehungsanſtalt. Adam Müller. Klinkowſtröm.

Auf die vielen tragiſchen Auftritte, in welchen dem P. Hoffbauer von der Zeit der Vertreibung in Warſchau bis zu ſeiner Ankunft in Wien die Hauptrolle zugetheilt war, — ſollten noch einige Scenen nachfolgen, die den Mann ſeiner Zeit wohl betrübt haben mögen, die aber jetzt, wenn man von ihnen hört, eher geeignet ſind, einen faſt heiteren Eindruck hervorzurufen. Denn — kaum in Wien angekommen, — wurde er auch hier von der Polizei verhaftet — wahrſcheinlich hatten ſeine Verfolger in Warſchau der Polizei in Wien über Hoffbauer ein ſchwarzes Blättlein zur Darnachachtung eingeſendet. Eine genaue Unterſuchung über ſeine Schriften und alle anderen mitgebrachten Habſeligkeiten begann. Als man bei ihm gegen zweihundert Thaler vorfand, (das Ganze, was er von dem Reiſegeld erübrigte) wurde ihm aufgetragen, ſich über den rechtmäßigen Beſitz dieſes Geldes auszuweiſen; der mit Hofbauer amtirende Herr ſagte ihm: „Ein Ordensgeiſtlicher könne erlaubter Weiſe nicht ſo viel Geld beſitzen.“

Es mag nun hier wahrſcheinlich ſich ereignet haben, daß Hoffbauer — als er ſah, wie ſein Inquiſitor nicht nur mit einigen Kloſterregeln genaue Bekanntſchaft auswies, ſondern auch dieſe Regeln genau aufrecht gehalten haben wollte — mit jener apoſtoliſchen Entſchiedenheit auftrat, welche in dieſer damaligen Atmoſphäre nicht gut angebracht ſein konnte. P. Hoffbauer fand es bei einem ſolchen Verfahren unter ſeiner Würde, über den legitimen Beſitz ſeines rechtmäßigen Eigenthums ſich auszuweiſen.

So begann nun Hoffbauer ſeinen neuen Aufenthalt in Wien — mit einer Unterſuchungshaft — es war dieſes offenbar ein Nachhall des Warſchauer Polizeiregimentes — welches durch Aviſo nach Wien — und durch die daſelbſt veranlaßte Inhaftirung Hoffbauers eine kleine Rechtfertigung für ihr eigenes ungerechtes Treiben geſucht haben mochte.

Da es aber in Wien nicht auf eine principielle Verfolgung abgeſehen war — ſetzte man Hoffbauer auch bald nach erwieſener Unſchuld und Ungefährlichkeit auf freien Fuß. Nun bezog Hoffbauer mit ſeinem Kleriker Martin Stark eine kleine Wohnung im ſogenannten „wälliſchen Hauſe“ neben der italieniſchen Nationalkirche (früheren Minoritenkirche) in Wien.

Dieſe günſtige Wendung in ſeinem Schickſale hatte

er außer der erwieſenen Unſchuld zum Theile der Verwendung einflußreicher Freunde aus Warſchau, wie auch dem Wohlwollen des Erzbiſchofs Hohenwart und der thätigen Freundſchaft des k. k. Hofrathes Baron Plenker zuzuſchreiben.

Ueber die erſteren Jahre, welche Hoffbauer in Wien verweilte, iſt Weniges bekannt — und es muß, dieſe Zeit anbelangend, mehr die Schilderung der allgemeinen religiöſen Zuſtände bedacht werden.

Der Gedanke, die Congregation in Wien einzuführen, lebte mit Hoffbauers Ankunft in Wien wieder auf — wie derſelbe ſchon vor mehr als zwanzig Jahren zu Rom in ihm lebendig geworden. Er verfügte ſich jetzt öfter am Morgen in die Wallfahrtskirche der Vorſtadt Mariahilf, um dort die heil. Meſſe zu leſen. Seine Andacht erbaute die Leute ſehr — bald war in der Umgegend der Kirche von ihm die Rede — während er in der innern Stadt — arm und unbekannt fortlebte.

Als im Jahre 1809 der Direktor der italieniſchen Kirche ſich im Spital beim Beichthören des franzöſiſchen Militärs den Typhus zugezogen und daran geſtorben war — wurde dem P. Hoffbauer, da er

ohnedieß im Hauſe neben der Kirche wohnte, die Beſorgung des Gottesdienſtes interimiſtiſch aufgetragen.

Sein Ruf von Warſchau her verſchaffte ihm bald die Bekanntſchaft bedeutender Perſönlichkeiten, darunter war ein Graf Guicciardi, Graf Lantieri, Hofrath Adam Müller, Friedrich von Schlegel, die damals als Prediger gerühmten Serviten P. Johann und P. Bernardin, dann der in der Seelſorge unermüdete Churprieſter bei St. Stephan, Schmid, der in der Folge Domcantor bei St. Stephan wurde und durch die Herausgabe vieler Erbauungsbücher bekannt geworden iſt.

Viele wählten ihn zum Beichtvater, und an angeſtrengter Beſchäftigung hat es dem P. Hoffbauer von dieſer Zeit an bis zu ſeinem ſeligen Ende niemals gefehlt.

Um 1812 faßte Hoffbauer auf Anregung ſeines Freundes, des Hofrathes Adam Müller, den Plan, eine Erziehungsanſtalt vorzüglich für adelige Knaben zu errichten; die Anſtalt ſollte nach katholiſchen Grundſätzen eingerichtet werden, und Geiſtliche die Leitung des Hauſes übernehmen. Adam Müller ſelbſt wollte die wiſſenſchaftliche Bildung leiten.

Adam Müller ſuchte im Jahre 1812 die Bewilligung hiefür zu erwirken. Aber das Unternehmen ſtieß

allenthalben auf Hinderniſſe und wurde am Ende durch die im Jahre darnach erfolgende abſchlägige Antwort der Behörden ganz unterdrückt. Hoffbauer gab aber deswegen ſeinen Gedanken noch nicht auf, ſondern ſuchte ihn jetzt unter einer andern Form in's Leben einzuführen. Ein ſehr ehrenwerther Mann, Namens Friedrich von Klinkowſtröm, legte um jene Zeit — ſammt ſeiner Gemahlin und deren beiden Schwägerinnen, ſämmtlich Proteſtanten — in die Hände des P. Hoffbauer das katholiſche Glaubensbekenntniß ab. Klinkowſtröm war dem P. Hoffbauer in aller Liebe und Verehrung zugethan. Dieſer Mann ſollte nun auf Hoffbauer's Anrathen ein ähnliches Inſtitut in's Leben rufen und demſelben als Leiter vorſtehen. Die Vermögensumſtände Klinkowſtröm's waren aber nicht der Art, ein Unternehmen, welches ſo bedeutende Auslagen fordert, ſo leicht in's Werk ſetzen zu können.

Einmal begleitete Klinkowſtröm den P. Hoffbauer; ſie gingen eben in einer Gaſſe der Alſervorſtadt hinter der Joſefſtädter Cavallerie-Kaſerne, da blieb Hoffbauer plötzlich vor einem großen Hauſe ſtehen und ſagte, von dem Geſpäche, welches eben im Gange war, ganz abſpringend: „Sehen Sie dieſes Haus an, es iſt ganz für eine Erziehungsanſtalt geeignet; ich kenne es — und es dürfte nicht ſchwer anzukaufen ſein.“

Als Klinkowström auf seine Vermögensumstände hinwies, sagte Hoffbauer — mit jenem Vertrauen und jener Leichtigkeit, mit welcher er gewohnt war, Hindernisse aus dem Wege zu räumen — „Das thut nichts, vertrauen Sie nur auf Gott; Sie können Geld zu leihen bekommen. Wir sollen nicht auf Geld unser Vertrauen setzen; ach, am jüngsten Tage ist das Geld doch nicht mehr als Blech!“

Kurze Zeit darnach bekam Klinkowström von einem Protestanten, dem Baron G., die nöthige Summe zu leihen, kaufte das Haus, richtete es zu einer Erziehungsanstalt ein und wirkte in derselben segensreich zwanzig Jahre lang. Hunderte von Zöglingen aus Familien des Adels und von bürgerlicher Herkunft gingen aus diesem Institute hervor, und die meisten erinnern sich noch dankbar an das Haus, aus dem sie ihre religiösen Grundsätze zum Segen und Gedeihen ihres ganzen Lebens mitgenommen. Als sich die pekuniäre Lage Klinkowström's besserte — nahm er auch Knaben armer Eltern unentgeltlich in sein Institut auf, um Gott dem Herrn durch Erfüllung des Liebesgebotes werkthätigen Dank darzubringen.

20.

Hoffbauer wird Beichtvater bei den Urſulinerinnen in Wien. Wienerzuſtände 1813. Die Studien. Die philoſophiſche Fakultät, ihre Lehrer und Präſides. Weintritt. Wilde. Wikoſch. Gruber. Anekdoten. Böhme.

Im Jahre 1813 wurde Hoffbauer Beichtvater der Urſulinerinnen und Direktor der Kloſterkirche daſelbſt. Von dieſer Zeit an datirt ſich ſeine ausgebreitete Wirkſamkeit auf der Kanzel und im Beichtſtuhle — und ſein bedeutender Einfluß auf die Hebung des damals ziemlich herabgekommenen religiöſen Lebens in Wien.

Hier iſt es am Orte eine kleine Schilderung dieſer religiöſen und irreligiöſen Zuſtände zu entwerfen; der Schreiber dieſes hat ſich hiebei an die Berichte glaubwürdiger noch lebender Zeitgenoſſen gehalten.

Unter der Bürgerklaſſe und im Volke gab es trotz der Beſtrebungen der Aufklärer noch Religion und Glauben. Man ſah die Bürger älteren Schlages in den Vorſtädten — an Sonntagen das ſpaniſche Rohr in der Hand, mit ihren Frauen (die letzteren noch mit geſtickten Goldhauben aus der guten alten und ſoliden Zeit) in die Kirche ſchreiten — voran

gingen züchtig in ihrem Sonntagsſchmucke die Kinder. Auch die heiligen Sacramente wurden in der öſterlichen Zeit von den meiſten, von vielen auch öfter im Jahre an Feſttagen empfangen.

Die philoſophiſche Facultät, welche jeder Studioſus, der in eine höhere Facultät, als in Theologie, Jus, Medizin, aufſteigen wollte — früher mit guten Zeugniſſen paſſirt haben mußte, beſtand aus eigenthümlichen Leuten, mitunter aus höchſt ſonderbaren Käuzen, von denen eine Fülle von charakteriſtiſchen Anekdoten bekannt waren, deren Mehrzahl freilich ſchon ſeit 40 Jahren in das Reich der Vergeſſenheit hinab geſunken ſind.

Weintritt — der im Jahre 1848 als Probſt von Nikolsburg ſtarb — war Profeſſor der Religionslehre in dieſer Facultät, ein geachteter Mann, der aber auch Perſönlichkeiten, die ihm Schaden bringen konnten, mit ſeinem Urtheil nicht verſchonte, ein Umſtand, der in der Folge auch Veranlaſſung zu ſeiner Entfernung vom Lehrſtuhle gab. Die Profeſſoren Wilde (Philoſoph), Stein (der Philolog, der ein eigenes lateiniſches Gedicht gegen das ihm furchtbar verhaßte Tabakrauchen ſchrieb), Wikoſch, der Hiſtoriker, ein geborner Krainer, ſeines Phlegmas und ſeiner eigenthümlichen Ausſprache wegen, lange Zeit ein Gegenſtand des Geſpräches; —

ſämmtliche trugen ein gewiſſes originales Gepräge an ſich, jeder beſaß in ſeiner Art eine beachtenswerthe Urſprünglichkeit, die ihn von andern gewöhnlichen Menſchenkindern in Rede und Handlungsweiſe ſcharf unterſchied.

Die weltlichen Profeſſoren ließen die Religion ganz bei Seite — und hielten ſich von allen Beziehungen auf dieſelbe fern; ſie ſchienen mehr oder weniger ſtille friedliche Diener des ſeichten Rationalismus — wie er damals auch auf den Univerſitäten Deutſchlands herrſchte, geweſen zu ſein — gerade feindlich gegen Kirche und Religion haben ſie ſich nicht geäußert. Dieſe Perſönlichkeiten lebten mehrere Jahre ſtabil neben einander; es waren ſonſt ganz ruhige Leute, wie geſagt ohne Oppoſition gegen das poſitiv religiöſe Element — denn eine ſolche Oppoſition wollte man von Staatswegen gerade auch nicht dulden. Als daher in der Folge ein gewiſſer Remboldt ſtatt des zum Vicedirector der philoſophiſchen Studien ernannten Wilde Profeſſor der Philoſophie geworden iſt, konnte es dieſem Remboldt leicht werden, durch oft hingeworfene Aeußerungen der Oppoſition — ſich eine große Anzahl von Freunden und Anhängern unter der ſtudirenden Jugend zu erwerben. Steht irgendwo die Jugend unter einem gewiſſen Zwange — ſo iſt nichts

leichter — als ſie durch Oppoſition zu gewinnen; — ſie ſieht und verehrt dann in jedem der Oppoſition macht — ein Genie und einen achtenswerthen Helden.

Remboldt — nicht beſonders begabt — konnte auch nicht ein ſpeculativer Kopf genannt werden, er war aber jedenfalls eine anziehendere Perſönlichkeit als die übrigen Profeſſoren. Lenau, der nachmalige Dichter und unglückliche Menſch, war einer der Lieblinge Remboldts.

Eine Anekdote, die den damaligen Zuſtänden ſehr ähnlich ſieht, und die auch zu jener Zeit ziemlich bekannt war, möge hier einen kleinen Raum finden.

Ein älterer Philoſophie-Profeſſor, der lateiniſch docirte, trug beim Examen einem Studioſus auf, die Unſterblichkeit der Seele zu beweiſen. — Der Profeſſor war ein großer Freund und Gönner des wörtlichen Auswendiglernens. Als nun der Schüler begann: „Postquam anima humana“ fiel ihm der Profeſſor in's Wort und ſagte ganz phlegmatiſch: „Mit „postquam“ wird's nicht gehen, probiren Sie es einmal mit „quamquam.“

Mit dieſem letzteren Worte hatte nämlich der Profeſſor in ſeinen Schriften den Paragraph De immortalitate begonnen — deßhalb konnte bei ihm die Unſterblich-

keit der Seele auch nur mit quamquam, aber ja nicht mit postquam bewieſen werden.

Wer in jener früheren, uns bei der gegenwärtigen Schrift zunächſt berührenden Zeit beſonders verderblich einwirkte, war gerade ein Geiſtlicher, Namens Gruber. Dieſer wurde zuerſt zum Vicedirector, dann zum Director der philoſophiſchen Facultät ernannt.

Dieſer Michael Gruber iſt nicht zu verwechſeln mit einem Mann gleichen Namens, der in der Folge Erzbiſchof von Salzburg wurde, nämlich mit Auguſtin Gruber; denn dieſer war ſeiner ausgezeichneten Eigenſchaften wegen allgemein geachtet und verehrt.

Michael Gruber fungirte längere Zeit als k. k. Geſandtſchaftscaplan in London, kam hier als ſolcher in viele Verbindungen und Geſellſchaften mit Männern der engliſch-deiſtiſchen Schule und ſcheint von dort her den beißigen engliſchen rationaliſtiſchen Deismus — wie er im Anfang des Jahrhunderts daſelbſt florirte, als Reiſeandenken mit nach Hauſe genommen zu haben. Dazu kam das ganze bärbeißige Weſen dieſes Mannes; klein von Figur, höckerig, ſpitze geröthete Naſe, dazu das gewiſſe ſcharfe und eckige Benehmen, alles machte ihn zu einer ſehr markirten Erſcheinung. Für ſeine etwas drollige — junge Leute zur Heiterkeit ſtimmende Erſcheinung konnte er nichts — aber für die böſe

Willensrichtung, der er sich hingab und in der er wirkte — ist auch von dem öffentlichen Urtheil über ihn um so mehr der Stab zu brechen, als er in Amt und Ansehen stand, denn er war — eben zur Belohnung für seine als Gesandtschaftscaplan und Vicedirector belobten Dienste zum Domherrn von St. Stephan in Wien ernannt worden.

Als Gruber Vicedirector war, fungirte als Director der Domdecan Böhme, an eigenthümlicher Gestaltung dem Gruber gleich.

Für derlei körperliche Zustände konnten nun, wie schon früher bemerkt, die Herren nichts, und ist ihnen hiefür keine Schuld beizumessen. Wir kommen aber zu einer anderen einschneidenden Begebenheit.

Der Religionsprofessor Weintritt fragte einmal beim Examen einen Studiosus in Gegenwart des mit seiner goldenen Kette als Canonicus dabeisitzenden Vicedirectors Gruber: „ob es einen Ort der ewigen Strafe gebe — und was für Gründe er dafür anführen könne."

Gruber lächelte über diese Frage ausdrucksvoll höhnisch — man wußte von ihm, wie er es mit den Lehren der Kirche überhaupt halte. Weintritt — ein Mann, der, und ganz mit Recht — der Ansicht war — es sei seine Pflicht, den Beisitzer wenigstens für die Zukunft in den höhnischen Kundgebungen seines Unglau-

bens einzuſchüchtern, nahm das goldene Bruſtkreuz Grubers in die Hand und ſagte zu dieſem, ernſten Tones halblaut: „Herr Canonicus, dieſes Kreuz haben Sie wohl auch nicht verdient“. —

Gruber lächelte für den Moment und gab keine Antwort auf dieſe Aeußerung, aber — er vergaß ſie nicht.

In der Folge wurde Weintritt — der übrigens ein Mann von Geiſt und ein katholiſcher Prieſter war — nichtiger Vorwände halber, von ſeiner Profeſſur amovirt und mußte die Pfarre im Städtchen Rötz annehmen, man meinte damals, der Burgpfarrer Frint habe an dieſer Amovirung Schuld getragen — in der That aber war es eine Intrigue Gruber's, der den Angriff auf ſeinen Unglauben und das Hinweiſen auf den Widerſpruch des Ehrenzeichens ſeiner Pfründe, mit ſeinem Werth und ſeiner inneren Geſinnung — nicht zu verwinden vermochte.

Als nach Gruber's Ableben deſſen Bibliothek verlicitirt wurde, erregte eine bedeutende Anzahl von Kochbüchern in derſelben bei den Anweſenden große Heiterkeit. Es muß aber hier wieder beigefügt werden — wie es öfter geſchieht, daß Jemand bei Licitationen ganze Bündel Bücher der verſchiedenſten Richtung zuſammenkauft, die dann liegen bleiben, und aus deren Daſein

in einer Bibliothek man auf die Richtung der Lektüre des Beſitzers nicht gerade mit Sicherheit rechnen kann.

Domdecan Böhme brachte ſein Beiſitzen bei den Prüfungen in der Stelle eines Directors größtentheils mit Schlafen zu, und redete auch nie ein Wörtchen darein. Er war eben eine von jenen Perſönlichkeiten, die man in ruhigen Zeiten bedarf — um mit ihnen Stellen auszufüllen; und zwar Stellen, über welche man — freilich der ſehr verkehrten Anſicht iſt — ſie werden beſſer mit Schlafen als mit Wachen ausgefüllt, man denkt hierbei aber nicht daran, daß auf jedes Schlafen ein Erwachen folgt.

21.

Wirkung auf die Erziehung der Jugend. Würde und Werth.

Wie nun dieſe beiden Männer nichts beitrugen, um dem ſpecifiſch chriſtlichen Element in der ſtudierenden Jugend einen Aufſchwung zu geben — ja wie ihr Daſein bei den Prüfungen eher das Gegentheil bewirkte, das ſoll aus Obigem entnommen werden. Eben dieſe kleinen Federzeichnungen von Perſönlichkeiten — die vom beſten Einfluß hätten ſein können, wenn ſie ihrer Stellung geiſtig gewachſen geweſen wären — dienen auch als eine Charakteriſtik der Zeit, und als eine Erklärung des ganzen Weſens und Gebahrens jener Generation, die unter ihren traurigen Auſpicien herangewachſen iſt.

Es war die folgenreichſte Verirrung, welcher man ſich damals bei Beſetzung von wichtigen Stellen oft hinzugeben pflegte. Ein Mann zu einer derartigen Stellung, ſollte vor allem als ein ſtiller, ruhiger Mann befunden werden — wenn bei ihm zu erwarten ſtand, er werde nichts brechen und nichts machen, ſo erwies man ſich mit ihm über die Maßen zufrieden, und er beſaß ſicher die vollſte Tauglichkeit zu ſeinem Amte, d. h. natürlich in den Augen derjenigen, die ihn hierzu auserwählten.

Daß der ſtudierenden Jugend zunächſt nur wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit und ein ſittlicher Charakter imponiren, das vergaß man ganz und gar, oder beſſer, man wußte und begriff es nicht und konnte es daher auch nicht vergeſſen. Die goldene Kette allein wirkte durchaus nicht als eine achtunggebietende Macht — ſie hätte ein Conductor der elektriſch geiſtigen Strömung ihrer Träger ſein können: da aber von dieſer Strömung keine Spur war — blieb ſie ein kaltes, nutzloſes Metall. — Die Kirche war alſo bei den Studirenden durch die genannten Beiſitzer nichts weniger als vortheilhaft und im guten Sinne einflußreich vertreten; ein Umſtand, der darnach im öffentlichen Leben durch die Sinnesrichtung tauſender, die an der Wiener Univerſität in den verſchiedenen Facultäten ihre Studien machten, und die eben alle früher durch die philoſophiſche Facultät hindurch gehen mußten — alſo auf die ſogenannte gebildete und gelehrte Welt nicht ohne bedenkliche und üble Folgen geblieben iſt.

Will man eine Generation erkennen und recht beurtheilen lernen, ſo muß man auf ihre Jugendbildung zurückgehen und den mächtigen Einfluß der Schulen aus denen ſie hervorgegangen iſt, ins Auge faſſen.

22.

Die theologiſche Facultät. Ruttenſtock. Ackermann. Zängerle. Ziegler. Dolliner. Kühnl. Verſchiedene Anekdoten. Prediger in Wien. Eine Predigt vor den Alliirten. Die Serviten. Sonſtige Zuſtände. Erzbiſchof Hohenwart und Werner.

Beſonders dürfte die theologiſche Facultät und ihre Lehrkräfte damaligen Kalenders um ſo größere Beachtung verdienen, als dieſelbe nicht nur die Pflanzſchule des Clerus der Wiener Diöceſe war — ſondern als da auch Studirende aus Ungarn, Pohlen, Siebenbürgen und anderen Theilen der Monarchie ſich einfanden. Auch an die Ufer der Donau war der Wellenſchlag der proteſtantiſchen Literatur und proteſtantiſchen Anſchauung hereingedrungen.

In der Kirchengeſchichte docirte z. B. Ruttenſtock über ein Decennium: „daß es eine zweifelhafte Sache ſei, ob Petrus in Rom geweſen."

Nun muß man bedenken, daß die Anweſenheit des heiligen Petrus in Rom einſtimmige, unbezweifelte Ueberlieferung des geſammten chriſtlichen Alterthums iſt, daß die erſten Jahrhunderte einſtimmiges Zeug-

niß ablegen, daß Petrus zu Rom die Kirche gegründet und dort den Märtyrertod erlitten habe.

Erst zur Zeit der Reformation wurde, aus Haß gegen das Papstthum, von Welenus, dem lutherischen Professor, der Zweifel aufgeworfen, ob Petrus wirklich in Rom gewesen sei.

Nun betrachteten (gegen die grundlosen Zweifel dieses protestantischen Professors und einiger Protestanten die ihm nachschrieben) selbst die bedeutendsten protestantischen Gelehrten, die Anwesenheit des heiligen Petrus zu Rom und sein Märtyrerthum daselbst, als eine ausgemachte Thatsache, so schon in früherer Zeit: Junius, Scaliger, Casaubonus, Petit, Usser, Pearson, Cave und viele andere. Das alles hätte doch dem katholischen Professor damals schon bekannt sein können; somit ist erwiesen, daß er in einigen seiner kirchenhistorischen Anschauungen noch unter den Protestanten stand. Auch unter den größten protestantischen Gelehrten neuerer Zeit herrscht kein Zweifel über Petri Anwesenheit in Rom, so bei Berthold, Giseler, Neander, Olshausen u. a.

Freilich änderte Ruttenstock später seine irrthümlichen historischen Anschauungen und Lehren zum Bessern, es muß aber der angeführte Zug hier seinen Platz finden, weil er ein besonderes Charakteristicum der besprochenen Zeit abgibt.

Ruttenſtock war geboren zu Wien 1776, fungirte als Profeſſor von 1812 bis 1830 und ſtarb als laterannenſiſcher Abt von Kloſterneuburg 1844. Seine 3 Bände Kirchengeſchichte in lateiniſcher Sprache 1832—1834 in Wien herausgekommen, zeugen von ſchätzenswerthen Kenntniſſen. Als Prälat ſeines Stiftes wirkte er ausgezeichnet; und die Chorherrn von Kloſterneuburg hatten keine Urſache die Wahl zu bereuen. Er war jedenfalls ein Mann unbeſcholtenen Wandels und edlen Sinnes.

Den alten Bund lehrte Peter Fourerius Ackermann, ebenfalls ein Chorherr von Kloſterneuburg. Ackermann war geboren zu Wien 1771, folgte 1807 dem Profeſſor Jahn — und fungirte an dieſer Stelle bis 1831, alſo 24 Jahre lang. Ackermann zeichnete ſich nicht nur durch gründliche Gelehrſamkeit, ſondern auch durch ſeine reine kirchliche Geſinnung aus, und war immer der beliebteſte unter ſeinen Lehrerkollegen. Im Chorherrnſtifte zu Kloſterneuburg lebte überhaupt auch zur Zeit, wo es ſonſt ringsum trübe ausſah, immer ein reger wiſſenſchaftlicher Geiſt.

Den neuen Bund tradirte von 1812 bis 1824 — Roman Sebaſtian Zängerle (geſtorben 1848 als Biſchof von Sekau zu Graz).

So ausgezeichnet und heiligmäßig Zängerle als Biſchof wirkte — ſo eifrig er mit Hintanſetzung eigenen

Vortheils, ſein Leben immer dem Geſetze Gottes unterordnete — ſo kann hier, um das Zeitbild der Facultät in Wahrheit darzuſtellen, doch ſeine exegetiſche Methode, die er in den erſten Jahren ſeiner Profeſſur einhielt, nicht als richtig befunden werden.

Von ſeinen Studien (in Wiblingen bei Ulm, wo er urſprünglch Benedictiner war) her, hatte er ſich die proteſtantiſche Methode der Exegeſe angewöhnt, er citirte auch häufig Proteſtanten bei Stellen, wo ein tieferes Studium der Väter ihm jene Citationen hätte als überflüſſig erſcheinen laſſen. Uebrigens ſtand aber Zängerle in Eifer, Wandel und Geſinnung ausgezeichnet und geachtet da. In den letztern Jahren ſeiner Profeſſur war er auch von der beſagten Methode ſchon gründlich abgekommen.

Gregor Thomas Ziegler, war Nachfolger des Braig in der Dogmatik — ebenfalls früher Benedictiner in Wiblingen (er ſtarb 1852 im Alter von 82 Jahren, als Biſchof von Linz).

Ziegler galt als Profeſſor für einen höchſt originellen Mann. Er beſaß große Gelehrſamkeit — dabei durch und durch kirchliche Geſinnung, erwies ſich ſehr vertraut mit den heiligen Vätern, und war überhaupt ein ganz tüchtiger Benedictiner von altem Schrot und Korn.

Die Hauptpunkte ſeines Vortrages pflegte er frei zu dictiren; er verwickelte ſich aber hierbei in ſo viel verſchlungene Wege der Explication des dictirten Textes, daß er in einer Stunde eigentlich kaum 8 bis 10 Zeilen Text zu Stande brachte.

Wenn er ins Collegium kam, ließ er ſich gewöhnlich wegen Fortführung des Fadens das Dictat der früheren Stunde von einem Hörer vorleſen. Da ereigneten ſich nun mitunter allerhand heitere Scenen; Ziegler pflegte nämlich bisweilen zu beginnen: „Ergo ulterius — jetzt kam eine ſtille Pauſe, dann ſagte er Komma — wieder eine Pauſe, dann punctum, und wieder eine Pauſe, und wieder Komma. — — Das iſt ſo zu erklären:

Während ihm das Dictirte aus der vorigen Lehrſtunde vorgeleſen wurde, dachte er über das nach, was er nun zu ſagen haben werde; war das Vorleſen zu Ende, ſo ſetzte er ſeine nun zu beginnende Fortſetzung wohl im Gedanken fort, die er dann mit den wirklich, aber auch nur allein, ausgeſprochenen Unterſcheidungszeichen unterbrach. Das pflegte er in ſeinem Eifer immer eine Zeitlang gar nicht zu merken, bis ihn die lautwerdende Heiterkeit ſeiner Zuhörer daran erinnerte, und er nun anfing, das innerlich Gedachte

auch nach außen kund zu geben, d. h. laut auszusprechen.

Als er früher in Linz am Lyceum Professor der Kirchengeschichte war, erlaubte sich ein Zuhörer, der von ihm aufgefordert wurde, das Dictat der früheren Collegienstunde vorzulesen, Folgendes: Mitten unter dem Lesen des wirklich von Ziegler Dictirten — fügte dieser Zuhörer eine Stelle, die eben auf dieses Factum bezüglich war — aus der scandalösen Kirchengeschichte des alten Josephiners Dannenmeier ein. Ziegler stutzte als er das hörte und fragte: Quid hoc? legas denuo! Der Studiosus muß nun schon unverschämt genug sein — das Project durchzuführen, er liest den Satz noch einmal mit lauter Stimme und so großem Ernst, als ob Ziegler diesen richtig dictirt hätte.

Nun fragte Ziegler: „Was ist das? hab' ich das wirklich gesagt?" Ja, hieß es von Seite der andern, die mit in das Vorhaben hineingezogen waren. Darauf Ziegler: „Nicht möglich, und wenn ich es auch gesagt habe, so ist es nicht wahr, das müssen Sie ausstreichen."

Das ist sicher ein Zug, der dem Professor zum Lobe gereicht und ihn als einen edlen Mann charakterisirt, es war gewiß viel besser, so zu handeln — als durch Einleitung einer Untersuchung die Begebenheit — die nun als harmlose Anekdote vorüberging — zu einem

Eclat mit unangenehmen Folgen für die Urheber derſelben zu machen.

Ein kleinlicher Eiferer hätte dieſe Kundgebung jugendlichen Uebermuthes in allem Ernſte genommen und mit allem Lärm officieller Procedur, lieber auf Relegation der halben Schule angetragen, um ſeine Autorität aufrecht zu erhalten — als daß er mit Leichtigkeit an dem in ſich unwichtigen Scherz vorübergegangen wäre.

Der Profeſſor Zängerle war ein höchſt ehrenhafter Charakter — die Aufrichtigkeit und Redlichkeit ſelbſt. Nur im Geſpräch ließ er ſich bisweilen im Eifer von ſeinem ſanguiniſchen, leicht erregbaren Temperament fortreißen. Beſaß nun irgend ein Feind, mit dem er zu thun hatte — die für die Erörterung einer Sache nöthige Ruhe, ſo kam Zängerle nicht ſelten in Verlegenheit.

Die Profeſſoren der verſchiedenen Facultäten beſaßen im ſogenannten neuen Univerſitätsgebäude (welches gegenwärtig der Akademie der Wiſſenſchaften übergeben iſt) ein eigenes Wartezimmer, in welchem ſie vor und nach ihren Vorleſungen einige Minuten zubrachten. In dieſem Wartezimmer gerieth nun Zängerle mit dem febronianiſchen Kirchenrechtsprofeſſor Dolliner über einen Canon in einen Streit; Zängerle hielt dem Dolliner vor, daß er dieſen Canon nicht im Sinn der Kirche auslege. Dolliner war ſchlau genug, ſich hinter die

Stadtmauern des damaligen Geſetzbuches zu flüchten, indem er ſagte: „Mit meinem bürgerlichen Geſetzbuch ſchlage ich Sie todt, geben Sie mir ein anderes Geſetzbuch, ſo werde ich auch anders lehren.“ Das war nun eine Art Circulus.

Dolliner arbeitete bei der neuen Auflage des bürgerlichen Geſetzbuches im Jahre 1811 ſelbſt mit, und gerade ſeine Erinnerungen in Eheſachen wurden beſonders dabei berückſichtigt. Da mußte nun Zängerle für diesmal ſchweigen — wenn er ſich nicht einer neuen Denunciation als Ultramontaner ausſetzen wollte. Unter den Studirenden wenigſtens war es allgemeines Gerücht: Zängerle und Ziegler ſeien ihres Ultramontanismus wegen unter beſondere Ueberwachung geſetzt.

Der Moralprofeſſor Fritz griff nicht entſchieden ein, aber er war wenigſtens von den Studenten ſehr geliebt und genoß den Ruf eines ſeelenguten Mannes — der um keinen Preis Jemanden ſchaden wolle.

Paſtoral trug der ehemalige Domprediger Kühnl vor; Kühnl war ein Mann von Begabung, er ſuchte ſeinen Gegenſtand angenehm und genießbar zu machen; ſeine Bildung war aber vorwiegend belletriſtiſch, daher auch ſeine gedruckten Predigten auf der Sprachhöhe ſeiner Zeit ſtehen und vielen oratoriſchen Schwung, dagegen aber einen ſehr magern dogmatiſchen Gehalt be-

ſitzen. Dieſem Manne war die Ehre vorbehalten, Gottes Wort einſt in der Kirche der Vorſtadt Mariahilf während des Congreſſes 1815 vor den drei Alliirten zu verkündigen, wobei ſich Kühnl die Zufriedenheit der höchſten Herrſchaften, beſonders des Königs von Preußen erwarb — und für ſeine Rede mit einer oder mit ein Paar goldenen Doſen bedacht worden iſt.

Eigentlich poſitiv katholiſche Prediger gab es nur noch in einigen Klöſtern, ſo ſtanden in gutem Ruf bei den Serviten in der Vorſtadt Roßau die Patres: Candidus, Joannes, Bernardin und Maximus. Auch bei den Auguſtinern in der innern Stadt fanden ſich einige gute Prediger. Sonſt bildete zumeiſt floskelreiche Moral das ſtehende Thema. Die Kirche als Lehrautorität wurde wenig in Anſpruch genommen, auf ihr Wort ſich ſelten berufen.

Aus dieſem Umſtande darf aber nicht geſchloſſen werden, als ob die Geiſtlichen auch der rationaliſtiſchen Richtung angehangen hätten — das war durchaus nicht der Fall, aber der große Werth und die Gedankentiefe der Väter und der vielen Prediger früherer Zeit — lag als ein völlig unverſtandenes, und daher auch unbrauchbares Material vor ihnen da — ſie wußten mit dem Reichthum, von dem ſie keine Ahnung beſaßen, auch nichts anzufangen. Eben daran trug die Richtung der

Schule, die ganze theologiſche Bildung damaliger Zeit, die meiſte Schuld.

Zudem lag es im Intereſſe der bureaukratiſchen Ueberwachung des Clerus — dieſen zu iſoliren, ihn nie zum Bewußtſein ſeiner Macht kommen zu laſſen, und durch geeignete Künſte, die auch vollkommen gelangen, gegenſeitiges Mißtrauen zu ſäen, um ſo jede Coalition, jedes gemeinſame Vorgehen und Auftreten im vorhinein zu verhindern. Jedes Leben ſollte unterdrückt, jede friſche Regung niedergehalten werden. Die ſpäter hier angeführte Behandlung Hoffbauers wird dieſe Bemerkung mehr als hinlänglich rechtfertigen.

Der edle, hochbetagte Erzbiſchof Hohenwart beklagte oft bitter dieſe Zuſtände. Nachdem wir eine Zeitperiode in Miniaturen darſtellen — erwähnen wir hier, wie der greiſe Erzbiſchof ſehr oft im vertraulichen Geſpräch mit Werner ſich über dieſelbe Sachlage geäußert. Hohenwart, Kenner und Freund der Literatur, bis in ſeine alten Tage hinauf, liebte Werner ſehr — der letztere wohnte als Gaſt ein ganzes Jahr lang im fürſterzbiſchöflichen Palaſt zu Wien.

Oft ſah man den Erzbiſchof mit Werner ſpazieren gehen; mitten unter den andern Leuten wandelten ſie im Augarten oder ſaßen dort auf einer Bank im ge-

müthlichen Gespräch, das je nach dem Gegenstand, bald ernst, bald heiter sich gestaltete.

Dieß freundliche Verhältniß zwischen dem renommirten und beliebten Prediger aus dem Auslande und zwischen dem greisen Erzbischof machte unter dem Publicum eine sehr gute Sensation, und man erzählte sich mit einer gewissen Befriedigung, die sowohl dem Friedrich Werner, als dem Erzbischof Hohenwart zu Gute kam und zu Ehren gereichen sollte: „Heute ist wieder der Erzbischof mit dem Werner spazieren gegangen."

Oft äußerte sich Werner mit der größten Verehrung und Liebe über den Erzbischof — der in der That eine großartig angelegte, noble Natur war, und dem für alles Gute und Große weder Verständniß noch Anerkennung fehlte. Das schöne Gedicht, welches Werner beim Tode des Erzbischofs verfaßte — hat nichts Gemachtes an sich und ist sicherlich dem trauernden Dichter aus vollem Herzen herausgequollen. Auch in diesem Gedicht ist die Rede von den gemeinsamen Spaziergängen Werner's mit seinem tiefbetrauerten Oberhirten. Wir werden den Nachruf, der so wie die zwei Gesänge über Hoffbauer, zu den letzten poetischen Erzeugnissen Werner's gehört und wenig bekannt ist — am Schlusse dieses Büchleins bringen.

23.

Ein Bild von der damaligen Jugenderziehung in Wien. Ein renommirtes Erziehungs-Institut. Dramatiſche Schilderung deſſelben von Anton Paſſy.

Hier iſt es gewiß auch am Platze, über die Erziehungsmethoden damaliger Zeit ein kleines Bild anzufertigen, oder ein fertiges aufzuſtellen. Wir wählen hier das letztere. Anton Paſſy — vielfach mit Hoffbauer in Berührung — und nach Hoffbauer's Tod auch bis an's Lebensende Mitglied der Congregation des allerheiligſten Erlöſers — war in ſeiner Jugend eine Zeitlang Lehrer in einem der damals berühmteſten Erziehungsinſtitute Wiens; dieß wurde von einem gewiſſen Krauſe geleitet. Als Grundton der Erziehung herrſchte daſelbſt eine Verquickung von Peſtalozzi'ſchen und Baſedow'ſchen Phantaſien mit Rouſſeau-Emil'ſchen wahnſinnigen Extravaganzen, das Gemiſch dann abgedämpft mit dem langweiligen Rationalismus und der ſpießbürgerlichen Aufklärungsſpielerei des hochmüthigen, eingebildeten Philiſterthums.

Anton Paſſy ſchilderte nun aus Selbſtanſchauung den Ton, welcher in jenem und auch in anderen für Aufklärung beſtrebſamen Inſtituten derſelben Zeit (von

1810 bis 1820) herrſchte — in ſeinem Werk („Traumleben, Traumwelt", Leipzig, Volkmar 1842) auf eine geniale Weiſe und zwar in dramatiſcher Form unter dem Titel „Inſtitutsgebet". Zwölf Bilder.

Daß Paſſy dieſe Bilder dem Krauſe'ſchen Inſtitut entnommen, erzählte er im Jahre 1846 dem Schreiber dieſes ſelbſt. Hier ſoll nun Eines dieſer Bilder als prägnante Schilderung des beſagten Erziehungszuſtandes ſeinen Platz finden.

„Die Kinder untereinander.

Das Erſte. Jetzt will der Aufſeher gar mit uns beten, und hat uns doch ſchon klar die Klarheit aufgeklärt, wie Gott eine ſpitzfindige Hypotheſe, und das ſogenannte Evangelienbuch eine Mythe ſei.

Das Andere. Hm! Hm! wenn wir zuſammenhalten, können wir ſie alle auseinander ſprengen, daß ſie ſich gewiß nicht wieder in unſre Sachen mengen, s'iſt ja zum Lachen wie die Erwachſenen dumm ſind.

Das Dritte. Zechen und lachen mit dem frechen Hausdrachen, parliren hernach von der Moral; ſtundiren, vagiren und irrlichteliren um uns herum, weiß nit was ſie haben wollen.

Ein Viertes. Der Aufſeher hat Morgen-, der Sprächler Abendgebet eingeführt; kommt zum Gebet, ſonſt müßt ihr knieen. Der Aufſeher betet vor.

Der Aufſeher (kommt und betet). „Ollvader!“ —
Lachen ſie nicht dorten, Hugo
„Wir haben heut' des Guten viel genoſſen.“ —

Die kleinen Kinder. Das iſt keine Lug, o heut' iſt er lang bei Bier mit Madam geſeſſen, es ſah'n es die Großen.

Aufſeher. Still! nimmt das Schwätzen noch kein End'? — „Das Reh,
Die Mücke predigt und der Elephant,
So wie die Käferlein, kaum ſieht man ſie“ —

Die Großen. Was ſoll uns denn all' die Menagerie?
Ei kurz und gut — wir müſſen zum Kaffeh.

Der Aufſeher. Lang will ich's machen, ihr habt keinen Verſtand: —
„Ollvader, — der die Thiere thut erhalten!“ —
Er Rind, er Heid, wird er die Hände falten!

Ein Kind. Herr von Aufſeher, die ſchimpfen dort auf Sie,
Der Hannibal ſagt, er ſei kein Vieh.

Aufſeher. Animal, dich zerklopfen,
Und den Mund dir ſtopfen
Werd' ich ſicher hernach.
Welch ein Beten — ach — ach! —

Ein Knabe. Ich habe ihnen gewiß das Scarnitzel nicht angehenkt.

Der Aufſeher. Da wäre ich nicht geſcheidt,
Wenn ich das litte.
Siehſt Du, Sclav, ſo rüttl' ich dich. —

Der Knabe. Was? mich ſchlagen? nu, das will ich ſagen dem Directeur, und meinen Eltern, welche die ſchmalen Biſſen, daß ſie's nur wiſſen, viel zu theuer bezahlen, die wir hier genießen müſſen.

Der Aufſeher. Still, daß wir fertig werden. —
„Ach Ollvader, vergib uns unſ're Schuld, wie wir vergeben." —
Wo geh'n ſie hin, ſie von der zweiten Claſſe?

Einer. Nach Algier.

Der Aufſeher. Gott ſteh' mir bei! ſo eine Grimaſſe
Wie die dort ſchneiden hab' ich nie geſeh'n.
Bleibt ſteh'n! —
Wo laufſt du hin, du ſonſt ſo brave vierte Claſſe?

Die vierte Claſſe. Brauchen's nit zu wiſſen.

Der Aufſeher. Ihr von der dritten, betet doch: —
„Ollvader!!"

Einer. Es hat mir Einer mein Kleid zerriſſen.

Die Andern. Was, was? komm heraus, das muß die Directrin wiſſen, kommt, kommt! (Alle ab.)

Der Aufſeher. Da ſteh' ich allein —
Soll ich auch abtreten?
Das heiß' ich 'ne Pein. —

Das langweilige Beten
War gerade vonnöthen,
Um mich ganz zu tödten.
Immerhin, leichter Sinn
Macht die Jugend,
Sie kennt keine Tugend;
Im Grunde kenn' ich selber keine,
Das macht aber nichts." — —

Eine treffendere Darstellung und Persiflage dessen, was man zu jener und mitunter auch noch zu unsrer Zeit Religion, Gebet und Anrufung des Allvaters nannte, ist uns noch nicht vorgekommen. Es zeigt das Bild so ganz den Geist, oder die Geistlosigkeit des stark gesuchten Eckhardtshausischen Gebetbüchels und der beliebten Naturſentimentalität — nach welcher der unausbleibliche Elephant in Gesellschaft mit der unvermeidlichen Mücke, die auf dem Rüssel des erstern placirt ist, nie fehlen dürfen, und wo das Bild von der Erde, auf der wir wohnen, als „Tropfen am großen Welteneimer", wie dieser im siebenfachen Farbenspiel der Sonne baumelt, als eben so unentbehrliche und seelenstärkende Beigabe zur angestrebten religiösen Gefühlserregung immer aufgestellt worden ist.

Es war dieß doch ein vorwaltender Blödsinn im Bunde mit einer ungeheuerlichen Selbstüberschätzung;

die Infuſorien, die in und mit dem „Tropfen am Welteneimer" hingen, wußten ſich ein gehöriges Stück auf ihre Aufklärung einzubilden.

Es enthält Paſſy's Schilderung aber zugleich auch eine treffende anſchauliche Kritik der meiſten modernen Erziehungsſyſteme — nach welchen die Religion noch geringer als ein ſogenannter „Gegenſtand", wie Geographie oder Algebra behandelt wird, indem die Gleichgültigkeit ſämmtlicher Lehrer gegen die Religion ſich den Schülern in einer auffallenden Manifeſtation kund gibt. Was ſpielt der Katechet für eine jämmerliche Rolle in Schulen, in denen z. B. der Mathematicus, vor allem aber der Phyſicus und Chemicus keine Gelegenheit vorbeigehen laſſen — mit ihren begrifflichen Wiſſenſchaften auf den Thron zu ſteigen, und verächtlich auf die Erkenntniß göttlicher Wahrheit in der Kirche herabzuſchauen. Da wird wohl auch der Schüler in der vom Jugenddrange gewaltig unterſtützten Nachahmungsſucht bald die Naturgeſetze höher halten als die zehn Gebote Gottes — und jenen ſeiner von ihm vollkommen durchſchauten Herren Lehrer — welche keine andere Religion kennen als die, welche der Elephant und die Mücke predigt — wenn dieſe Herren Lehrer nämlich, an ihn, den Schüler noch eine Anforderung

von Sittlichkeit ſtellen — ganz folgerichtiger Weiſe geradewegs unter die Naſe lachen.

Wenn nun in den Schulen — jeder der Lehrer in der Weltanſchauung ſeine eigenen Wege in Willkühr wandelt — wie ſoll ſich da der Schüler nicht an den Lehrern bilden? Wer mag ſich dann wundern, wenn auch jeder Schüler ſeine eigenen, ihm wohlgefälligen Wege geht!

Was unſere Generation iſt — das iſt ſie durch die Schulen geworden, und was ſie gethan hat, das iſt auf die Schuld-Rechentafel der Schulen zu ſchreiben — hier ſind die Stimmführer gebildet oder verbildet worden.

In der zunächſt ans Bret der Wirkſamkeit gelangenden Generation kommt zur Schule ein noch viel ſtärkeres Element — die Preſſe, und was dieſe mit ihrem Gift und Geifer zu Stande gebracht hat — das wird ſich zeigen, wenn die Gelegenheit kommt und die Stunde der welthiſtoriſchen Prüfung ihren weithin dröhnenden erſten Schlag wird erſchallen laſſen.

24.

Hoffbauer wird Kloſterbeichtvater. Werner's Urtheil über ihn. Hoffbauer als Prediger und Beichtvater. Sein Urtheil über Frauen. Seine Mahlzeiten. Verſchiedene Anekdoten. Clemens Brentano Veith. Literaturkränzchen in Wien.

Wir kehren nun zur neuen Anſtellung Hoffbauer's als Beichtvater im Urſulinerkloſter und als Director der Kirche daſelbſt zurück.

Im Frühjahre 1813 wurde dieſe Stelle von Hoffbauer angetreten. Er bekam eine eigene Wohnung, die ungefähr 150 Schritte von der Kirche weg auf der Seilerſtätte in einem kleinen, dem Kloſter zugehörigen Hauſe ſich befand.

Hoffbauer hatte nun als Kloſterbeichtvater nicht wenig Mühen und Sorgen — dennoch erſtreckte ſich ſeine Thätigkeit in weiten Kreiſen über's Kloſter hinaus.

In der Urſulinerkirche predigte er nun alle Sonntage — bald war die Kirche vor der Predigt ſchon ſo gefüllt, daß viele Leute wieder fortgehen mußten, weil in der eben nicht großen Kirche kein Platz mehr war. Hoffbauer's Art zu predigen war eigenthümlich; er redete einfach — durchaus ohne oratoriſchen Prunk, und doch

wurden alle Zuhörer wunderſam ergriffen — man fühlte, wie er vom innigſten Glauben durchdrungen war, und ſo zündete ſein Feuer auch in den Herzen ſeiner Zuhörer. Oefter wiederholte er in ſeinen Predigten auch die Ermahnung: „Seid demüthig, meine Brüder, ſonſt kommt euch das Wort Gottes wie eine Fabel vor".

Werner's Urtheil über Hoffbauer's Predigten lautete: „Es ſprach die Gnade aus ihm." Das einfachſte Wort aus ſeinem Munde geſprochen, vermochte tief in's Herz einzudringen. So erzählte Werner nach Hoffbauer's Tode folgendes: „Ich begegnete einſt einem Trupp junger Leute, die eben aus ſeiner Wohnung herausgingen, und aus deren Worten und Mienen eine heilige Begeiſterung ſprach. Da ich meinte, Hoffbauer müſſe ihnen einen ganz außerordentlichen Vortrag gehalten haben, erkundigte ich mich nach dem Gegenſtand ſeiner Rede, und was ſie in dieſer beſonders gerührt und ergriffen habe, und ſie gaben mir zur Antwort: Er ſagte nichts als: „Seid brav". So erzählte Werner.

Seine Vorbereitung zur Predigt ſoll größtentheils nur in einem derſelben vorhergegangenen Gebete beſtanden haben.

Dem Schreiber dieſes erzählte Jemand, der den P. Hoffbauer öfter predigen gehört hat, folgendes: „Was er predigte, weiß ich wohl nicht mehr, denn es iſt ſchon

40 Jahre her; wie er aber ſo tief ergreifend ſprach, daß die meiſten Zuhörer bitterlich zu weinen anfingen, das iſt mir noch ganz gut erinnerlich".

An hohen Feſttagen verkündete er nach der Predigt von der Kanzel — nachdem er früher die Kloſterfrauen, die ſich in ihrem, mit Gittern verſchloſſenen Oratorium beim Hochaltar befanden, aufgefordert hatte, laut das Confiteor zu beten — den päpſtlichen Ablaß.

Der Umſtand verdient hier vorzüglich darum erwähnt zu werden — weil eine ſolche Ablaßverkündigung gegen die joſephiniſchen Geſetze verſtieß, dieſe Pflichterfüllung der Kirche gegenüber — und vermeintliche Rechtsverletzung eines Geſetzes — welches zu geben gar nicht in's Bereich der weltlichen Macht gehört — fiel bei der ſpäter angeführten Verfolgung Hoffbauer's, auch mit als ein kleines Gewicht in die Wagſchale der Anklagen.

Viele, die anfangs nur aus Neugierde und Vorwitz in die Predigten Hoffbauer's gegangen waren — trugen den Grund zu ihrer Bekehrung ſchon aus dem erſten Vortrag mit nach Hauſe. Mitunter brachte Hoffbauer Anklänge auf die Kanzel, die man in Wien gar nicht mehr zu hören gewohnt war. Vor der Quatemberwoche pflegte er gewöhnlich dringend zu Buße und Gebet aufzufordern, er ſagte den Leuten: „Bittet Gott jetzt vor allem um fromme und eifrige Biſchöfe und

Prieſter, um gute Hirten für eure unſterblichen Seelen, denn wenn Gott ein Volk ſtrafen will, ſo läßt er zu, daß es blinde Führer bekomme, und wenn zwei Blinde einander führen, ſo fallen beide in die Grube."

Einſt wurde ihm durch eine Intrigue das Predigen eine Zeit lang unterſagt. Das verbreitete ſich bald, und als man nun vermuthete, die nächſte Predigt werde die letzte ſein — ſtrömten ſo viele Leute in die Kirche, daß kein Platz mehr war. Er berührte die Angelegenheit aber mit keinem Worte, ſo ſchmerzlich ihn das offenbar durch Verläumdung und ſchmähliche Mittel damals herbeigeführte Verbot berührt haben mußte.

Werner machte noch mehr auf Hoffbauer aufmerkſam. Viele, die durch Werner's Predigten bekehrt — zu dieſem kamen und ihn baten, er möge von nun an ihr Seelenführer ſein, ſchickte er zu dem P. Hoffbauer. Er nannte Hoffbauer auch nie anders als den Meiſter, ſich nur den Schüler. Einſt erwähnte Werner den P. Hoffbauer auch auf der Kanzel und ſprach von ihm: „Dieß iſt ein Mann, deſſen Schuhriemen aufzulöſen ich nicht würdig bin."

Ein neuer Impuls für Prediger und Seelſorger — aber auch ein neuer Impuls für das katholiſche Wien — wurde gegeben und ging aus von dieſen beiden Männern, von Werner und Hoffbauer.

Der eine imponirend durch den Glanz seines Namens — zu jener Zeit als dramatischer Schriftsteller hoch auf dem Leuchter der deutschen Literatur stehend — machte durch seine Rückkehr zur katholischen Kirche allgemein Aufsehen.

Hoffbauer's Wirksamkeit, obwohl mit demselben Erfolg und für dieselbe heilige Sache, ging doch der Form nach von einem ganz andern charakteristischen Elemente aus.

Von Hoffbauer galt, was der berühmte Naturforscher Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert in seiner Selbstbiographie (Erlangen 1855) 2. Bd. S. 88 von einem Manne aus seiner Jugendzeit sagt — im vollsten Maße: „Er hat zwar keine Werke auf Papier, wohl aber durch Wort und That in Menschenherzen geschrieben, welche von ausdauernderem, bleibenderem Werthe sind, als unsere gedruckten Bücher. Bei diesem Manne waren die Erfahrungen des Lebens und die mannigfachen Erkenntnisse, welche er sich erworben hatte, zu einer Weisheit geworden, welche, obgleich sie hoch von oben her kommt, dennoch wie jener goldene Spruch (Sprüchwörter XI. 2) sagt: „nur bei den Demüthigen ist."

Eine Menge von Beichtkindern aus den höheren Ständen drängten sich nun um Hoffbauer — ohne daß

er es ſuchte — das muß beſonders erwähnt werden — denn ſein Suchen ſtellte ja gerade die Gegenprobe glänzend dar, er gedachte nach des Herrn Worten immer vorerſt der Armen und Niedrigen. Es war damals ſo weit gekommen, daß ſich vornehme Leute ordentlich ſchämten, die heiligen Sakramente der Buße und des Altars zu empfangen. Hiefür hat nun Hoffbauer durch ſeine Rede und ſein Auftreten das Eis wieder gebrochen.

Wie ſehr er auf den Clerus der Reſidenz einwirkte, iſt bekannt — charakteriſtiſch bleibt in dieſer Beziehung ein Ausſpruch des nachmaligen Biſchofs von Gratz, Zängerle, dieſer äußerte ſich gegen Jemand: „Ich habe als Benediktiner mein Noviziat gemacht, bin Ordensmann und bei Jahren, möchte mich aber doch entſchließen, noch einmal bei P. Hoffbauer ein Noviziat zu machen.“

Seine eigentlichen Freunde aber ſind immer die Armen mehr als die Reichen geweſen, und die erſteren ſuchte er auch förmlich auf.

Als zu jener Zeit die armeniſche Congregation der Mechithariſten die Kirche und das ehemalige Kloſter der Kapuziner in der Vorſtadt Mariatroſt erhielt — verſtand unter dieſen Mechithariſten, die zumeiſt aus Kleinaſien und Konſtantinopel kamen — keiner die deutſche Sprache hinlänglich, um deutſch Beicht hören zu können.

Da saß nun an gewissen Wochentagen auch zur Winterzeit P. Hoffbauer schon um 4 Uhr des Morgens in jener, eine halbe Stunde von seiner Wohnung fernen Vorstadtkirche und blieb dort bis ½7 Uhr — wo ihn seine Verrichtungen wieder in die Ursulinerkirche riefen. In jener Vorstadtkirche diente er vorzüglich den Armen.

Oft geschah es, daß er in seinem Eifer schon zur Mechithariſtenkirche vor 4 Uhr kam, ehe diese noch aufgeschlossen war — und er wartete dann geduldig auf den Portalstufen bis der Küster kam.

Um die Mittagszeit pflegten sich immer arme Jünglinge, meistens Studirende bei ihm einzufinden. Ihm wurde das Mittagsessen aus dem Kloster in einem Korbe geschickt. Auch erhielt er um diese Zeit öfter Speise von verschiedenen Seiten her — die guten Leute welche sie sendeten, wußten — daß Hoffbauer sie benöthige, nicht für sich — sondern für seine armen Hungernden. Er fing nun an auszutheilen, und genoß selbst etwas weniges und das nur im Stehen oder im Auf- und Niedergehen; er setzte sich niemals zum Speisen und betrachtete es so recht nur als eine nothwendige, dem Menschen zur Erhaltung seines Leibes aufgedrungene Mühsal. Wenn nun öfter aus seiner Umgebung der eine oder der andere bemerkte: Warum denn er gar so

wenig esse, so pflegte er scherzend zu erwiedern: „Was geht es denn Dich an, wenn ich schon satt bin.“

Am Abend waren in der bescheidenen Wohnung Hoffbauers öfters junge Leute der verschiedensten Art versammelt, Studirende aus allen Facultäten, Künstler und Soldaten, Beamte und Handwerksleute. Jeder nahm aus dem beredten Munde dieses Mannes eine gute Gabe für sein Leben mit nach Hause. So kam er mit Menschen nur in Berührung, um ihnen geistig zu helfen und ihnen Trost zu bringen. Mitten unter diesem ununterbrochenen Verkehr — wandelte ihn dann wieder wie eine Lust — das Verlangen nach dem Einsiedlerleben an; er hat dieß seinen Freunden gegenüber auch öfter ausgesprochen. Als man ihm dann die Frage stellte: ob er es denn auch aushalten möchte so vieles zu entbehren, an das man in der menschlichen Gesellschaft gewohnt wird, gab er zur Antwort: „Ich brauche am Ende nichts, als das Brevier und den Rosenkranz.“

In seinen Gesprächen knüpfte er immer an jene Erscheinungen an, die sich ihm gerade darboten. Einst waren im Sommer Abends junge Leute in seiner Wohnung — als eben ein furchtbares Gewitter losbrach — der erste Blitzstrahl erhellte lang und anhaltend das ganze schon dunkle Gemach. Er sagte darnach: „Seht Ihr meine Lieben — so licht und hell wird die Seele im Augen-

blick des Todes auf einmal das ganze zurückgelegte Leben ſchauen!" Abends ließ er in dieſem Kreiſe ſeiner Schüler gewöhnlich etwas vorleſen und machte dann ſeine Bemerkungen dazu. Sein Verhältniß zu den jungen Leuten glich immer dem eines Vaters zu ſeinen Kindern. Viele von dieſer ſeiner Umgebung ſind Geiſtliche geworden — ſie verdanken ſeinem Umgang die erſte Anregung dazu. Er beredete aber keinen, weder zum geiſtlichen Stand überhaupt, noch zum Eintritt in ſeine Congregation.

Als er die Stelle als Kloſterbeichtvater erhielt, gratulirte ihm hierzu ein Baron Wöber. Hoffbauer erwiderte: „Sie wünſchen mir Glück und ich fürchte mich, ich wollte lieber die halbe öſterreichiſche Armee Beicht hören, als zehn laue Kloſterfrauen." Das Kloſter wurde durch ihn in einen wahren Flor gebracht. Da die Urſulinerinnen in Wien Schulen haben, in denen hunderte von Mädchen — dann auch künftige Erzieherinnen unterrichtet werden, konnte ſich gerade hier Hoffbauers ſegensreiches Wirken in die weiteſten Kreiſe ausdehnen.

Obwohl edle, wahrhaft fromme Seelen aus der Frauenwelt ſeine Beichtkinder waren — ſprach er ſich doch bisweilen im Allgemeinen mit einer gewiſſen heitern und nachſichtigen Bitterkeit — die mehr Mitleid

mit Schwächen hat und dieſe verzeiht — als ſie eigentlich zum Vorwurf macht — über Frauen aus. Wenn Männer ſich beklagten über Launen und Wunderlichkeiten, welche ſie von Seiten ihrer Ehegenoſſinnen ertragen mußten, pflegte er nur — ſchnell über derlei Klagen hinausgehend zu ſagen: „Sind halt Weiber.“

Ueber wahrhaft fromme, gottergebene Frauen, konnte er aber auch mit aller Hochachtung ſprechen.

Die Selbſtverläugnung — im Nichtſuchen von Bequemlichkeit, äußerte ſich bei ihm auf die mannigfachſte Weiſe.

Die Beichtzimmer in den Frauenklöſtern ſind ſo, daß die Beichtende und der Beichtvater in zwei verſchiedenen Zimmern ſich befinden, welche durch eine Gitteröffnung verbunden ſind — doch auch über das Gitter geht ein über ein Rahmen geſpanntes dunkles Linnentuch, ſo daß man nicht durchſehen — ſondern nur durchhören kann.

Da ereignete es ſich nun, daß eine Laienſchweſter aus dem Vorzimmer zum Beichtzimmer, in dem ſich Hoffbauer aufzuhalten pflegte, bevor die Beichten der Nonnen anfingen, ihn zu einer kranken Kloſterfrau holen mußte: ſie ſah ihn hier auf der Erde ſitzen. Hier mochte er nun ſchon ſo viele Jahre bei dieſer Gelegenheit geſeſſen ſein, ſeit er Beichtvater war. Man hatte nämlich

im Kloſter nie daran gedacht, in dieſes Zimmer, in dem er wöchentlich ein paar Mal warten mußte, bis die Kloſterfrauen in ihr Beichtzimmer kamen — einen Stuhl hineinzuſtellen. Er hatte die ganze Zeit nie einen Seſſel verlangt — und lieber mit dem Sitz auf dem Erdboden vorlieb genommen.

Das Verhältniß Hoffbauers zum Eigenthum, oder, wie er es mit dem irdiſchen Beſitz gehalten, im Erwerbe oder im Bewahren oder im Verwenden deſſelben, das verdient eine beſondere Berückſichtigung, weil es überhaupt bei jedem Menſchen ein entſcheidendes Merkmal in ſeinem Charakter iſt.

Dieſes Verhältniß war bei ihm bis an ſein ſeliges Ende wahrhaft apoſtoliſch. „Sorget nicht ängſtlich um den morgigen Tag", das ſprach jede ſeiner Handlungen aus, in Beziehung auf Schalten und Walten mit Geld und Habe. Er ſelbſt wiederholte ſich oft den Spruch: „Date et dabitur vobis" („Gebet und es wird euch gegeben werden"), er hat ſich auch treulich daran gehalten, ſo wie der Spruch hinwiederum an ihm ſich bewahrheitete. Eine Menge von Begebenheiten in dieſer Richtung ſind aus Hoffbauers Leben unter ſeinen Freunden und Schülern in Umlauf gekommen.

Als die Erlaubniß zum Bau eines neuen Redemtoriſtencollegiums in Ausſicht ſtand, ſprach ein junger

Mann und Schüler Hoffbauers klagend das Bedenken aus: „Woher denn zu einem ſolchen Baue das Geld zu nehmen ſei?“ Hoffbauer erwiderte: „Ihr wollt nur Klöſter und Kirchen bauen, und ſeid nicht im Stande Eure Leidenſchaften zu bezähmen und zu bändigen. Habt nur Geduld, Gott wird uns Klöſter genug geben. Ich bin arm und entblößt nach Warſchau gekommen, hatte weder eine Wohnung noch Hoffnung auf Hilfe, und in Zeit von einem Jahre ſtand mir viel Geld zur Verfügung, ich konnte täglich viel Arme ſpeiſen und Almoſen unter die Dürftigen austheilen.“ Wurden ihm betreffs dieſes Baues öfter Bedenken vorgehalten, ſo wehrte er dieſe mit den einfachen und vertrauensvollen Worten ab: „Seid nicht ſo einfältig und kleinlich bekümmert, derjenige, welcher den Kloſterbau will, hat Steine und Geld genug zum Bauen.“

Sein Vertrauen iſt auch nie getäuſcht — im Gegentheil immer mit dem großartigſten Erfolg belohnt worden.

In dieſem Vertrauen übte er oft Wohlthaten aus — ohne ſelbſt etwas zu beſitzen — rein in der ſichern Hoffnung auf die Vorſehung. So miethete er einmal für einen armen Studenten eine Wohnung. Es kam der Tag zum Zahlen, und Hoffbauer dachte eben nach: woher nun Geld nehmen? Da kam eine fromme Dame

und brachte ihm eine Summe Geldes für ſeine Armen, und es war ihm augenblicklich geholfen.

Einſt ſagte er: „Wenn nur zwei Brote in der Welt ſind, und die Hungersnoth alles aufgezehrt hat, ſo wird ein frommer Prieſter eines davon bekommen.“

Seine Briefe geben von demſelben Vertrauen auf Gottes Fürſorge das ſprechendſte Zeugniß. Er wünſchte: es ſolle in Rom ein Profeßhaus und Noviziat ſeines Ordens errichtet werden; wegen der Unterhaltungskoſten ſchrieb er, habe es keine Schwierigkeiten, er hoffe ſo viel Unterſtützung zu bekommen, daß er vom Ueberfluß noch mittheilen könne.

Er liebte in jedem Menſchen Gottes ebenbildliches Geſchöpf — dieſe Liebe äußerte ſich auch bei ihm durch die Gaben, welche er für Zeit und Ewigkeit ſpendete. Er gab eben ſo gern das zeitliche Brot für den Leib, als die Nahrung für den Geiſt zum ewigen Leben.

Einmal ging er mit einigen ſeiner jungen Freunde am Wienfluß ſpazieren. Es begegnete ihnen ein Menſch, in deſſen Antlitz unheimliche Gedanken der Verzweiflung ausgeprägt waren. Hoffbauer entfernte ſich ſogleich von ſeiner Geſellſchaft, ging dem Unglücklichen nach — der in der That mit Selbſtmordgedanken umgegangen war — und rettete ihm durch leibliche und geiſtige Hilfe zeitliches und ewiges Leben.

Der geniale Clemens Brentano, der zu jener Zeit, als er ſich noch in Wien aufhielt, noch ſehr viel mit dramatiſcher Kunſt ſich beſchäftigte und eine Anſtellung in der Kanzlei des Hoftheaters ſuchte, kam nicht zu ſeinem Ziele. Es ging ihm ſchlecht, ſehr ſchlecht — er hatte nichts mehr zu leben und war am Hungerleiden. Er lernte den P. Hoffbauer kennen. Dieſer erbarmte ſich ſeiner, bewegte für ihn ein wohlthätiges Herz und Hoffbauer händigte dem desperaten Dichter eine Rolle mit 100 Dukaten ein, knüpfte aber freundlich die Bitte daran: er ſolle Wien verlaſſen. —

Das ſind nur einige der wenigen Fälle die bekannt wurden; wie vielen mag er im Stillen geholfen haben, daß Niemand davon etwas wußte als Gott und der Dürftige.

Es war ſeine erwieſene Uneigennützigkeit und Nächſtenliebe, die ihm ſo ſehr die Herzen gewann, daß viele ihn zu ihrem Almoſengeber erwählten; in der ſichern Ueberzeugung, daß ein doppelter Segen auf der Gabe ruhen wird, die durch die Hand dieſes getreuen Gottesdieners gegangen iſt.

Hier mögen zur Abwechſelung noch ein paar kleine Begebenheiten folgen — die, wenn ſie auch vom ethiſchen Leben keine Kunde bringen, doch in einem Miniaturbild — eines literariſchen Kreiſes erwähnen, in welchem

außer andern auch Dr. J. E. Veith damals noch als Laie, practiſcher Arzt und Director der Wiener Thierarzneiſchule, Georg Paſſy und Clemens Brentano, deſſen vorerſt Erwähnung geſchah, Theil genommen haben.

Es pflegten ſich (zwiſchen 1815 und 1818) in einem anſtändigen Locale der Eſſiggaſſe, 20 bis 30 Schriftſteller allwöchentlich einmal zu einem Abendkränzchen zu verſammeln. Dr. Veith war durch einige Wochen ausgeblieben. Als er wieder erſchien, fragte man, warum er ſo lange nicht gekommen. Veith gab die Urſache an. Es war im flachen Lande eine verheerende Rinderſeuche ausgebrochen, er wurde im Auftrag der Regierung geſendet, um Anordnungen zu treffen, daß dem Weiterumſichgreifen Einhalt geſchehe. Brentano beſaß nun die Art oder Unart, in der Geſellſchaft immer das eine oder das andere Stichblatt ſich zu ſuchen — wobei er in ſeinen Ausfällen mitunter auch ſchonungslos und verletzend war.

Kaum hatte er nun von Veith's abgehaltener Commiſſion vernommen — als er vermeinte, das werde ihm (dem Brentano) eine gute Veranlaſſung zu manchem Witze geben. Er rief in dieſer Abſicht laut hin über die lange Tafel: „Sagen Sie mir Herr Doctor, wie wird denn eigentlich eine ſolche Rindercommiſſion angefangen?“ Die ganze Geſellſchaft wurde ſtill und gab

Der geniale Clemens Brentano, der zu jener Zeit, als er ſich noch in Wien aufhielt, noch ſehr viel mit dramatiſcher Kunſt ſich beſchäftigte und eine Anſtellung in der Kanzlei des Hoftheaters ſuchte, kam nicht zu ſeinem Ziele. Es ging ihm ſchlecht, ſehr ſchlecht — er hatte nichts mehr zu leben und war am Hungerleiden. Er lernte den P. Hoffbauer kennen. Dieſer erbarmte ſich ſeiner, bewegte für ihn ein wohlthätiges Herz und Hoffbauer händigte dem desperaten Dichter eine Rolle mit 100 Dukaten ein, knüpfte aber freundlich die Bitte daran: er ſolle Wien verlaſſen. —

Das ſind nur einige der wenigen Fälle die bekannt wurden; wie vielen mag er im Stillen geholfen haben, daß Niemand davon etwas wußte als Gott und der Dürftige.

Es war ſeine erwieſene Uneigennützigkeit und Nächſtenliebe, die ihm ſo ſehr die Herzen gewann, daß viele ihn zu ihrem Almoſengeber erwählten; in der ſichern Ueberzeugung, daß ein doppelter Segen auf der Gabe ruhen wird, die durch die Hand dieſes getreuen Gottesdieners gegangen iſt.

Hier mögen zur Abwechſelung noch ein paar kleine Begebenheiten folgen — die, wenn ſie auch vom ethiſchen Leben keine Kunde bringen, doch in einem Miniaturbild — eines literariſchen Kreiſes erwähnen, in welchem

außer andern auch Dr. J. E. Veith damals noch als Laie, practiſcher Arzt und Director der Wiener Thierarzneiſchule, Georg Paſſy und Clemens Brentano, deſſen vorerſt Erwähnung geſchah, Theil genommen haben.

Es pflegten ſich (zwiſchen 1815 und 1818) in einem anſtändigen Locale der Eſſiggaſſe, 20 bis 30 Schriftſteller allwöchentlich einmal zu einem Abendkränzchen zu verſammeln. Dr. Veith war durch einige Wochen ausgeblieben. Als er wieder erſchien, fragte man, warum er ſo lange nicht gekommen. Veith gab die Urſache an. Es war im flachen Lande eine verheerende Rinderſeuche ausgebrochen, er wurde im Auftrag der Regierung geſendet, um Anordnungen zu treffen, daß dem Weiterumſichgreifen Einhalt geſchehe. Brentano beſaß nun die Art oder Unart, in der Geſellſchaft immer das eine oder das andere Stichblatt ſich zu ſuchen — wobei er in ſeinen Ausfällen mitunter auch ſchonungslos und verletzend war.

Kaum hatte er nun von Veith's abgehaltener Commiſſion vernommen — als er vermeinte, das werde ihm (dem Brentano) eine gute Veranlaſſung zu manchem Witze geben. Er rief in dieſer Abſicht laut hin über die lange Tafel: „Sagen Sie mir Herr Doctor, wie wird denn eigentlich eine ſolche Rindercommiſſion angefangen?“ Die ganze Geſellſchaft wurde ſtill und gab

Acht, was nun Veith ſagen werde. Dieſer blickte ſcharf auf Brentano hin, und erwiederte in ſeiner ruhigen Weiſe: „Vor allen andern ſchau ich mir den Ochſen genau an.“ —

Hierauf erfolgte, wie ſich denken läßt, ein ſchallendes Gelächter, und Brentano, der ſonſt gern das große Wort führte, war für dieſen Abend ſchweigſam geworden. Einige andere Wiener Literaten konnten es aber nicht überwinden, über das damals noch neue Veterinärinſtitut einige ſchlechte Witze loszulaſſen.

Bei der nächſten Zuſammenkunft war es an Dr. Veith, aus irgend einem deutſchen Claſſiker Aphorismen vorzuleſen; die Mitglieder der Geſellſchaft ſollten erkennen oder errathen, von wem und aus welchem Werke die geleſenen Stellen ſeien.

Veith las nun aus einem kleinen Büchlein verſchiedene Sentenzen über Moral, oder über Weltanſchauung wie ſie zu jener Zeit üblich waren.

Da fingen nun die Herren zu rathen an. Der Eine ſagte: Das iſt Wielands Styl — der Zweite: es ſei von Ziegler u. ſ. w.

Einer von denen, die bei der letzten Zuſammenkunft die beſagten Witze zu machen verſuchten, hielt ſich für einen beſonders ſtarken Kenner der deutſchen Literatur. Nachdem er nun ſchon eine Maſſe Namen genannt und

Veith immer den Kopf ſchüttelte, wurde dieſer Herr ungeduldig, riß dem Dr. Veith das Büchlein aus der Hand und gab es einem Nachbar, daß er den Titel leſe. Dieſer las: „Wahrnehmungen an Schafen um über ihr Befinden zu urtheilen, von Hieronymus Waldinger.“

Die von Veith vorgeleſenen Sentenzen waren von ihm improviſirt.

Das Büchlein über die Schafdiagnoſe mochte er zufällig bei ſich gehabt und zu dieſem Scherz benutzt haben. Seit dieſer Zeit wurde auch das Thierarzeneiinſtitut in Ruhe gelaſſen.

Auch die Art und Weiſe, wie ſich die Leute unterhalten und wie ſie ihre Abende zubringen, iſt eine Signatur der Zeit — oder wenigſtens ein Strich zum Bild derſelben — und aus dieſer Urſache haben wir dieſe Paar Striche hier mitgetheilt, obwohl der ſtrenge Kritiker damit nicht zufrieden ſein wird, auch ſelbſt für den Fall, daß er daran einiges Behagen fände; denn Unzufriedenheit iſt die ſpecifiſche Aufgabe des kritiſchen Menſchen.

25.

Werner's erſtes Auftreten in Wien. Der Wiener Congreß. Ein Brief Werner's an den Primas Dalberg. P. Antonin Franzoni. Napoleon um Mitternacht in der Auguſtinerkirche.

Leben und Wirken Hoffbauers und Werners in Wien waren ſo innig verflochten, ſo oft ſich berührend, die Beiden ergänzten ſich ſo häufig gegenſeitig, je nach der Verſchiedenheit von Anlagen und Charakter in ihrem Einen Streben, daß wir es für nöthig halten, über Werners Aufenthalt in Wien manches in die Oeffentlichkeit zu bringen, was bisher nur unter ſeinen Freunden bekannt geweſen iſt.

Hier folgen wir dem Berichte noch lebender Freunde Werner's, die mit Hoffbauer und Werner häufig in Berührung waren.

Werner kam im Herbſte 1814 nach Wien, und ſchlug ſein erſtes Domicil im Servitenkloſter (in der Vorſtadt Roßau gelegen) auf. Zuerſt predigte er in der Kirche bei St. Thekla, Vorſtadt Wieden, dann bei St. Leopold in der Leopoldſtadt. Von nun an wurde er ſehr oft als Feſtprediger in und um Wien eingeladen.

Im Jahre 1815 verſammelte ſich in Wien bekanntlich der berühmte und folgenreiche Congreß. Es

gab damals einen derartigen Zuſammenfluß von hochgeſtellten und reichen Leuten in der Kaiſerſtadt — wie dieſes vor jener Zeit niemals der Fall geweſen iſt. Die Folge davon war, daß ſich ein unerhörter Luxus entwickelte. Eine Feſtivität folgte der andern nach. Die allgemeine Freude der Diplomaten und anderen europäiſchen Celebritäten, die ſich hier zuſammengefunden, war dießmal eine recht vom Herzen kommende — man konnte ſich dem Fahren und Reiten, dem Tanzen und Jagen, dem Schauſpiel und Luſtſpiel, der Oper und der Tragödie, und mitunter auch noch minder äſthetiſchen Beſtrebungen — wieder nach vielen Aengſten ſorglos überlaſſen, denn der unliebſame Störenfried ſaß ja in gutem Gewahrſam. Der Uebermuth der Sinnlichkeit ſchoß derartig in die Halme, daß ein Sittenprediger reichliche Ernte fand, d. h. um ſeinen Stoff nicht verlegen ſein durfte.

Da trat nun Werner in Wien auf, geißelte das Laſter, ohne irgend einen Stand zu ſchonen, und predigte wieder in katholiſcher Weiſe und brachte den Katechismus zu Ehren, den er nicht ſelten auf die Kanzel mitnahm und hier auf das kleine Büchlein, der großen Wahrheiten voll, hinzeigte.

Wenn nun Werner in der Auguſtiner-Hofkirche predigte, waren öfter die ſämmtlichen gekrönten Häupter

seine Zuhörer — das geschah auch einst bei einer Predigt Werner's in der Franziskanerkirche — die Carossen rollten in Unzahl vor die Kirchenthüre auf dem Franziskanerplatze, die Leute drängten sich massenhaft hinzu — und die Polizeiwache reichte nicht mehr aus, um die Ordnung auf der Straße aufrecht zu erhalten; es mußte auch eine starke Abtheilung Küraſſiere erſcheinen.

Das ganze Auftreten Werner's war höchſt originell und für Wien jedenfalls etwas ganz Ungewöhnliches. Die Statur groß, die Züge markirt, die Naſe lang, die Augenbrauen auffallend ſchwarz, die Stimme etwas hohl, der Dialekt preußiſch; den Ausdruck des Geſichtes hatte er ganz in ſeiner Gewalt. Ein zweiter Johannes in der Wüſte, das Volk auffordernd zur Buße.

Es iſt uns der Inhalt eines Briefes von Werner an den Primas Dalberg mitgetheilt worden, in welchem Schreiben Werner den Primas um Aufnahme in das Seminar zu Aſchaffenburg von Rom aus erſuchte. Das Original dieſes Briefes beſaß der Biſchof Ocskay von Kaſchau. Bekanntlich iſt Dalberg vielmehr weltlicher Fürſt als Biſchof geweſen. Werner ſtand früher als Proteſtant und Laie mit Dalberg auf ziemlich gutem Fuß — daher ſchrieb ihm Werner auch

nicht nur vertraulich, ſondern auch pikant. In dieſem in familiärem Ton gehaltenen Schreiben ſtand unter andern Folgendes:

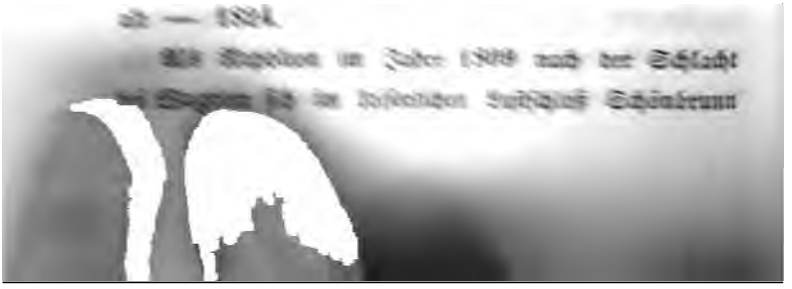
„Eure Durchlaucht wiſſen, daß ich in Rom in den Schooß der heiligen katholiſchen Kirche bin aufgenommen worden. Sie werden fragen, was ich jetzt beginnen werde? Ich bin entſchloſſen Prieſter zu werden, weil ich glaube, daß ich die dazu nothwendigen Eigenſchaften beſitze. Beſonders meine ich, daß ich ein gemachter Beichtvater ſein würde, denn ich kenne die Welt und das menſchliche Herz. Und dann? Dann will ich in ganz Deutſchland von einer Stadt in die andere ziehen und zur Buße auffordern, und auch an Eurer Durchlaucht nicht vorbeigehen, oder ich werde mich bei einer kleinen Landgemeinde niederlaſſen, denn auch dieſes würde mir zuſagen. — —“

Werner brachte darnach ein halbes Jahr in Aſchaffenburg zu und wurde dort zum Prieſter ordinirt. Die Bekanntſchaft Hoffbauer's mit Werner rührte ſchon von Warſchau her, freilich ſtanden ſich dort die beiden ganz anders gegenüber.

Nun predigte Werner auch oft auf Einladung Hoffbauer's in der Urſulinerkirche. Die Faſtenpredigten hielt er gewöhnlich in der Auguſtinerkirche — im Kloſter der Auguſtiner wohnte er auch. Der Kloſter-

prior und Pfarrer bei St. Augustin, Namens P. Antonin Franzoni, schätzte Werner besonders hoch. P. Antonin war eine seiner Zeit in Wien sehr bekannte und geachtete Persönlichkeit. Einige Züge aus seinem Leben mögen zugleich einige Striche zur Charakteristik der damaligen Zeit abgeben.

Franzoni, geboren in Wien, Sohn eines reichen Großhändlers, trat in seinem 16. Jahre schon in den Augustinerorden. Seinem Aussehen nach glich er einem ehrwürdigen Anachoreten — im Umgang war er, wenn auch ernst, doch liebenswürdig und weltgewandt. Die französische Sprache hatte er vollkommen in seiner Gewalt. Er war lange Zeit Beichtvater der Brüder des Kaisers Franz, der Erzherzoge Karl, Anton, Rainer, Ludwig und Rudolph. Auch andere hohe Herren schenkten ihm ihr Zutrauen und wählten ihn zu ihrem Gewissensrath, wie z. B. der Prinz Anton von Sachsen, welcher sich alljährlich längere Zeit in Wien aufhielt. Dann besuchte der Prinz den armen Augustiner auch täglich. Auch vom Erzherzoge Rainer wurde Antonin sehr häufig besucht. Antonin überlebte Werner um Ein Jahr, er starb — 75 Jahre alt — 1824.



Als Napoleon im Jahre 1809 nach der Schlacht bei Wagram sich im kaiserlichen Lustschloß Schönbrunn

bei Wien aufhielt — ließ er sich erst bei den Augustinern anmelden; es hieß: der Kaiser wolle um Mitternacht die Kirche ansehen.

P. Antonin empfing Napoleon an der Kirchenthüre. Der Kaiser war sehr freundlich und sprach Verschiedenes. Unter anderm fragte er, was die zwei Statuen beim Hochaltare bedeuten, und als Antonin antwortete: die eine stelle den heiligen Augustinus, die andere den heiligen Ambrosius vor — fragte Napoleon, auf den letztern bezüglich: „Wer war er denn?“ (Mochte sein, daß er den Namen nicht gut gehört, denn es ist, wie auch seine nachfolgende Antwort zeigte, nicht anzunehmen, daß Napoleon den h. Ambrosius nicht gekannt habe.) Antonin antwortete: „Bischof von Mailand.“ Darauf der Kaiser: „Ah dieser!“ Jedenfalls eine sehr bezeichnende Bemerkung. Es mochte ihm die Geschichte vor der Kirchenthüre in Mailand mit dem Kaiser Theodosius momentan durch den Sinn gefahren sein.

Dann lobte es Napoleon, daß Kirchenstühle für Jedermann da seien und man sich nicht erst einen Sitz zu bezahlen brauche.

In der Todtenkapelle besah er sich die Basreliefs auf dem Grabmonument des österreichischen Feldmarschalls Lascy († 1801) und bemerkte dabei zu einem ihn

begleitenden Marſchall: „Sehen Sie (hier nannte Napoleon einige Orte, die dem P. Antonin entfielen), dort hatten wir die nämliche Stellung.“ Was mag Napoleon mit dieſem Beſuch in der Auguſtinerkirche gewollt haben? Man meint: er wollte — da ihm die Heirat mit der Erzherzogin Maria Louiſe vielleicht ſchon im Sinne lag — den Altar ſehen, an welchem die ehelichen Einſegnungen der Mitglieder des kaiſerlichen Hauſes vorgenommen werden, auch für den Fall, wenn eine Heirat durch Procuration geſchieht.

26.

Ein Prozeß mit dem Auguſtinerprior. Beendigung desſelben durch den Erzherzog Rainer. P. Antonin's Rede nach Werner's Tode.

Während im Jahre 1818 Kaiſer Franz eine Reiſe nach Italien unternahm, führte Erzherzog Rainer als Stellvertreter des Kaiſers die Regierungsgeſchäfte.

Zu dieſer Zeit war (da die Prioren durch Wahl alle drei Jahre wechſeln) im Auguſtinerkloſter ein alter Mann Prior, Namens P. Mariophil. Das Kloſter befand ſich eben in einer pecuniär gedrückten Lage, und der P. Mariophil konnte ſich nicht an den Gedanken gewöhnen — daß die Regierung das Eigenthum des Kloſters in höchſter Inſtanz zu verwalten habe.

Ohne lange nachzufragen, verkaufte er — zur Aufhilfe der leeren Kaſſe — alte Weine aus dem Kloſterkeller, ohne die Regierung zu fragen und ohne eine Anzeige darüber zu erſtatten.

Das in den Augen der damaligen Kirchen- und Staats-Bureaukraten gräuliche Verbrechen wurde durch Spione denuncirt — ſchauerliche Unterſuchungen, als ob weiß Gott was für eine Frevelthat verübt worden wäre, begannen, eine Commiſſion folgte der andern

nach — und am ſchlimmſten dabei benahmen ſich — — gerade die geiſtlichen Herren von der Feder! Einer ſoll ſogar bemerkt haben: „Wäre dieſes Crimen vor 30 Jahren (1788) geſchehen — Mariophil wäre an der Kloſterpforte aufgehängt worden.“

Dieſer — durch die erbitterten Unterſuchungen in ſeinen Folgen für P. Mariophil durchaus nicht lächerliche, ſondern in der That grauſame Prozeß ſollte nun eben während der Abweſenheit des Kaiſers ſeinen Abſchluß erhalten — und zwar ſehr bedeutend zum Nachtheil des armen P. Mariophil — der ja doch nur mit Wiſſen der Conventsmitglieder über ein rechtmäßiges Eigenthum des Kloſters verfügt — alſo durchaus Niemand hintergangen und nichts Unrechtes gethan hatte.

Da kommt nun einſt ein Lakai des Erzherzogs Rainer (der, wie geſagt, während dieſer Zeit des Kaiſers Alter ego war) zum Kirchendiener von St. Auguſtin und trägt dieſem im Namen ſeines durchlauchtigen Herrn auf: er ſolle den Hofgang um die Mittagszeit offen laſſen.

Die Hofburg iſt nämlich an Kirche und Kloſter der Auguſtiner angebaut — und ſteht durch Thüren in den Oratorien der Kirche mit dem Kloſter in Verbindung. Von Seite des Kloſters wurde der Ver-

bindungscorridor kurzweg „der Hofgang“ genannt — der während der Zeit des Gottesdienſtes auch immer geöffnet war, und nur zu den Mittagsſtunden und in der Nacht geſchloſſen wurde.

P. Antonin, welcher vermuthete, der Erzherzog werde ihn beſuchen, blieb auf ſeinem Zimmer und ging nicht in das Refectorium zum Speiſen. Richtig kam der hohe Herr — ſelbſt einen Pack Acten unter dem Arme tragend, und ſagte zum Pater Antonin: „Was ſoll ich denn nun mit dem P. Mariophil machen? Hier ſind die Prozeßacten; man trägt auf nicht weniger an, als ihn dem Criminal zu überliefern.“ P. Antonin ſtellte nun dem edlen Erzherzog dar — wie Mariophil doch eigentlich nur mit einem Gegenſtand zum Beſten des Kloſters geſchaltet, der doch im Grunde des Kloſters Eigenthum ſei, und wie es grauſam wäre, wenn er ſo arg leiden müßte, weil er ein hartes Formalitätsgeſetz übertreten.

Der Erzherzog ſprach nun: „Euer Hochwürden haben Recht, ich will der Sache ein Ende machen;“ und mit dieſen Worten zerriß er das Reſumé des Prozeſſes ſammt dem Urtheil vor dem P. Antonin.

Auch dieſer Zug verdient Beachtung — er iſt eine herrliche Illuſtration zu den Verordnungen in publico ecclesiasticis und zeigt von der Großmuth

und im wahren Sinne von der Gerechtigkeitsliebe der Prinzen des kaiserlichen Hauses, die mit den Härten jener Gesetzgebung doch am Ende nicht einverstanden waren.

Die erbitterten Richter sollen, als ihr Urtheil nicht executirt wurde, und sie in Erfahrung gebracht, sämmtliche Aktenstücke seien in der Kanzlei des Erzherzogs Rainer verschwunden und nicht mehr zum Vorschein gekommen — durch ihre Wege selbst beim Kaiser Franz Klage darüber geführt haben. Der Kaiser ließ es bei der Verfügung seines Stellvertreters und der Prozeß blieb niedergeschlagen.

Wie schon früher bemerkt worden — war P. Antonin ein warmer Verehrer Werner's; so zwar, daß, als Werner im Jahre 1823 starb, Antonin, obwohl selbst schon krank und körperlich gebrochen, doch zur ersten Fastenpredigt die Kanzel bestieg, um bei dieser Gelegenheit seinem Freunde Werner Worte des Dankes und der Verehrung über's Grab nachzusenden. Er verglich ihn mit St. Paulus aus dem Stamme Benjamin, der früher ein reißender Wolf war, später aber ein auskgewähltes Rüstzeug Gottes geworden ist.

27.

Werner's Verhältniß zu Hoffbauer. Ein Beſuch beim kranken Werner. Eine Scene zwiſchen Werner und Hoffbauer in der Sacriſtei. Werner und der Frater Bonaventura als Bücherträger.

Ueber Werner's kindliches Verhältniß zu ſeinem Beichtvater, dem P. Hoffbauer, ſeien folgende Züge aus dem Munde eines Augenzeugen berichtet.

Wir bringen hier die Erzählung, wie wir ſie einmal aus dem Munde des Herrn Kral vernommen:

Im Jahre 1818 lag Werner im Auguſtinerkloſter ſchwer krank darnieder, ich war eben bei Hoffbauer und der kleidete ſich zum Ausgehen an und ſagte zu mir: „Geh mit zum Werner.“

Schon früher hatte ich den P. Hoffbauer öfter zu Werner begleitet. Werner hatte nun ſeine Krankheit eben überſtanden und er war auf dem Wege der Geneſung. Im erſten Zimmer ſtanden viele Kiſten mit Büchern vollgepfropft. Als Hoffbauer zu Werner's Bette trat und ihn fragte, wie es ihm gehe, küßte ihm Werner die Hand und zeigte ſich überaus fröhlich. Es wurde dem Kranken eben eine Brühe gebracht. Hoffbauer, der gern mit Werner ſcherzte, ſagte: „Nun will ich einmal ſehen, ob Du eſſen

kannſt.“ Werner faßte den Stiel des Löffels mit der ganzen Fauſt. Darauf ſagte Hoffbauer: „Nun, nun, nimmt man denn den Löffel ſo? — Geh her, ich werde Dir's zeigen!“ — Und wie in dieſer unbedeutenden Sache — ſo folgte auch in den wichtigſten Angelegenheiten Werner dem P. Hoffbauer wie ein folgſames Kind ſeinem Vater.

Werner trug zumeiſt ſeine Predigt vor, nachdem er früher las und meditirte — zum Schreiben kam es ſelten. — Da geſchah es ihm nun in der Kirche bei St. Urſula, daß er einen Verſtoß gegen eine Kirchenlehre beging; — im mindeſten Falle ſich nicht klar genug ausſprach, und möglicher Weiſe Anlaß zu Mißverſtändniſſen gab.

Nun trug ihm Hoffbauer auf, ſich in der nächſten Predigt zu corrigiren und zu widerrufen, was Werner auch am nächſten Sonntag mit großer Selbſtverläugnung menſchlicher Eitelkeit, die doch am Ende in Jedem ſteckt — gethan hat.

Einmal ſtand Werner, mit Chorrock und Stola bekleidet, in der Sacriſtei, das Predigtlied ging zu Ende und P. Hoffbauer trat in die Sacriſtei. — Werner ging nun an gewiſſen Tagen beichten; an dieſem Tage hatte er Hoffbauer nicht zu Hauſe getroffen, und nun fiel ihm ein — noch vor der Pre-

digt durch ſeinen Beichtvater das Sacrament der Buße zu empfangen. Er ging auf Hoffbauer, als er ihn kommen ſah, los — und ſagte ihm ſtill ſeinen Wunſch ins Ohr; darauf ſagte Hoffbauer laut, daß ich es gut hören konnte: „Was, jetzt beichten? Du ſollſt ſchon lange auf der Kanzel ſtehen.“ Werner folgte zwar, aber diesmal mit ſchlecht verhehltem Unwillen über Hoffbauer's Derbheit. Vor ſich hinbrummend, ſchritt er durch die Sacriſtei hinaus in die Kirche — was ſehr komiſch anzuſehen war. Kaum hatte ſich Werner entfernt — als Hoffbauer für ſich hin ſprach: „Er iſt eine von den Poſaunen Gottes, aber man kann ſeinen preußiſchen Stolz nicht oft genug demüthigen.“

Wenn Werner in der Auguſtinerkirche predigte, mußte ihm der Laienbruder Bonaventura oft ganze Stöße Bücher auf die Kanzel voraustragen. Mit dieſen Büchern verhielt es ſich ſo. Werner ſchrieb — wie ſchon bemerkt worden, ſeine Predigten ſelten, ſondern pflegte ſich in verſchiedenen Büchern die Grundgedanken zu ſeinem Vortrag zuſammenzuleſen. Wenn ihm nun zuweilen momentan der Stoff auszugehen drohte, ſo durfte er nur die Bücher anſchauen; ſie dienten ihm alſo als eine Nachhilfe des Gedächtniſſes. Einmal holte ihn der Frater Bonaventura zur Predigt

mit den Worten: „Herr Hofrath, der Segen hat ſchon angefangen.“ Darauf Werner: „Sind ſchon viele Leute in der Kirche?“ Der Frater: „Sehr viele, auch die — — habe ich geſehen“ (hier nannte der Frater eine Dame aus den höheren Geſellſchaftskreiſen, die ihrer böſen Zunge wegen Wernern bekannt war). Werner: „Was, die Hexe iſt auch da? Kommen Sie in einer Viertelſtunde wieder.“ — Als der Frater kam, legte ihm Werner ein Buch nach dem andern auf den Arm, wobei er die Bücher wiederholt anſah und zählte — das wiederholte er noch einmal auf dem Gange zur Kanzel. Der Frater wurde ſchon etwas unwillig und ſagte lachend: „Herr Hofrath, ich habe Ihnen noch keines eingeſteckt!“ Darauf ſagte Werner: „Mein Beſter, darum handelt es ſich hier nicht.“ Und nun theilte er dem guten Träger ſeiner Gedächtnißſäulen das Geheimniß mit. — Dr. Pösl erzählt Folgendes: Werner hielt ſich einſt einige Zeit im Sommer an der ſteieriſchen Grenze auf. Damals gab es noch keine Eiſenbahn, und die Reiſe von dort nach Wien dauerte Einen, auch anderthalb Tage. Werner geht nun nach ſeiner Ankunft zu Hoffbauer, es war ein Sonntag Vormittag. Hoffbauer heißt Wernern predigen. Werner ſagte: wie könne er denn, da er ja nicht einmal ein Evangelienbuch zur Hand habe.

Das iſt keine Ausrede, erwiederte der Andere. Darauf Werner: „Kein Menſch vermöchte mich dazu, als Du, dem ich willig gehorche.“ Hoffbauer ſprach: „Laß nur die Verſe gehen, laß Dich damit nicht auslachen, und predige ordentlich.“ Werner: „Dies hat mir noch kein Menſch geſagt, aber — ich will predigen in Gottes Namen.“

28.

Hoffbauer und der Methodiſt Wolf. Hoffbauer an einem grünen Donnerſtag in einer proteſtantiſchen Familie. Ein intereſſantes Mißverſtändniß, bezüglich der Cenſur. Werner auf dem Krankenlager. Fräulein und Kloſterfrau. Der Engländer mit der Bibelgeſellſchaft und Fürſt Metternich.

Es folgen hier Berichte theils über Werner, theils über Hoffbauer — wie uns dieſelben von verſchiedenen Seiten mitgetheilt wurden. Da jeder ein kleines Ereigniß für ſich enthält, hat auch der bunte Wechſel in der Reihenfolge nichts auf ſich.

Ein Schüler Hoffbauers erzählte Folgendes:

„Bei P. Hoffbauer habe ich auch den ſpäter ſehr übel berüchtigten engliſchen Methodiſten Wolf kennen gelernt. Wolf war früher Jude, ließ ſich taufen — und wußte ſich eine Zeit lang äußerlich ſo zu benehmen, daß ihm die Propaganda fidei in Rom die Ordines minores verlieh. Es kann aber auch ſein, daß die hierauf bezüglichen Papiere nicht echt waren — denn bei Wolf's Charakter, der ſpäter zum Durchbruch kam — konnte dieſer Fall ſehr leicht und nicht mit Unrecht vermuthet werden. Wolf wünſchte wiederholt, in die Congregation aufgenommen zu werden.

Zu diesem Behufe benahm sich Wolf außerordentlich fromm und mehr als demüthig, Hoffbauer traute ihm nicht, weil er ihn durchschaute, und behandelte ihn daher ziemlich barsch, so daß mir oft um den armen Burschen leid that. Als nun Wolf einmal in meiner Gegenwart, zu P. Hoffbauer gewendet, von den besonders frommen Gefühlen und Entschlüssen, die sein Herz bewegen, in einer auffallend süßlichen Weise sprach, sagte Hoffbauer zu ihm: „Wolf, Wolf, Du bist ein Spitzbube und kommst noch auf den Galgen."

Wolf lächelte und gab sich den Anschein, die Worte Hoffbauers, die ziemlich ernst gemeint waren, als einen gelungenen Spaß hinzunehmen.

Am Gründonnerstag besuchte er einst eine ihm bekannte Familie, in der zwei der Frauen protestantisch waren; man achtete dort Hoffbauer sehr. Eben kamen die Frau von K. und von P. nach Hause vom Empfang des Abendmahles, und beide äußerten sich, es sei dieser Tag für sie eher ein Tag der Trauer, als der Freude; man könne doch keinen rechten Glauben haben. Hoffbauer erwiederte einfach: „Ich habe es Ihnen ja schon öfter gesagt, daß das Ganze nichts taugt; ziehen Sie erst die schwarzen Strümpfe aus, und machen sie damit Ihren Scrupeln ein Ende."

„Aber die Beichte, aber die Beichte," erwiderten beide wie aus Einem Munde. — „Nun die Beichte," ſagte Hoffbauer, „wird Ihnen den Kopf nicht koſten, das überlaſſen Sie mir, ich werde fragen und Sie antworten."

Von der darauffolgenden Woche an nahmen die beiden Damen Unterricht und in kurzer Zeit darauf traten ſie förmlich in die katholiſche Kirche zurück. — Der Gemahl der Einen war ſchon katholiſch, und der der Andern, der eben in Köln abweſend war, geſtand ſeiner Frau nach ſeiner Rückkehr — daß er es auch längſt gern geworden wäre, nur um ſeiner Frau willen, die er als eine ſtrenge Proteſtantin bisher kannte, — ſei er in ſeinem Schritte noch ſaumſelig geweſen. Er folgte auch ſeiner Frau gleich nach ſeiner Rückkehr nach Wien.

Ein Geiſtlicher, der öfter zu Hoffbauer kam, erzählte uns Folgendes:

„Hoffbauer war gefühlvoll und mitleidend, ohne dabei ſentimental zu werden. Ich befand mich im Wiener Seminar. Ich wurde zur Zeit der Prieſterweihe kränklich; Hoffbauer lud mich am Tage der Ordination zum Speiſen ein. Er legte mir vor — ging in ſeiner Weiſe dabei auf und ab, und aß — im echten Sinne des Wortes nur ſo im Vorbeigehen.

Dann richtete er mir im oberen Stockwerk ſein Bett her und ſagte mir, ich ſolle mich ein paar Stunden ausruhen — ich folgte ihm, er weckte mich dann auf und nahm mich mit ſich ſpazieren. Das Alles wußte er ſo zu machen — wie eine Mutter, die um ihr Kind beſorgt iſt.

Kam Jemand zu ihm, dem er nicht traute, ſo merkte man ihm bald ſeine Verſtimmtheit an, er ſprach dann wenig, und fragte nur die jungen Leute, die um ihn waren, um Neuigkeiten und was die Zeitungen ſagen — lauter Fragen, die ſehr komiſch klangen, wenn man Hoffbauer kannte, denn in der Regel kümmerte er ſich keinen Deut um politiſche und Zeitungsnachrichten.

Eine Begebenheit aus Werner's Leben — die ſehr zur Heiterkeit einladend iſt, wird uns ſelbſt von Augenzeugen verbürgt.

Als ſich Werner einſt einige Sommermonate über in Baden bei Wien aufhielt, begegnete ihm Folgendes: Längere Zeit ſchon hatte er auf Schriften gewartet, die bei der Wiener Cenſur eingereicht waren, um das Imprimatur zu erhalten. Da bringt ihm nun ſein Diener während des Speiſens, wobei ſich eben ein paar Freunde aus Wien befanden, ein Paket mit der Aufſchrift: „Darf nicht gedruckt werden.“ Wer-

ner meint nun im erſten Augenblick nichts anderes, als das ſeien ſeine ihm von der Cenſur zurückgeſendeten Schriften, denen man engherzig genug das Imprimatur verweigert habe. Dieſer Gedanke, der ihm plötzlich durch den Sinn fuhr, gewann durch die verhängnißvolle Deviſe noch feſteren Halt. Werner wird ſehr aufgeregt und murmelt pikirt: „Ach Herr je! darf nicht gedruckt werden," während er mit der Fauſt ſtark auf das Paket ſchlägt — ſo daß dunkle Quellen oben und unten, rechts und links aus der Emballage fahren. Das Räthſel löſt ſich ſo: Eine ebenfalls in Baden weilende Familie, bei welcher Werner in vorzüglicher Achtung ſtand, hatte ihm, da dieſelbe wahrſcheinlich vernommen, er bewirthe dieſen Tag einige Gäſte, in zarter Aufmerkſamkeit durch ihren Bedienten eine friſch bereitete Wildpaſtete geſendet, und die Aufſchrift galt als eine Darnachachtung für den Ueberbringer, daß dieſer die Paſtete um ſo ſicherer im ganzen, unzerdrückten Zuſtande und nicht als Ruine dem Adreſſaten überreiche.

Ohne noch zu wiſſen, wer ihm dieß Geſchenk beſcheert — war ihm doch nach dieſem Schlag augenblicklich das Mißverſtändniß der Aufſchrift von ſeiner Seite klar geworden. Er ſuchte ſich nun inſoweit zu corrigiren, daß er lächelnd ſagte: „Ach, der Eſel,

warum ſchrieb er denn nicht: „darf nicht gedruckt werden," warum denn: „darf nicht gedruckt werden?"

Als Werner im Auguſtinerkloſter wohnte, geſchah es nicht ſelten, daß er die ganze Nacht am Schreibpult zubrachte — bald leſend, bald in Gedanken vertieft, bald ſchlummernd. Die Oelzweige, eine katholiſche Zeitſchrift, von 1819 bis 1823 in Wien herausgekommen, verdankt ihre Anregung zum Theile auch dem P. Hoffbauer und Werner. Hoffbauer pflegte zu ſagen: „Die Deutſchen leſen gern, und es iſt ein Uebel, daß man ihnen nichts Rechtes zum leſen gibt."

Hier folgt noch eine kleine Begebenheit aus Werner's letztem Krankenlager 1823. Werner wußte ſchon, daß er ſeiner leiblichen Auflöſung entgegengehe. Sein Lungenleiden war bereits in's letzte Stadium gekommen. Auch da zuckten noch öfter Blitze von Heiterkeit durch die bangen Stunden ſeiner Leiden. Einſt waren mehrere Freunde, unter ihnen Med. Dr. Malfatti, dann P. Madlener, um Werner's Lager auf Beſuch verſammelt. Auch Dr. J. E. Veith (der uns dies erzählt) kam hinzu. Werner richtete ſich lächelnd auf und ſagte in ſeiner eigenthümlichen Mundart: „Wo das Aas iſt, werden ſich die Adler verſammeln. Die Adler ſtehen ſchon um mich, und ein Aas werde ich auch bald werden."

Ein proteſtantiſches Fräulein hatte öfter Unterredungen mit P. Hoffbauer — bezugs ihrer Converſion. Als ſie nach und nach alle ihre Bedenken aus dem Wege geräumt fand, ſagte ſie zu Hoffbauer: „Nur zu Einem kann ich mich noch nicht entſchließen, die Heiligen anzurufen.“ Hoffbauer erwiederte ihr: „Nun, wenn Sie die Heiligen nicht anrufen wollen, ſo laſſen ſie es bleiben, deswegen können Sie doch katholiſch werden.“ Kurze Zeit darauf legte dieſe das Glaubensbekenntniß ab, und ſie lebt noch als eine ſehr fromme Kloſterfrau, und hat auch ihre alte eingewurzelte Renitenz gegen die Verehrung der Heiligen — wie es Hoffbauer vorausſah — gründlich verloren.

Proteſtanten fanden ſich bei Hoffbauer durch ſeine Heiterkeit und Liebe angezogen, und das um ſo mehr, je überraſchender ihnen jene Eigenſchaften an dieſem Manne waren, bei dem ſie in vorgefaßter Meinung pietiſtiſch-düſteres und zelotiſches Weſen erwartet haben mochten.

Im Jahre 1816 oder 1817 wurde in Hoffbauer'ſchen Kreiſen folgende Begebenheit beſprochen: Es kam ein Engländer nach Wien, um hier mit Erlaubniß des Kaiſers die Bibelgeſellſchaft einzuführen. Als der Engländer ſah, daß er da nichts ausrichte, wendete er ſich an den ruſſiſchen Grafen

Neſſelrode. Da kam nun in einer ſchönen Nacht eilig ein Courier an den Fürſten Metternich, der eigens aus dem Schlafe geweckt wurde — und die Depeſche enthielt ein Anſuchen Neſſelrode's, Metternich möge den Kaiſer bereden, daß er die Bibelgeſellſchaft für Oeſterreich autoriſire. Metternich antwortete ſogleich — negativ. Der Staatsmann wußte zu gut, daß die Bibelgeſellſchaft nur eine Courtine iſt, hinter welcher andere Scenen und Vorgänge aufgeſpielt werden ſollten.

Hoffbauer war, wie ſchon bemerkt worden, Abends gewöhnlich von einer Schaar junger Leute umgeben. Da beſuchte ihn nun auch einige Male Werner — konnte aber mit ihm ſich nicht unterhalten. Nun ſagte einſt Werner zu Hoffbauer, als dieſer den erſteren beſuchte: „Wann kann ich denn einmal zu Dir kommen, um mich mit Dir zu unterhalten? So oft ich komme, ſind die jungen Bengel immer da!“ — Hoffbauer erwiederte: „Dieſe jungen Bengel ſind mir lieber als Du!“

29.

Hoffbauer am Krankenbette. Seine Vorbereitung. Komiſche Szene in einer Vorſtadt. Hoffbauer und die Armen. Ein Wort Newtons.

Hoffbauer wurde oft an Kranken- und Sterbelager gerufen und zwar auch zu Perſonen, die in dumpfer Verzweiflung dahinlagen und weder von einem geiſtlichen Zuſpruch, noch vom Empfang der heiligen Sacramente etwas hören wollten. Es liegen uns viele detaillirte Berichte von ſolchen Fällen vor — wir finden es nicht angemeſſen und nicht nothwendig, dieſelben der Reihe nach hier anzuführen.

Wenn er auf dem Wege zu einem ſchwer Kranken war — über deſſen geiſtiges Darniederliegen — über ſeine Scheu oder ſeinem Abſcheu vor den Heilmitteln der Kirche ihm Meldung gethan war, als man ihn zu kommen bat — da betete er gewöhnlich auf dem ganzen Hinwege zum Kranken den Roſenkranz und das „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für ihn, den armen Sünder" — das that ſicherlich immer ſeine Wirkung. Es iſt der Umgebung Hoffbauer's auch nicht ein Fall bekannt geworden, daß ſich Einer von denen, die er auf dem Todtenbette noch der Gnade Gottes zuzuwenden gerufen war, geweigert hätte, die Gnadenmittel der Kirche zu empfangen. Sein glühendes Gebet und ſein wahrhafter inniger Seeleneifer wußte am Ende die Rinde um jedes Sünderherz zu ſchmelzen. Einmal

ſagte er: „Ja, da geht es ſchon gar gut, wenn einer in der Vorſtadt wohnt, da hab ich Zeit, den ganzen Roſenkranz zu beten, und ich wüßte nicht, daß ein Sünder ſich nicht bekehrt hätte, wenn ich früher Zeit zu dieſem Gebete gefunden.“

Als eine Folie zum Ernſt des Lebens, der im Ernſt des Todes erſt ſo recht klar wird, ſoll hier eine kleine Begebenheit Platz finden, die unter den vielen Berufungen zu Kranken auch das komiſche Element vertritt.

Einmal kam ein Knabe zu ihm und bat ihn, er möge nur geſchwind zu einer kranken Frau in eine der entlegenſten Vorſtädte kommen. Hoffbauer machte ſich geſchwind auf, in der Meinung, eine Sterbende, mindeſtens ſchwer Kranke, bedürfe ſeines Beiſtandes. Nachdem er nun, obwohl dieſen Tag ſchon ermüdet, an drei Viertelſtunden gelaufen war, fand er ein altes Weib ganz gemüthlich beim Tiſch ſitzend, die ihm auf ſeine Frage, wie es ihr gehe und was ſie wünſche, die naive Antwort gab: „Ich brauche 30 Kreuzer, und weil ich gehört habe, daß Sie den armen Leuten gerne helfen, hab ich Sie kommen laſſen.“ Von ſonſtiger Krankheit oder von einem Wunſch nach geiſtlichem Zuſpruch war keine Rede. — Uebrigens geſchah es oft, daß Hoffbauer den Armen das Brot und andere Nahrungsmittel unter dem Mantel zutrug. Die Armen waren ſeine Freunde, das ſagte er nicht in leeren

Worten, ſondern er bezeugte es mit der ganzen That ſeines Lebens.

Die Armen, ſagte er einſt, beſuchen die Kirche nicht aus langer Weile — ſondern ſie fangen darin ſchon mit dem Morgenroth ihr Gebet an.

Wie er die Armen an Geld immer in ſeinen Urtheilen ſchonend behandelte und ihnen zu helfen ſuchte — ſo fand er auch für herbe Urtheile über einen Gegenſtand der Kunſt oder des Handwerkes immer liebevoll eine Entſchuldigung, er wußte alſo auch die Armen an Talent, deren Kunſt zugleich ihr Broterwerb war, ſchonend zu behandeln. Es tadelte Jemand einmal kleine Bilder, die zum Austheilen beſtimmt waren und deren Zeichnung in der That ſich ſehr ſtümperhaft präſentirte. Hoffbauer nahm den unglücklichen Kunſtjünger ſogleich in Schutz, indem er ſprach: „Ah, nehmen Sie es ihm nicht übel, er hat es eben ſo gut gemacht, ſo gut er konnte.“

Wenn irgend wer ſeinetwegen ſich eine beſondere Mühe nahm, ſo kam er in Verlegenheit und zeigte ſein Leidweſen darüber. Einmal ſagte ihm Jemand, daß er ſchon oft bei ihm geweſen ſei, und immer gerade zu einer Zeit wo er nicht zu Hauſe war; Hoffbauer erwiderte: „Ich ſchäme mich, daß Sie meinetwegen ſo oft gekommen ſind, aber der liebe Gott hat's gezählt.“

Wir theilen immer die kleinen Züge und Sprüche Hoffbauer's ſo ein, daß ſie als wie niedliche Säulenbündel mit Arabesken zwiſchen den für ihn folgenreicheren Zeiträumen ſeines Lebens ſtehen.

Die große Macht und Wirkſamkeit der Predigten Hoffbauer's bezeichnet treffend jener Ausſpruch des großen Newton, die man ein mathematiſches oder auch geometriſches Urtheil über Prediger nennen kann. Es iſt nur zu bemerken, daß Newton die Prediger in ihrem Weſen, im Kern ihrer Geſinnung und im Einklang des Lebens mit der Lehre — nicht aber die Lehre ſelbſt meſſen will, denn die Wahrheit bleibt Wahrheit auch in einem ſonſt lügenhaften Munde, und die Sitte als Beobachtung des göttlichen Gebotes bleibt Sitte, wenn ſie auch von einem Menſchen ausgeſprochen würde, der kein ſittliches Leben führt.

Newton's beſagtes Urtheil über Prediger lautet wie folgt: „Ich meſſe den Prediger nach dem Quadrat. Ich habe keinen Begriff von dem Umfange eines Tiſches, wenn man mir bloß ſagt, wie lang er ſei, aber wenn ich auch weiß, wie breit er iſt, ſo kann ich ſein ganzes Maß angeben. So, wenn man mir ſagt, was ein Menſch auf der Kanzel iſt, ſo muß man mir auch ſagen, was er unter der Kanzel iſt, ſonſt weiß ich ſeine wahre Geſtalt nicht."

30.

Die Congregation in der Bulgarei. Miſſionen daſelbſt.

Im Jahre 1815 kam Fortunatus Maria Ercolani, früher Prieſter aus der Congregation der Paſſioniſten, dann ernannter Biſchof von Nicopolis in der Bulgarei und Adminiſtrator der Wallachei, nach Wien, um hier die Biſchofsweihe zu empfangen. Der Nuntius Severoli ſtellte dem neuen Biſchof unter andern auch den P. Hoffbauer vor, der eben zu jener Zeit Prieſter ſeiner Congregation nach Amerika in die Miſſion ſenden wollte. Biſchof Ercolani erſuchte nun, die beabſichtigte Miſſion lieber nach Oſten in die Bulgarei zu ſenden — wo ſie gewiß eben ſo nothwendig ſei. P. Hoffbauer wählte zu dieſer Miſſion vier junge Mitglieder der Congregation aus — den Prieſter Forthuber, den Profeßcleriker Ritter von Libotzky, den Novizen Hätſcher (der in der Folge lange in Amerika wirkte), und den Laienbruder Widhalm. Nach mancherlei Mißgeſchicken und Gefahren kamen dieſe an dem Orte ihrer Beſtimmung an und verweilten zuerſt in Ciopole, wo der Biſchof reſidirte, ſpäter aber in Bukareſt. Seelſorge und Miſſionen waren dort ihre Beſchäftigung. In Bukareſt gab

es bulgarische, italienische und französische Katholiken. Nebenbei mußten Missionsreisen nach Kimnik, Piteſty, Tergoweſt, Ployeßi und Campolongo gemacht werden. Die Bulgaren waren ſehr religiöſe Leute, ſie freuten ſich immer vom Herzen, wenn ein Miſſionspriester kam, und horchten und gehorchten mit Freuden Gottes Worten. Freilich war hier die Seelſorge ganz eigenthümlicher Art und verdient es wohl, in einem kleinen Bild gezeichnet zu werden.

Die Dörfer jenes Landſtriches beſtehen aus hölzernen Hütten — in denen Menſch und Vieh beiſammen wohnt unter einem und demſelben Dach und in demſelben Gemach. Da wurden nun Abends die Beichten der Männer, Morgens die der Frauen gehört, darnach aus einer der beſſeren und größeren Hütten das Thier ins Freie getrieben, dieſe Hütte nach Möglichkeit gereinigt — ein Altar in derſelben aufgeſchlagen, das heilige Meßopfer verrichtet, während dem Meßopfer die Communion ausgetheilt und zum Schluß eine Chriſtenlehre gehalten. Darnach wurden die Kranken der Gemeinde beſucht — und ſogar auch ſchwebende Händel unter den Einwohnern auf das Begehren derſelben geſchlichtet und friedlich beigelegt. Der Fürſt der Wallachei erwies ſich den Prieſtern der Congregation ſehr günſtig — doch war ihre Lage

30.

Die Congregation in der Bulgarei. Miſſionen daſelbſt.

Im Jahre 1815 kam Fortunatus Maria Ercolani, früher Prieſter aus der Congregation der Paſſioniſten, dann ernannter Biſchof von Nicopolis in der Bulgarei und Adminiſtrator der Wallachei, nach Wien, um hier die Biſchofsweihe zu empfangen. Der Nuntius Severoli ſtellte dem neuen Biſchof unter andern auch den P. Hoffbauer vor, der eben zu jener Zeit Prieſter ſeiner Congregation nach Amerika in die Miſſion ſenden wollte. Biſchof Ercolani erſuchte nun, die beabſichtigte Miſſion lieber nach Oſten in die Bulgarei zu ſenden — wo ſie gewiß eben ſo nothwendig ſei. P. Hoffbauer wählte zu dieſer Miſſion vier junge Mitglieder der Congregation aus — den Prieſter Forthuber, den Profeßcleriker Ritter von Libotzky, den Novizen Hätſcher (der in der Folge lange in Amerika wirkte), und den Laienbruder Widhalm. Nach mancherlei Mißgeſchicken und Gefahren kamen dieſe an dem Orte ihrer Beſtimmung an und verweilten zuerſt in Ciopole, wo der Biſchof reſidirte, ſpäter aber in Bukareſt. Seelſorge und Miſſionen waren dort ihre Beſchäftigung. In Bukareſt gab

es bulgarische, italienische und französische Katholiken. Nebenbei mußten Missionsreisen nach Kimnik, Pitesty, Tergoweſt, Ployeßi und Campolongo gemacht werden. Die Bulgaren waren sehr religiöse Leute, sie freuten sich immer vom Herzen, wenn ein Missionspriester kam, und horchten und gehorchten mit Freuden Gottes Worten. Freilich war hier die Seelsorge ganz eigenthümlicher Art und verdient es wohl, in einem kleinen Bild gezeichnet zu werden.

Die Dörfer jenes Landstriches bestehen aus hölzernen Hütten — in denen Mensch und Vieh beisammen wohnt unter einem und demselben Dach und in demselben Gemach. Da wurden nun Abends die Beichten der Männer, Morgens die der Frauen gehört, darnach aus einer der besseren und größeren Hütten das Thier ins Freie getrieben, diese Hütte nach Möglichkeit gereinigt — ein Altar in derselben aufgeschlagen, das heilige Meßopfer verrichtet, während dem Meßopfer die Communion ausgetheilt und zum Schluß eine Christenlehre gehalten. Darnach wurden die Kranken der Gemeinde besucht — und sogar auch schwebende Händel unter den Einwohnern auf das Begehren derselben geschlichtet und friedlich beigelegt. Der Fürst der Wallachei erwies sich den Priestern der Congregation sehr günstig — doch war ihre Lage

30.

Die Congregation in der Bulgarei. Miſſionen daſelbſt.

Im Jahre 1815 kam Fortunatus Maria Ercolani, früher Prieſter aus der Congregation der Paſſioniſten, dann ernannter Biſchof von Nicopolis in der Bulgarei und Adminiſtrator der Wallachei, nach Wien, um hier die Biſchofsweihe zu empfangen. Der Nuntius Severoli ſtellte dem neuen Biſchof unter andern auch den P. Hoffbauer vor, der eben zu jener Zeit Prieſter ſeiner Congregation nach Amerika in die Miſſion ſenden wollte. Biſchof Ercolani erſuchte nun, die beabſichtigte Miſſion lieber nach Oſten in die Bulgarei zu ſenden — wo ſie gewiß eben ſo nothwendig ſei. P. Hoffbauer wählte zu dieſer Miſſion vier junge Mitglieder der Congregation aus — den Prieſter Forthuber, den Profeßcleriker Ritter von Libotzky, den Novizen Hätſcher (der in der Folge lange in Amerika wirkte), und den Laienbruder Widhalm. Nach mancherlei Mißgeſchicken und Gefahren kamen dieſe an dem Orte ihrer Beſtimmung an und verweilten zuerſt in Ciopole, wo der Biſchof reſidirte, ſpäter aber in Bukareſt. Seelſorge und Miſſionen waren dort ihre Beſchäftigung. In Bukareſt gab

es bulgariſche, italieniſche und franzöſiſche Katholiken. Nebenbei mußten Miſſionsreiſen nach Kimnik, Piteſty, Tergoweſt, Ployeßi und Campolongo gemacht werden. Die Bulgaren waren ſehr religiöſe Leute, ſie freuten ſich immer vom Herzen, wenn ein Miſſionspriester kam, und horchten und gehorchten mit Freuden Gottes Worten. Freilich war hier die Seelſorge ganz eigenthümlicher Art und verdient es wohl, in einem kleinen Bild gezeichnet zu werden.

Die Dörfer jenes Landſtriches beſtehen aus hölzernen Hütten — in denen Menſch und Vieh beiſammen wohnt unter einem und demſelben Dach und in demſelben Gemach. Da wurden nun Abends die Beichten der Männer, Morgens die der Frauen gehört, darnach aus einer der beſſeren und größeren Hütten das Thier ins Freie getrieben, dieſe Hütte nach Möglichkeit gereinigt — ein Altar in derſelben aufgeſchlagen, das heilige Meßopfer verrichtet, während dem Meßopfer die Communion ausgetheilt und zum Schluß eine Chriſtenlehre gehalten. Darnach wurden die Kranken der Gemeinde beſucht — und ſogar auch ſchwebende Händel unter den Einwohnern auf das Begehren derſelben geſchlichtet und friedlich beigelegt. Der Fürſt der Wallachei erwies ſich den Prieſtern der Congregation ſehr günſtig — doch war ihre Lage

ziemlich unangenehm — von den schismatischen Griechen mußten sie allerlei Widerliches erleiden und P. Hoffbauer beklagte sich auch, weil der Bischof die Mission nicht in der Weise durch seinen Einfluß unterstützt hat — daß sie ihr Wirken hätte getrost fortsetzen können.

Der dort schon ausbrechende Aufruhr in der Wallachei verhinderte den Aufbau eines eigenen Collegiums, und so mußten die Missionäre nach sechs Jahren, als das Haus in Wien gegründet wurde, von dort zurückberufen werden.

Von 1832 bis 1844 wurde der Versuch einer Mission in der Bulgarei von Seite des Redemtoristenordens in Wien erneuert. Doch die Priester erlagen großentheils den dort herrschenden Krankheiten und dem sehr verderblichen Klima; auch andere Mißgunst von Seiten her, von denen man eher auf Unterstützung hätte rechnen sollen — vereitelte aufs Neue den Versuch, diese Mission stabil zu machen.

Die erste Mission in Bulgarien erfüllte — wegen der vielen dort auftauchenden Hindernisse den P. Hoffbauer mit großer Betrübniß. Im Jahre 1818 sollte ihm hiefür ein Trost werden — indem der Staatsrath zu Freiburg in der Schweiz der Congregation das in einer rauhen und wüsten Gegend gelegene Klo-

ſtergebäude Valsainte übergab, welches früher von Karthäuſern und darnach von Trappiſten bewohnt war. Die bisher auf Pfarreien zur Aushilfe in der Seelſorge zerſtreuten Ordensglieder fanden ſich hier wieder zuſammen — ſie mußten aber bald dem gar zu rauhen Klima weichen und waren gezwungen, die Stadt Freiburg ſelbſt zu beziehen.

31.

Hoffbauer vor das damalige Wiener Conſiſtorium gefordert. Sein merkwürdiges Benehmen daſelbſt.

Nun ſollte über den P. Hoffbauer nicht lange vor ſeinem Lebensende noch eine Verfolgung hereinbrechen, die aber im unerforſchlichen Rathſchluß der Vorſehung gerade die Erfüllung ſeines letzten Strebens und Wünſchens, die Einführung ſeiner Congregation in Wien — auf eine merkwürdige Weiſe zur Folge hatte.

Es gingen in Hoffbauer's beſcheidener Wohnung viele Leute ein und aus — ſeine Predigten waren ſehr beſucht — es wurde viel ſehr Vorzügliches und Ehrenhaftes von ihm geſprochen. Das erregte, wie es in der Welt Unſitte von jeher war und allüberall iſt, unter gemeinen Seelen Mißgunſt. Der alte Zimmermann, der ein beſonders kirchenfeindliches Buch „Ueber die Einſamkeit" geſchrieben hat — trifft in allgemeinen Welt- und menſchlichen Zuſtänden oft ſehr den Nagel auf den Kopf — ſo kann auch hier ſein Spruch Anwendung finden: „Es gibt immer Menſchen genug in deiner Vaterſtadt, die dich kleiden, wenn du keine Kleider haſt, die dich ſpeiſen, wenn du hungerſt, die dir hel-

fen in jeder Noth, aber nur ſehen ſie es nicht gerne, daß Dir für einen Pfennig Ehre widerfährt.“ — War nun die Polizei durch die vielen Beſuche bei Hoffbauer bedenklich geworden, ſo wurde dieſe Bedenklichkeit durch mißgünſtige Stimmen noch geſteigert und kam am Ende zum Ausbruch einer Unterſuchung, als P. Sabelli von Wien abreiſte und aus ſeinen Reiſepapieren erſichtlich war, daß er — und ſomit auch Hoffbauer einem „ausländiſchen“, in Oeſterreich dazumal nicht geſtatteten religiöſen Orden angehören und daher auch mit einem außeröſterreichiſchen Ordensgeneral in Verbindung ſtehen möchten — ein Umſtand, der in den Verordnungen in publico ecclesiasticis als verboten und ſtraffällig bezeichnet wurde.

Zwei Inquiſitionsſcenen folgten ſich nun. Zuerſt wurde dem Wiener Conſiſtorium aufgetragen: es ſollen dem P. Hoffbauer eine Reihe von Fragen vorgelegt und er um die Beantwortung derſelben angegangen werden.

Es läßt ſich denken, daß bei jenen Domherren, die zum Theil mit Gruber, den wir früher erwähnten — ähnliche Geſinnungen hegten — P. Hoffbauer ganz beſonders auf der ſchwarzen Tafel ſtand.

Der Erzbiſchof Graf Hohenwart liebte den P. Hoffbauer wohl perſönlich, aber der ſehr betagte Greis

konnte keinen Widerſtand leiſten und mußte das eingeleitete Verfahren ſeinen Gang gehen laſſen, den zudem einige nicht ſehr würdige Stimmführer im Conſiſtorium noch etwas zu verbittern ſuchten. Ein kleiner Menſch wird dann erſt noch kleiner, wenn er einem großen und edlen Charakter ſchaden oder ihn auf irgend eine Weiſe unterdrücken will; denn es gelingt dem Kleinen immer ſehr ſchlecht, ſeine eigentliche Abſicht zu verbergen. Kommt nun ein unwürdiges Drama dieſer Gattung zu einer Gegenüberſtellung des Verfolgers und des Verfolgten — und trägt der edle Verfolgte in ſeinem Antlitz das volle gute Gewiſſen und mit dieſem den Einblick in die ihm geſpielte Intrigue zur Schau — dann erfaßt den Verfolger ein vernichtendes Gefühl, vermöge welchem er lieber aus Scham in die Erde ſich verkriechen möchte — es läßt ſich dies Gefühl durch keinen erzwungenen Ausdruck von Kälte und Gleichgiltigkeit verbergen — alles Maskenſpiel des Antlitzes wird zum dünnen Schleier, hinter dem ſich die kleinliche Bosheit vergebens unkenntlich zu machen ſucht.

P. Hoffbauer ſollte in pleno erſcheinen. Die Herren ſaßen um den Tiſch. Hoffbauer mußte — ohne Rückſicht auf ſein Prieſterthum und ohne Rückſicht darauf, daß er ja durchaus keinerlei entehrendes Verbre-

chen, ja nicht einmal eine unkirchliche Handlung ſich hatte zu Schulden kommen laſſen — wie ein zum Verhör berufener Verbrecher vor ſeinen Richtern ſtehen. Kein Sitz wurde ihm geboten, auf ſeinen im mindeſten Falle, wie dies allen Anweſenden einleuchtete und gewiß war, doch unbeſcholtenen geiſtlichen Wandel wurde gar keine Rückſicht genommen.

Das Verhör begann mit allen Formalitäten einer Polizeiſtube oder eines Gerichtshofes: „Wie heißen Sie? Wann geboren? Woher? Welche Religion?“

P. Hoffbauer, dem das Organ für bureaukratiſches Verfahren gänzlich verſagt geweſen zu ſein ſchien, gab auf die letzte Frage mit Ruhe, aber auch mit dem vollen Ausdruck des Gefühles der unwürdigen Behandlung zur Antwort: „Es iſt ja doch allgemein bekannt, daß ich ein katholiſcher Prieſter bin!“

Darauf mußte er ſich nun eine Zurechtweiſung gefallen laſſen. Was geſchah aber ferner? Wir erzählen es vorerſt und wollen darnach eine Betrachtung daran knüpfen.

Als Hoffbauer aus dieſer Rüge vollends erſah, welche gereizte Stimmung hier gegen ihn herrſche, ſagte er gelaſſenen Tones: „Hier iſt nicht gut ſein — ich werde mich entfernen“ — verbeugte ſich ſehr anſtändig und ging ruhig bei der Thüre hinaus.

Die Stimmung, die nun unter den auf dem Platze Gebliebenen herrschte, ist offenbar je nach den verschiedenen Persönlichkeiten auch eine verschiedene gewesen.

Der greise Erzbischof selbst, eine edle, versöhnliche Natur, voll echter Johannesliebe, äußerte sich über diesen Vorgang: „Er hat Recht gehabt, daß er gegangen ist.“ Hier muß wiederholt zum Verständniß dieser Aeußerung gesagt werden: daß die hier beabsichtigte Procedur durchaus nicht vom Erzbischof ausging, sondern von Polizeiwegen anbefohlen war, der edle Erzbischof also damit von vorneherein nicht einverstanden sein konnte.

Einige der noch kirchlich gesinnten Domherren sahen sich gegenseitig an — und thaten das Vernünftigste und Natürlichste in diesem Fall, sie lachten, nicht über den Mann, der mit so treffender Rede voll der Würde von dannen ging, sondern über die komische Situation, in der sie sich befanden und die sie — nicht mit Unrecht — jenen dem Auftrag gefügigen Herren Collegen und ihrem bitteren Benehmen gegen Hoffbauer zuschreiben mußten.

Es zeigt diese — uns durch einen allgemein hochgeachteten Mann, der Hoffbauer sehr genau kannte — verbürgte Szene — von Hoffbauers Scharfsinn,

Geiſtesgegenwart und von der Gabe, der ihm angethanen Kränkung einerſeits auf die würdevollſte und ſchlagendſte — anderſeits wieder auf die, den daſitzenden Gegnern unverfänglichſte Weiſe den vollſten und klarſten Ausdruck zu geben.

Es mußte Hoffbauer dieſen Moment in der That ganz als den conträren Gegenſatz der Verklärungsſtunde auf Thabor fühlen, in der Petrus ſprach: Hier iſt es gut ſein!

Wohl mochte in dem Manne, der hier vor ſeinen Richtern ſtand, das Paulusbewußtſein ſeiner Leiden und Bedrängniſſe um Jeſu Chriſti willen aufwachen, ſo daß ſein Urtheil unwillkürlich jenen Maßſtab handhabte, der am Ende auch dem demüthigſten Menſchen nicht verloren geht, den Maßſtab, der das, was er gethan und geduldet — an diejenigen anlegte, die über ihn zu Gerichte ſaßen, ſo daß die Frage: Was denn nun dieſe um Jeſu Chriſti willen gethan und gelitten haben — in ihm eine augenblickliche Antwort fand. Er brennt nun nicht in Zorn auf, er wird nicht leidenſchaftlich, er ſpricht kein Wort, in dem er von ſeinem Werthe Kunde gebe, ein Wort, was gerade Hochmüthige ſo gerne als Hochmuth auslegen — und doch legt er das ganze Verſtändniß ſeiner

Gedanken in den bezeichnenden Worten dar: „Hier iſt nicht gut ſein!"

Hier dürfte noch eine kleine Bemerkung an ihrem Platze ſtehen. Zwei Männer waren es, die damals den gewaltigſten Einfluß auf das kirchliche Leben ausübten, der Eine durch ſeinen leuchtenden, opferfreudigen thätigen Glauben, der Andere durch die Macht ſeines Talentes, durch ſeinen früher erlangten Ruf und ſeine geiſtreichen Predigten; und gerade dieſe beiden Männer wurden in der Diöceſe von den oben bezeichneten Seiten her mit gehäßiger Geringſchätzung behandelt; ja ſie wurden, wie der vorgegangene Act bezeugt, mit genauer Noth geduldet; und dieſe Duldung hatten ſie noch dem alten edlen Erzbiſchof zu verdanken; die Conſiſtorialkanzlei, an deren Spitze ein nachmaliger Apoſtat und ſpäter preußiſcher Schulrath geſtanden, würde ſich der Beiden, wenn es in ihrer Macht gelegen wäre, ſicher mit großem Vergnügen ganz entledigt haben.

32.

Hausunterſuchung und Fahndung auf Papiere bei P. Hoffbauer. Es findet ſich Nichts. Günſtige Wendung aus der ſchlechten Intention.

Unvermuthet und natürlich auch unverhofft erſchien eines ſchönen Morgens in Hoffbauers Wohnung eine Unterſuchungs-Commiſſion aus weltlichen und auch einem geiſtlichen Inquirenten, der ſich dazu zur Verfügung geſtellt. Der Menſch hieß Braieg und war eine Art geiſtlicher Referent bei der niederöſterreichiſchen Regierung. Man berief ſich da auf allerhand alte Geſetze, die eine ſolche Unterſuchung unter den obwaltenden Umſtänden nöthig machen ſollten.

Nun wurde Hoffbauer nicht kürzer als vier volle Stunden von dieſer löblichen Commiſſion in die Arbeit genommen, alle Käſten wurden geöffnet, die Schreibpulte durchſtöbert, in alle Schriften hineingeſchaut, alle Briefe durchgeſehen — — und das Reſultat aller dieſer gewaltigen Anſtrengungen, die gewiß anderſeitig viel beſſer auf ihrem Platz geweſen wären, war — — daß man rein gar Nichts fand, was dieſe Gewaltthat im mindeſten hätte rechtfertigen können — die geiſtlichen und weltlichen Durchſucher zogen ſo klug ab, als ſie gekommen waren.

Dies Reſultat der Nachforſchung erzählte nach der Hand der Leibarzt des Kaiſers Franz, Baron Stifft, ſelber — der ſich dem P. Hoffbauer ſehr gewogen zeigte. — Nach der Durchſuchung wurde in Gegenwart aller dieſer anweſenden Herren mit dem P. Hoffbauer ein förmliches Protokoll aufgenommen. Hoffbauer war über den ganzen Vorgang ſchmerzlich bewegt — — denn das konnte er ſich an den Fingern herzählen — daß die Procedur gegen ihn weder aus dem Eifer für die Sicherheit des bedrohten Staatsgebäudes, noch aus irgend einer andern patriotiſchen Tugend hervorgegangen war. Nicht die Beleidigung und Gewaltthat, ſondern zumeiſt die unverkennbare Verfolgungsſucht und böſe Abſicht mußte ihn tief verletzen.

Nach Beendigung des Protokolles ſagte der erſte Commiſſär zu P. Hoffbauer: „Sie müſſen ihrem Orden entſagen oder die öſterreichiſchen Staaten verlaſſen.“ Hoffbauer erwiederte: „Meinem Orden entſage ich nicht.“ — Weitere Zumuthung: „Sie können ſich ja ſäculariſiren laſſen.“ Antwort: „Das werde ich nie thun.“ — Erneuerte Drohung: „So müſſen Sie alſo Oeſterreich verlaſſen.“ Antwort: „Ich wähle dieſes.“ Neugierige Frage: „Aber wohin werden Sie denn gehen?“

Antwort: „Nach Amerika, aber nur bitte ich den Winter über, meines Alters wegen, um Aufſchub.“

Zum Schluße mußte nun Hoffbauer einen förmlichen ſchriftlichen Revers ausſtellen: „daß er Oeſterreich verlaſſen wolle.“ Dies Actenſtück mußte er nicht nur mit ſeiner Unterſchrift — ſondern auch mit ſeinem Siegel verſehen.

Erſt beim Schluß der gewaltſamen Procedur ſollte Hoffbauers ſpecifiſches Element wieder zum Vorſchein kommen — es war dies eine jener kurzen charakteriſtiſchen Hinweiſungen auf Gott, Gericht und Ewigkeit, die er erſchütternd auszuſprechen wußte. Er fragte die Herren: ob noch etwas zu thun ſei? Sie ſagten: „Nichts mehr!“ — Darauf er: „Eines iſt doch noch übrig.“ — „Was denn,“ fragte der erſte Commiſſär neugierig: Hoffbauer wies mit dem Finger nach oben und ſprach: „Das jüngſte Gericht.“

Factiſch iſt — daß die beiden erſten Commiſſäre kurze Zeit darnach, vom Schlage gerührt, eines plötzlichen Todes ſtarben.

Alle dieſe Verfahrungsweiſen gegen ihn vermochten ihn aber nicht zum Haß gegen ſeine Feinde aufzuregen. Einer ſeiner Freunde erzählte Folgendes: „Ich kannte einen Geiſtlichen, der ihn allenthalben verfolgte,

und doch ſah ich Hoffbauer alle Sonntage ohne Ausnahme in die Predigt desſelben gehen und zuhören."

Kurz nach dem erwähnten dreiſtündigen Verhöre kam Jemand zu P. Hoffbauer und hörte ihn — im Zimmer auf und abgehend — ſein Lieblingslied ſingen: „Nun o Himmel hör' mein Flehen." Zu Mittag darauf betete er mit den Studierenden, die er beim Speiſen als ſeine Gäſte tractirte, ſagte ihnen aber nicht, was vorgegangen war. Als ſie es nach der Hand erfuhren, erinnerten ſie ſich, ihn an dieſem Tage blaß und in einer ſeltſamen Aufregung gefunden zu haben.

Die Erledigung der bei ihm abgehaltenen Unterſuchung fiel ganz in jenem Geiſte aus, in dem die Unterſuchung ſelbſt abgehalten wurde. Hoffbauer erhielt einen Regierungserlaß, in welchem ihm die Alternative geſtellt wurde: er ſolle ſofort ſeine Verbindung mit der Congregation aufgeben oder binnen einer feſtgeſetzten Friſt die öſterreichiſche Monarchie verlaſſen.

Nun dünkte es den Freunden Hoffbauers hoch an der Zeit, für ihn Schritte zu thun.

Baron Penkler begab ſich zum Erzbiſchof Hohenwart — um dieſem den Vorgang zu erzählen. Das war für den ehrwürdigen Kirchenfürſten ſo viel als eine Aufforderung, des Verfolgten ſich anzunehmen.

Er ging ſelbſt zum Kaiſer Franz, der eben daran war, eine Reiſe nach Italien anzutreten, und ſtellte an den Monarchen die Bitte, es möge vorläufig das Urtheil über Hoffbauer wenigſtens bis zur Rückkunft des Kaiſers ſuſpendirt bleiben. Der Erzbiſchof ſagte bei dieſer Gelegenheit: „Wenn P. Hoffbauer fortgeht, verliere ich meinen beſten Prieſter.“ Der Erzbiſchof ſtand als ehemaliger Erzieher des Kaiſers bei dieſem in großem Anſehen und ſein Anſuchen wurde daher ſogleich bewilligt.

Kaiſer Franz wurde darnach auch in Rom von Pius VII. auf P. Hoffbauer aufmerkſam gemacht und dieſer vom Papſt als ein apoſtoliſcher Mann bezeichnet. Das erzählte Kaiſer Franz ſelbſt nach ſeiner Rückkunft dem Erzbiſchof Hohenwart und fügte bei: wie ſehr es ihm wehe thue, daß Hoffbauer von Seite ſeiner Behörden ſo verkannt und übel behandelt worden ſei — er, der Kaiſer, wünſche ihm zum Beweiſe ſeines Wohlwollens eine Gnade zu erweiſen.

Als dem P. Hoffbauer der Entſchluß des Monarchen mitgetheilt wurde, ſah er dieſes Ereigniß als einen Wink Gottes an und dachte nichts weniger als an ſich, d. h. an Erhöhung von Ehren oder Vermehrung von Beſitz, was bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich erbeten wird — ſondern er dachte an den

lange gehegten Wunſch, der Congregation, welcher er angehörte, eine angemeſſene Wirkſamkeit in Oeſterreich in Ausſicht zu ſtellen.

Manche edle Männer gab es nun, die ſich für die Sache des P. Hoffbauer beſonders angelegentlich verwendeten. So der Chorherr von Kloſterneuburg, Profeſſor Fourerius Ackermann, deſſen wir ſchon früher erwähnt, dann des Kaiſers Beichtvater, der Hofkaplan Vincenz Darnaut. Durch dieſe beiden wurde Hoffbauer auch mit dem damaligen Burgpfarrer Jacob Frint bekannt, welcher ſich höchſt anerkennend über Hoffbauer ausſprach, nachdem er denſelben perſönlich kennen gelernt.

Im Einvernehmen mit dem Burgpfarrer Frint und dem Hofkaplan Darnaut richtete nun Hoffbauer am 29. October 1819 ein Geſuch an den Kaiſer, dem eine Abſchrift der Ordens-Regeln, nach denen die Congregation des allerheiligſten Erlöſers lebt — beigelegt war.

33.

Verſchiedene Begebenheiten aus Hoffbauers Leben, wie ſie ſeine Freunde geſammelt haben.

Ehe wir Hoffbauers Geſchichte zum Abſchluß bringen, ſoll hier noch eine Reihe von Urtheilen über ihn, wie auch einige kleine Ereigniſſe aus ſeinem Leben — die zur Charakteriſtik des ſeltenen Mannes dienen, ihren geeigneten Platz finden. Hoffbauer war zunächſt ein Mann des innigſten, in der Lebensthat der chriſtlichen Charitas lebendig gewordenen Glaubens. Einmal ſagte er, auf ein Marienbild deutend: „Ich glaube eher, daß eine heiligſte Dreifaltigkeit im Himmel, als daß dieſes Bild an der Wand iſt.“ Ein anderes Mal ſprach er: „Wenn ich ſehen könnte, ſo wollte ich nicht ſehen, um nur glauben zu können.“ Ferner: „Ich bin ein Sünder voll Armſeligkeit und habe gar nichts Gutes, aber Eines habe ich von Gott, die Gabe des heiligen Glaubens, und eines ſolchen Glaubens, daß ich mit keinem Menſchen tauſchen möchte.“

Die katholiſche Kirche war ihm die Quelle alles Heiles und alles Segens. Er wußte aber wohl zwiſchen der Kirche und ihrer unfehlbaren Lehrautorität

und zwiſchen den fehlbaren Menſchen zu unterſcheiden. Er ärgerte ſich auch nicht, wenn er von Uebeln hörte, die in der Kirche von ihren eigenen Söhnen gegen ſie ausgingen. Einmal ſagte er: „Wenn der Papſt ſelbſt böſe iſt, ſo bleibt doch die katholiſche Kirche unfehlbar und wir müſſen ihr glauben. Eine geringe Dienſtmagd kann ſelig werden und Gelehrte können zu Grunde gehen.“ Er war Feind jeder Lüge und wollte auch keine Scherz- und Nothlügen leiden.

Jede betrübte Lage der Kirche ging ihm zu Herzen. Als er von den zu ſeiner Zeit wider den heiligen Vater verhängten Verfolgungen vernahm, folgte ſein Mitleid dem Stellvertreter Chriſti auf allen Wegen ſeiner traurigen Pilgerſchaft. Als er die Kirche in Mariazell einmal mit Gläubigen gefüllt ſah, fing er vor Freude zu weinen an.

Abends pflegte er zu ſagen: Jetzt geht in Amerika die Meſſe heraus und wird dort Gott verherrlicht und geprieſen.“

Auch unſchuldiger Heiterkeit und unverfänglichem Scherz war er durchaus nicht abgeneigt. Nach ſeiner Geneſung von einer ſchweren Krankheit kam ein Freund zu ihm, um ihm Glück zu wünſchen zur wiedergewonnenen Geſundheit; darauf entgegnete er mit Lächeln: „Ihr ſeid mir ſaubere Freunde, vergönnt Einem

nicht einmal den Himmel. Doch wäre ich diesmal gerne gestorben, aber weil es Gott anders gemacht hat, wird's schon recht sein."

Daß dieser Mann nicht eigennützig war, versteht sich wohl von selbst. Einmal wollte ihm eine Frau aus Dankbarkeit ein brillantenes Kreuz schenken. Er nahm es aber trotz wiederholter Bitten nicht an und bedeutete der Frau, sie möge es nur für ihr Hauswesen verwenden. Als sie durchaus nicht nachgab, nahm er es nur unter der Bedingung, daß es als ein Opfer an das Herz-Jesubild der Ursulinerkirche aufgehängt werde.

Keine Mühe und Qual war ihm zu geringe, wenn er Jemanden etwas Gutes thun oder einen Gefallen erweisen konnte. Wie oft in seinem Leben hat er rohe Menschen durch seine Sanftmuth zu gewinnen gewußt und dieselben zu ihrem Frieden in der Zeit und zu ihrem ewigen Heil in den Lichtkreis des göttlichen Gesetzes hineingezogen.

Zum Speisen geladen sein — galt ihm als eine Qual. Er tadelte und lobte nie Speisen. Den Grafen Szechenyi schätzte er überaus hoch — aber es war ihm eine Pein, allwöchentlich einmal bei seinem Tische sein zu müssen. Wie im Speisen, so hielt er es auch in allen Lebensbedürfnissen. Weichlichkeit blieb ihm

fremd. Selbſt in Krankheiten war es ihm nie um Erleichterung zu thun. Erſt in ſeinem 66. Lebensjahre fing er an, bisweilen ein wenig Wein zu trinken, früher begnügte er ſich ganz allein mit Waſſer. Seine Reiſen machte er zumeiſt und auch am liebſten zu Fuß. Auch nahm er nie einen Regenſchirm, mochte was immer für ein Wetter ſein. Tauſende ſind durch ſeine Hände an Arme gegangen, während er ſelbſt dabei immer arm geblieben iſt.

Sein voller innerer Friede gab ihm in die Außenwelt und in die Menſchenherzen einen klaren Blick, jenes Durchſchauen, welches eine beſondere Eigenſchaft von Menſchen iſt, die einen gottgetreuen heiligen Wandel führen. Werner pflegte deßhalb von ihm zu ſagen: „Der P. Hoffbauer ſieht durch ein Brett.“

Hier folgen einige Begebenheiten, wie ſie P. Hoffbauer ſelbſt erzählte. Er pflegte ſie aber nur anzubringen, wenn ſich gerade eine Gelegenheit dazu darbot — ſie mußten irgend eine Situation oder einen ausgeſprochenen Satz erläutern und anſchaulich machen helfen; ſo ſagte er: „Ihr müßt nicht gleich Böſes von den Verirrten urtheilen, denn das iſt oft voreilig. Ich lernte in Warſchau einen jungen Edelmann kennen, der mich einen Pfaffen ſchalt, mit Hohn und Spott Uebles von mir redete und mich aus Bosheit

am liebſten vergiftet hätte. Ich ließ ſeinen Sturm ruhig an mir vorüberbrauſen. Er beſann ſich am Ende eines Beſſern, einige Tage ſpäter kam er mit einer Rolle Ducaten zu mir, bat mich, ſie anzunehmen und für ihn zu beten."

„In Warſchau beſuchte ich einen kranken Soldaten, der, obwohl von Leiden gepeinigt, dennoch mit Abſcheu gegen alle Prieſter erfüllt war. Er rief mir mit bitterem Hohne zu: „Komm her Pfaff! ich reiß Dir die Augen aus dem Schädel." Ich kam ihm durch Sanftmuth bei, er bereute ſein Benehmen, bekehrte ſich und ſchenkte mir ſein volles Vertrauen.

Aehnliches erzählte Hoffbauer bei verſchiedenen Gelegenheiten. Wir laſſen es hier in einer Reihe nacheinander folgen.

„Einmal kam auf einer Reiſe in Polen ein herabgekommener Jüngling vom Adel im Wagen neben mir zu ſitzen. Er war an Leib und Seele verwahrlost und unrein, war ſeinem Ausſehen nach mehr todt als lebendig und ſchmähte unverſchämt über Religion und Clerus.

Kraft- und marklos wie er war, vermochte er, als wir an einer Station ankamen, nicht einmal ſelbſt aus dem Wagen auszuſteigen. Ich erbarmte mich ſeiner, nahm ihn auf die Schultern, trug ihn in

das Gaſtzimmer und ſuchte ihn zu laben und zu ſtärken. Als er ſich erholt hatte, ging ihm ſein früheres Benehmen zu Herzen und er rief beſchämt und reuig aus: „Hochwürdiger, hätte ich früher einen Prieſter derart kennen gelernt, ich wäre nie auf dieſe Abwege der Sünde und Laſter gerathen.“

Das Erſcheinen P. Hoffbauer's, ſein ganzes verſöhnliches Weſen — einige Worte aus ſeinem Munde, waren oft im Stande, eine ganze Umkehr in einem Menſchen hervorzubringen.

Ein verhärteter Sünder kam auf's Sterbelager. Er wollte nichts hören von einem Prieſter, von einem Empfang der heiligen Sacramente. Der Familie wurde um ihn bange. Endlich holte man den P. Hoffbauer, daß doch der etwas ausrichten möge. Man machte ſich auf eine Scene gefaßt.

Hoffbauer kommt, tritt ein, es ſtehen Verwandte im Krankenzimmer, und Hoffbauer fragt einfach: „Wo iſt denn derjenige, der nicht beichten will?“ Man weiſt ihn auf das Krankenlager hin. Hoffbauer ſpricht nun einige Worte der Liebe und des Troſtes — und die trotzige Abkehr von Gott war gebrochen, der Menſch verlangte nun ſelbſt zu beichten.

Wenn der berühmte (proteſtantiſche) Naturforſcher, Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert, in ſeinen Schrif-

ten ſehr oft Beiſpiele von Ferngeſichten in Bezug auf Zeit und Raum anführt — ſo mag hier eine Begebenheit, die auf Hoffbauer bezüglich iſt, wohl auch angeführt werden.

Ein glaubwürdiger Mann, Herr v. K., der früher Proteſtant war und durch Hoffbauer in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückgeführt wurde, erzählte aus ſeinem Leben folgendes Ereigniß, welches mit einem Eide zu bekräftigen er ſich bereit erklärte.

„Als junger Mann habe ich einſt an einer wüſten Abendgeſellſchaft Theil genommen. Es ging toll und voll zu, es wurde getrunken, geſungen und gelärmt, und zum Schluß auch noch eine liederliche Dirne herbeigerufen. Als nun die Thüre ſich öffnete und dieſe eintrat, erblickte ich hinter ihr eine ehrwürdige Geſtalt im Kirchenkleide, einen katholiſchen Prieſter mit Stola und Pluviale. Das ſah ich alles ſo deutlich und genau, daß ich ſogar die Ornamentik des Stoffes zu zeichnen und zu behalten vermochte. Mir war es nun nicht mehr möglich, an der Geſellſchaft Theil zu nehmen, ich ſtürzte hinaus und entfernte mich. Später zeichnete ich mir die ganze Erſcheinung ab, nur die Geſichtszüge waren meinem Gedächtniß verloren gegangen. Ich nahm darauf Kriegsdienſte, machte Reiſen, verheirathete mich und kam nach vielen Jahren

nach Wien. Friedrich von Schlegel wünſchte mich mit dem P. Hoffbauer bekannt zu machen und führte mich zu dieſem Ende in die italieniſche Kirche. P. Hoffbauer hatte den Abendſegen mit dem hochwürdigſten Gute gehalten und war im Begriff, den Altar zu verlaſſen, als ich eben in die Kirche kam und in ihm jene Geſtalt erkannte, die mich einſt ſo glücklich gemahnt, den Ort des Frevels zu verlaſſen. Es war genau dasſelbe Pluviale und dieſelbe Stola und dieſelben Geſichtszüge, an die ich mich jetzt augenblicklich zu erinnern vermochte."

34.

Verſchiedenes aus dem Leben Hoffbauers, nach der Erzählung eines ſeiner noch lebenden Freunde und des Herrn Johann Paſſy.

Vor Allem mußte Hoffbauers Unermüdlichkeit bewundert werden. Man mochte kommen, wann man wollte: er war nie verdroſſen und immer bereit, zu dienen. Einmal mußte er ſich zur Ader laſſen. Es war die Stunde darauf die Zeit, in welcher gewöhnlich Leute zu ſeinem Beichtſtuhle kamen. Mit dem friſch angelegten Verbande ging er in die Kirche, der Verband löſte ſich im Beichtſtuhl — er fiel in Ohnmacht, zum Glück war ein Arzt in der Nähe, der ihm Hilfe brachte.

Noch auf ſeinem Sterbelager hörte er die Beichten von Männern, die zu ihm kamen und wies, obwohl entkräftet und leidend, keinen ab.

„Ein junger Baron helvetiſcher Confeſſion, den ich gut kannte," ſo erzählt der noch lebende Dr. M., „war gefährlich erkrankt. Mir that es leid um den Menſchen, daß er ſo hinſterben ſollte, ohne Verſöhnung mit Gott und ohne den kräftigen Troſt der heiligen Sakramente."

„Die Mutter des Kranken ſagte zu mir: „Der Arzt gibt meinem Sohn nur noch Einen Tag Lebensfriſt, der Arme ahnt es nicht und ich getraue mich nicht, es ihm zu ſagen.“

„Ich erzählte die Sachlage dem P. Hoffbauer. Der erwiederte mir: „Der Kranke liebt Sie — bringen Sie ihm bei, wie es mit ihm ſteht, und ſagen Sie ihm, daß ich ihn beſuchen wolle.“ Ich ging fort und vollzog, was mir Hoffbauer aufgetragen. Ich wußte, daß der junge Mann den P. Hoffbauer hochſchätzte und ſagte es ihm, daß dieſer ihn beſuchen wolle. Der Kranke erwiederte: „Ich laſſe ihm viel Dank für ſeine Güte ſagen — aber wenn ich geſund ſein werde, will ich ihn ſelbſt beſuchen.“ Ich erwiederte: „Ach, mein Lieber, Sie ſind ſehr ſchwer krank!“ Darauf ſprach er zu mir: „Gehen Sie gleich für mich beten.“

„Ich ging nun in meinem Leide fort zum P. Hoffbauer und erzählte ihm, was geſchehen; der nahm ſeinen Roſenkranz und ſagte: „Gut, wir wollen beten, aber ich will auch hingehen zu ihm.“

„Als wir eintraten, ſagte ich zum Kranken: „Mein lieber Baron, der P. Hoffbauer kommt mit mir und will Sie beſuchen.“ Der Kranke richtete ſich auf und ſprach zum P. Hoffbauer gewendet: „Ich danke Euer Hochwürden, aber Sie hätten ſich nicht her bemühen

ſollen, es iſt zu viel Güte.“ Hoffbauer antwortete: „Ich liebe die Kranken, wie geht es Ihnen denn, mein lieber Baron?“ Der Schwerkranke ſeufzte: „Ach, wie kann es denn einem elenden Menſchen, wie ich bin, gehen?“ — Als Hoffbauer dies Wort voll der Hilfsbedürftigkeit vernommen, ſagte er zu den im Zimmer auf Beſuch anweſenden Damen: „Ich möchte Sie bitten, mich mit dem Kranken ein wenig allein zu laſſen.“

Alles verließ das Zimmer. Nach ungefähr einer Viertelſtunde kam P. Hoffbauer heraus und ſagte zu mir: „Der Kranke iſt bereits katholiſch — gehen Sie hinein zu ihm und bereiten Sie ihn vor auf den Empfang der heiligen Communion, ich gehe fort, um das Sanctissimum zu holen.“

Die Anweſenden ſtaunten. Ich ging zum Kranken hinein und fand ſein Antlitz völlig verklärt, ein großer Friede war über dasſelbe ausgegoſſen, der Ausdruck des Schmerzes und der Angſt aus demſelben gewichen. Ich konnte kein Wort hervorbringen. Der Kranke ſah mich an mit einer ganz merkwürdigen Miene, als ob er mir Alles erzählen wollte, was in ſeinem Innern vorgegangen.

Kurze Zeit darauf erſchien P. Hoffbauer und der Kranke empfing nun die heilige Communion mit den

ſichtlichſten Zeichen der Andacht, ſo daß alle Anweſenden darüber erbaut wurden. Vier Stunden darnach ſtarb er im Frieden."

„Acht Tage nach ſeinem Tode kam desſelben Bruder, der eben auf Reiſen abweſend war, nach Wien. Er hörte von ſeiner Mutter und ſeinen andern Verwandten, mit welcher Hingebung ſein Bruder in den Tod gegangen und wie dies dem P. Hoffbauer zu danken ſei, der ihm das katholiſche Glaubensbekenntniß abgenommen habe, um ihn mit den heiligen Sacramenten verſehen zu können."

„Darauf kehrte auch dieſer Bruder zur katholiſchen Kirche zurück; ſtudirte Theologie und ließ ſich zum Prieſter weihen."

„Ich habe nie geſehen, daß ein Armer wäre unbetheilt von ihm weggegangen, nur gegen Bettelkinder war er unerbittlich, weil er ſich ein Gewiſſen daraus machte, mitzuhelfen, daß ſie Taugenichtſe werden."

„Er gönnte ſich wenig Schlaf. Oft ſah ich ihn, wie er die beſten ihm zugeſendeten Speiſen an ſeine dürftigen Koſtgänger vertheilte — während er ſelbſt mit einigen harten Eiern, Salat und Brot ſich begnügte."

„Einmal nahm er mich mit auf eine Wallfahrt nach Maria-Zell. Wie oft ſang er da unterweges an Waldes-

ſäumen und in Felſenwegen heilige Lieder mit klarer fröhlicher Stimme. Es waren zumeiſt Geſänge aus älterer Zeit mit jener Innigkeit und ergreifenden Melodie, wie ſie im Text und im Lied glaubensfreudigen Zeiten eigen geweſen ſind. Sein Lieblingslied auf dieſem Pilgerwege begann mit folgender Strophe:

O du Jungfrau der Jungfrauen,
Mutter der Barmherzigkeit,
Woll' in Gnaden mich anſchauen,
Steh mir bei im letzten Streit.
Woll' den Feind alsdann verjagen,
Der ſo kühn ſich findet ein,
An dein Pflegkind ſich zu wagen,
Daß es ſoll't verloren ſein."

So weit die Erzählung Dr. Madleners.

Hier mag noch eine kleine Begebenheit folgen, wie ſie uns der noch in Wien lebende Director des Handlungs-Inſtitutes, Johann Nep. Paſſy, erzählte:

Einer meiner Brüder, Namens Joſeph, wurde von unſerem Vater für den Handelsſtand beſtimmt. Dem lebhaften Jüngling dünkte die Beſchäftigung zu trocken. Er hatte viel geleſen, beſonders Belletriſtik zog ihn an — es erwachte der Hang zum Theater. Er ging nach Prag und wurde Schauſpieler. Als unſer Vater von dieſem Schritte vernahm, ſandte er mich nach Prag, um den Bruder von ſeinem Vorhaben abzubringen. Ich kam Abends an, ging in's Theater

und ſah den Bruder auf der Bühne. Er war ſchwach an Stimme, ich ſtellte ihm vor, daß er wegen Mangel an körperlicher Kraft bei der Bühne nicht reuſſiren werde , er hörte mich an, verließ das Theater und folgte mir nach Wien ins väterliche Haus. — Nun erhielt er eine Anſtellung im k. k. Bücherreviſionsamte. Nach einiger Zeit fing er zu kränkeln an. Durch Lectüre und ſein Theaterleben war er ganz um den Glauben gekommen, oft mißmuthig und ſehr melancholiſch. Ich nahm ihn einmal mit zu P. Hoffbauer, den ich ſchon kannte. Hoffbauer lud ihn ein, wieder zu kommen und ſagte ihm nach längerem Geſpräch: „Freund, Sie müſſen vorerſt beichten, thun Sie das aufrichtig und es wird in Ihnen dann ſchon licht werden!“ — Hoffbauer ſah, daß dieſer Vorſchlag meinem Bruder nicht ſehr angenehm ſein mochte. Nun ließ er ſich als väterlicher Freund in ein Geſpräch über ſeine Lebensgeſchichte ein, Joſeph bekam Zutrauen und erzählte im ſein Leben, Gutes und Schlimmes. Als er fertig war, ſagte P. Hoffbauer: „Gut mein Freund, jetzt haben Sie ſchon gebeichtet — knien Sie ſich nieder, ich werde Ihnen ihm Namen Jeſu Chriſti die Losſprechung von Ihren Sünden ertheilen und Sie werden die Ruhe finden, die Sie ſo lange vermißt haben.“ — Mein Bruder kam als ein ganz an-

derer Menſch zu Hauſe — und erzählte mir, was mit ihm bei P. Hoffbauer vorgegangen.

Einige Zeit darnach erkrankte Joſeph — ein Lungenleiden warf ihn auf's Lager. Hoffbauer beſuchte ihn bisweilen. Während mein Bruder noch krank war — ſtarb Hoffbauer. Als Joſeph die Todesnachricht vernahm, war er eine Zeit lang untröſtlich, er rief: „Vor mir muß mein beſter väterlicher Freund hinſcheiden!" Bald folgte Joſeph dem P. Hoffbauer nach. Er ſtarb voll Ergebung in den göttlichen Willen. Seine Umkehr hatte er nächſt der Gnade Gottes dem P. Hoffbauer zu danken.

35.

Erfüllung des letzten Wunſches. P. Hoffbauers letzte Krankheit und ſein Tod. Die Umſtände bei demſelben.

Das von Hoffbauer dem Kaiſer eingereichte Memoriale erfuhr folgendes Schickſal. Die Errichtung eines Collegiums der Congregation des Allerheiligſten Erlöſers wurde erlaubt, und der Hofkaplan Darnaut beauftragt einen Entwurf des Hauſes zu machen, und dieſen dem Burgpfarrer Frint zum Gutachten zu übergeben; zuletzt erhielt das Ganze der Erzbiſchof Hohenwart, der ſeine Meinung darüber äußern nnd die Actenſtücke wieder dem Kaiſer zurückgeben ſollte. Es war ſo Sitte des Kaiſers. Er liebte es in jeder Angelegenheit, die ihm zudem fremd war, viele Rathgeber zu conſultiren.

Während ſo Hoffbauer ſein Ziel zu erreichen ſchien, welches ihn noch zumeiſt auf dieſer Welt beſchäftigte — kam auch die Stunde heran, in welcher er von ſeiner Pilgerfahrt abberufen werden ſollte. Er hatte erfahren wie ſeine Angelegenheit im beſten Gange ſei, da ſagte er einſt zu Madlener, der ihn eben begleitete: „Bisher habe ich nichts als Widerſpruch, Verachtung und Verfolgung erfahren, jetzt wartet eine große Ehre auf

mich. Nun möchte ich ſterben, bevor dieſelbe mir zu Theil wird."

Anfangs des Jahres 1820 war Hoffbauer mit zweien ſeiner Ordensgenoſſen umgeben, mit Stark und Payalich. Sabelli ging in die Schweiz. Stark erkrankte und nun mußte Hoffbauer allein die Kanzel, den beſchwerlichen Beichtſtuhl und den ganzen Gottesdienſt in der Kirche beſorgen. Dabei brachte er Tag und Nacht jede von ſeiner anderweitigen Pflichterfüllung freie Zeit am Krankenlager Starks zu. Er war ſelbſt ſchon körperlich ſo angegriffen — daß er, als er dem kranken Mitbruder die heiligen Sakramente ſpendete, ſprach: „Ich bin noch kränker als er."

Dabei benahm er ſich in Beziehung auf ſeine kirchlichen Offizien gerade ſo, als ob er vollkommen geſund wäre.

Dr. Johann Emanuel Veith, den jetzt als Homileten und katholiſchen Schriftſteller ganz Deutſchland kennt, war zu jener Zeit Director der erſten Thierarzeneiſchule der ganzen Monarchie zu Wien — angeſtellt mit großem Gehalt, prachtvoller Wohnung, freier Equipage, vielen Emolumenten und er übte außerdem eine einträgliche mediziniſche Praxis.

Dr. Veith liebte den P. Hoffbauer ſehr, und während die Freunde Hoffbauers das Uebelbefinden deſſelben

nur für eine vorübergehende Schwäche hielten — hatte Veith — ſchon damals ſeiner ſcharfen Diagnoſe wegen allgemein bekannt — dem Uebel tiefer auf den Grund geſehen und ſogleich im Beginn deſſelben — ſein ernſtliches Bedenken hierüber geäußert.

Scheinbar beſſerte ſich der Zuſtand des Kranken, ſo daß die Umgebung Anfangs des Märzmonats ſchon alle Gefahr für beſeitigt hielt. Am 4. März, damals Vorabend des dritten Faſtenſonntags, hatte er in der Kammer neben ſeinem Wohnzimmer mehrere junge Männer Beicht gehört — darnach klagte er über Fieberfroſt; ließ aber bei Tiſch wie gewöhnlich vorleſen und ſchien auch heiter zu ſein. Noch ſprach er zu den Seinigen eine Mahnung zum Gebet und äußerte ſich, immer eine Freude zu haben, wenn er das Segenlied: „Heilig ꝛc.“ mitſingen könne. Die Anweſenden — doch um ihn beſorgt, wollten ihn früher als gewöhnlich verlaſſen, um ihm Ruhe zu vergönnen. Das wollte er nicht. Am Sonntag darnach predigte er zum letzten Male.

Er erklärte das Evangelium Lucas XI. 14—28 vom Stummen, ſprach von der Sünde der Stummheit, wenn es darauf ankommt, ſeine Sünden zu bekennen, dann von der dieſen Zuſtand entſprechenden Taubheit gegen Gottes Mahnung und Ruf, und fügte noch die Worte bei, mit denen er in der Selbſtanklage ſeinen

Zuhörern gleichsam vorausging: „O, wenn ich der Stimme Gottes in Allem und Jedem immer treu gewesen wäre, was hätte Gott nicht schon durch mich gewirkt."

Da er die vergangene Woche durch vieles Beichthören sich sehr angestrengt hatte — steigerte sich der Fieberzustand um so mehr. An diesem Tage erfuhr er auch, daß die polnische Fürstin Jablonowska in Rom gestorben sei. Er hatte diese Dame ihrer hohen Tugenden wegen sehr geachtet, sie bezeugte sich als eine besondere Wohlthäterin der Congregation, und es war auch eine Pflicht der Dankbarkeit — daß ihn ihr Tod nicht gleichgiltig ließ. Um dieser seiner Dankbarkeit den besten Ausdruck zu geben, beschloß er das Seelenamt, welches für die Hingeschiedene in der italienischen Kirche angeordnet wurde, selbst zu halten.

Das Seelenamt war für den 6. März bestimmt. Die Nacht vorher brachte er im heftigen Fieber zu — es war empfindlich kalt und der Schnee lag hoch in den Straßen. Dennoch ging Hoffbauer gegen 10 Uhr in Begleitung des P. Payalich und zweier anderer Freunde die mindestens 10 Minuten lange Strecke von seiner Wohnung in die italienische Kirche, während beständigem dichten Schneefalles. Hier hielt er nun das Seelenamt mit sichtlicher Anstrengung — die assistirenden Geistlichen meinten schon, er werde

beim Altare zuſammenbrechen, nur mit Mühe hielt er ſich aufrecht. Nach dem Gottesdienſte mußte er noch eine Zeit lang in der Sacriſtei verweilen; es kam nämlich die Tochter der verſtorbenen Fürſtin, um ihm perſönlich für den letzten, ihrer geliebten ſeligen Mutter erwieſenen Liebesdienſt zu danken.

Baron Penkler hielt nun einen Wagen bereit, und forderte Hoffbauer auf, davon Gebrauch zu machen. Er fürchtete wohl, im Fahren durch die ihm nicht zuträgliche Erſchütterung noch mehr Schmerzen erleiden zu ſollen — wollte aber den angebotenen Liebesdienſt nicht ausſchlagen und fuhr nach Hauſe. Hier warfen ihn Verkältung und Fieber, das ſich in brennendem Durſte ausſprach, ſogleich auf das Lager. Als ihn H. Kraus, einer ſeiner Freunde, in dieſem Zuſtande ſah, äußerte er ſich gegen ihn: „Ach, hochwürdiger Vater, Sie ſind ſehr krank.“ Hoffbauer antwortete: „Was Gott will, wie Gott will, wann Gott will.“

Der Zuſtand verſchlimmerte ſich zuſehends, bis am 14. März in der Nacht der Arzt erklärte, es ſei nun das Ende nahe. Nun eilte man zu dem Churprieſter bei St. Stephan, Franz Schmid, daß dieſer ſeinem Freunde noch die letzte Wegzehrung reiche. Als Schmid

kam, lag der Kranke theilnahmslos mit geschlossenen Augen da, der Priester ertheilte ihm die Absolution.

Als Hoffbauer die Worte der Absolutionsformel vernahm, die er in seinem Leben so viele tausend Male selbst im Beichtstuhle und an Krankenlagern ausgesprochen — fing er an, dieselbe zu widerholen, so daß es den Anschein hatte, als vermeine er, er müsse das Sacrament der Buße an irgend einen Anwesenden an seiner Seite spenden. Nun sagte man ihm: es werde ihm die heilige Communion gereicht werden. Er öffnete nun den Mund, bis er das heiligste Sacrament empfangen, und blieb dann ruhig daliegen, die Hände wie zum Gebet gefaltet.

Um sechs Uhr des Morgens schien er aus seinem Schlummer zu erwachen und fing an, mit erstorbener Stimme den ersten Vers seines Lieblingsliedes zu beten: „Alles meinem Gott zu Ehren."

Um 11 Uhr kam der Churpriester Schmid wieder, betete die Commendatio animae — während welcher sein Leiden ein Ende nahm und sein Geist zu seinem Gott und Herrn einging, welchem er im erhebenden Gebet der Kirche war empfohlen worden. Das Athmen hörte auf — kein Todeskampf, kein Zucken war sichtbar, selbst die Gesichtsfarbe blieb sich gleich.

Das war das Ende eines heiligmäßigen Lebens — reich an Gnaden und an Verdienſten, auf Chriſtus gebaut und mit Chriſtus vollendet. Es war den 15. März 1820 um die Mittagsſtunde.

Sein Antlitz bewahrte einen lieblichen Ausdruck — viele ſeiner Verehrer kamen, um noch ſeine bleichen Hände zu küſſen.

Er war mit der wahrhaft apoſtoliſchen Signatur dahingegangen — an Thaten und Verdienſten reich, aber eben ſo reich an Verkennung und Verfolgung — arm an irdiſchem Lohn und arm an Geld und Gut — das er mit den Brüdern des Herrn, mit den Armen, zu theilen ſtets gewohnt geweſen.

36.

P. Hoffbauer's Begräbniß.

Jene, die den P. Hoffbauer umgaben, wurden von Trauer ſo ſehr überwältigt, daß ſie nicht an die Anordnung eines Leichenbegängniſſes dachten.

Der k. k. Geheimrath Graf Franz de Paula Szechenyi ſendete einen ſchönen Sarg.

Einer der Verehrer Hoffbauer's erzählt (nach Dr. Pösl) Folgendes: „Als ich am Tage, an welchem ſein Leichnam eingeſegnet werden ſollte (am 17. März), in der Mittagsſtunde in die Kirche St. Urſula ging, um mich bei dem Kirchendiener um die näheren Umſtände und Feierlichkeiten des Leichenbegängniſſes zu erkundigen, erfuhr ich zu meiner größten Betrübniß, daß gar nichts veranſtaltet ſei, daß alſo der Verſtorbene ganz in der Stille begraben werden würde. Es ſchmerzte mich ſehr, den ſo allgemein geliebten Vater gleichſam verlaſſen dem Grabe zuwandern zu ſehen. In der vollſten Ueberzeugung, daß ſeine Würde und ſeine Wirkſamkeit eine größere Ehre verdiene, kaufte ich Kerzen, ſuchte einige gute Freunde und forderte ſie auf, in Geſellſchaft die Leiche zu begleiten,

um durch die Leichenfeier doch einiger Maßen die Tugenden des Hingegangenen zu ehren. Als wir aber zur bestimmten Stunde bei St. Ursula ankamen, fanden wir die Kirche voll von frommen Gläubigen, und es dauerte nur einige Minuten, so war der ganze Platz um die Kirche und die Johannesgasse von Leuten erfüllt. So fanden sich ohne Einladung und Verabredung alle ein, die ihn liebten, Geistliche und Weltliche, Vornehme und Geringe, um dem Verblichenen, theils als ihrem hochverehrten Freunde, theils als ihrem Wohlthäter und Vater, die letzte Ehre zu erweisen. Seine Jünger und Nachfolger in der Congregation trugen den Sarg, dem die Menge seiner Beichtkinder folgte und denen eine noch ungleich größere Menge Anderer unaufgefordert sich anschloß. Mit feierlicher Stille ging alles vor sich, und allgemein sprach sich eine heilige Ehrfurcht bei den Anwesenden aus. Für uns Betrübte war dies ein Anblick, der uns allezeit in Rückerinnerung und Andenken bleiben wird." —

Unter den vielen Geistlichen, die mit der Leiche gingen, waren auch die beiden Professoren und nachmaligen zwei Bischöfe von Sekau (Graz) und Linz, Sebastian Zängerle und Gregor Ziegler; auch fand sich der größte Theil des fürsterzbischöflichen Alumnates

dabei ein, ohne daß Jemand hierüber eine Anordnung getroffen hätte.

Zängerle bewies ſich nachher in ſeinem Leben als Biſchof zu Graz — wie überhaupt als einen Mann voll Eifer für Gottes Ehre, ſo beſonders als einen warmen Freund und Vertreter der Congregation. Er ſprach immer bis in ſeine alten Tage voll Liebe und Verehrung von Hoffbauer, und ſchien dieſe Liebe auf die Genoſſenſchaft übertragen zu haben, die vom ſeligen Hoffbauer auf deutſchen Boden verpflanzt worden war.

Die Urſulinerkirche iſt keine Pfarrkirche — daher mußte Hoffbauer's Leiche, weil ſeine Wohnung in der Stephanspfarre gelegen, in die Stephanskirche gebracht werden.

Hier fand ſich das Rieſenthor geöffnet. Wer es aufmachen ließ, iſt nicht bekannt. Wenn es ſonſt bei Leichenzügen geöffnet wird, koſtet dieſes Aufthun allein 100 fl. Silber, eine Taxe, welche die Regierung als Patron der Stephanskirche durch das Kirchenmeiſteramt bezieht; ein Einkommen, welches mit zur Beſtreitung der alljährlichen ſehr bedeutenden Reparaturkoſten des Domes gehört.

Am kommenden Morgen wurde die Leiche nach Maria Enzersdorf bei Wien gebracht und dort nach

einem in der Franziskaner-Klosterkirche daselbst abgehaltenen Requiem beerdigt.

Wenn man von Wien auf der Eisenbahn nach Süden fährt, sieht man den Enzersdorfer Gottesacker zwischen den beiden Bahnstationen Brunn und Mödling liegen, und zwar gegen Mödling zu. Gegenüber der Kapelle, inmitten der Mauer, die der Bahn zugewendet liegt, befinden sich gegen die Südseite zu die Gräber von Hoffbauer und Werner. Es ist ein schönes Bild, von der dahinrollenden Wagenburg der Bahn aus gesehen. Im Hintergrunde die Berge, mit Fichten und Tannen gekrönt, die uralte Veste Lichtenstein, die Ruinen der Veste Mödling, das mit vielen Kosten vom verstorbenen Fürsten Liechtenstein als moderne Ruine gebaute römische Amphitheater, der große Marktflecken Mödling selbst mit seiner auf einer Anhöhe liegenden, gothischen, mit Quadern gebauten St. Othmarskirche; an den Bergabhängen blühende Weingärten. Enzersdorf mit seinen netten Landhäusern und Parkanlagen und seinem aus üppigen Baumgruppen lugenden Franziskaner-Klösterlein, links auf einem hohen Bergkegel, aus einem Kranz von schwarzen Tannen sich erhebend, der sogenannte Husarentempel — zum dankbaren Andenken an jene tapferen Krieger gebaut, die im französischen Kriege einen Fürsten Liechtenstein mit dem

Opfer ihres Lebens von der Niedermetzlung durch die feindlichen Soldaten befreiten. In der Umgegend Wien's hat kein Todtenfeld eine romantischere Lage, als das von Maria Enzersdorf.

Auf Hoffbauer's Grabstein, über dem sich ein Kreuz erhebt, wurde folgende Inschrift angebracht:

Hic jacet R. P. Clemens Maria Hoffbauer, Congregationis SS. Redemptoris Vicarius Generalis obiit die 15. Martii 1820.

(Hier liegt der ehrwürdige Vater Clemens Maria Hoffbauer, der Congregation des allerheiligsten Erlösers Generalvicar, gestorben am 15. März 1820.)

In der Nähe von Hoffbauer's Grab ist die Familiengruft-Capelle des Baron Penkler — seines Freundes. Neben Hoffbauer ließ sich auch (drei Jahre später) Werner begraben. Unweit Hoffbauer liegt auch der gelehrte k. k. Hofastronom aus dem Jesuitenorden Maximilian Hell (geb. zu Schemnitz in Ungarn 1720, gestorben 14. April 1792 zu Wien). In der Nähe Hoffbauer's wurde ferner im Jahre 1839 begraben der Historiker Buchholz — im Jahre 1852 der als politischer Schriftsteller bekannte k. k. Staatskanzleirath, Karl Ernst Jarke.

Der öſterreichiſche Beobachter vom 17. März 1820, Nr. 77, widmete dem ſeligen Hingeſchiedenen folgende Zeilen:

„Am 15. März 1820 um die Mittagsſtunde ſtarb hier der hochwürdige Pater Clemens Maria Hoffbauer, der unter dem Namen der Redemtoriſten bekannten Congregation des ſeligen Alphons Ligouri Generalvicar und Beichtvater im Kloſter der hieſigen Urſulinerinnen, im neunundſechzigſten Jahre ſeines Alters.

Was unter den ungünſtigſten Verhältniſſen und in den ſchwierigſten Lagen ein einziger treuer Diener Gottes, wie dieſer, vermag, das würden die Mauern von St. Benno zu Warſchau bekräftigen, wenn nicht tauſende von lebendigen Zeugen vorhanden wären, die er geſpeiſet, bekleidet und zu Gott und einem chriſtlichen Lebenswandel zurückgeführt hat.

Nachdem auf einen Wink des damaligen Beherrſchers von Frankreich ſeine dortige ſegensreiche Stiftung zerſtreut worden, begab er ſich nach ſeinem Vaterlande Oeſterreich zurück und lebte ſeit 1808 in Wien.

Die Früchte ſeines thatenreichen, wahrhaft apoſtoliſchen Lebens unter uns wird die Nachwelt ernten. Hohe und Niedere, Gelehrte und Unmündige beklagen den unerſetzlichen Verluſt ihres Vaters und Führers,

und die Entfernteren ſelbſt, die ihn nur dem Namen nach gekannt, empfinden bei der Nachricht von ſeinem Tode, daß eine ſtarke Stütze des Glaubens und der Religion, alſo des Vaterlandes, geſunken iſt. Nur der Gedanke, daß er fortlebt in einer unermeßlich reichen Ausſaat des Guten, vermag die Betrübniß über ſeinen Verluſt zu lindern."

37.

Graf Carl von Coudenhove.

Unter der großen Anzahl von Männern, die sich durch den Verkehr mit P. Hoffbauer — zum geistlichen Stande berufen fühlten, und die darnach auch in die Congregation eintraten, wollen wir hier nur zwei bereits Hingegangene in Lebensskizzen vorführen, von denen der Eine seinem Stande und seiner praktischen Wirksamkeit auf dem Gebiete der werkthätigen christlichen Charitas nach — in welcher er die letzten Jahre seines Lebens segensreich dahingebracht — der Andere aber durch seine Thätigkeit als Seelsorger und als katholischer Schriftsteller besondere Beachtung verdienen. Beide waren aus Hoffbauer's Jüngern — durch ihn wegberufen vom lauten Markt des Lebens — zum Dienste des Herrn, der Eine Graf Carl Ludwig von Coudenhove, der Andere P. Anton Passy.

Coudenhove wurde geboren am 17. Juni 1775 zu Aachen, diente in Churmainz als Oberst bei der Garde, später in demselben Staate als Hofrath, vermählte sich 1802 mit Charlotte Freiin von Wambold, trat nach dem am 15. Jänner 1819 erfolgten Tode

seiner Gemahlin in die Congregation und wurde zum Priester geweiht.

Nur der Wille seiner Eltern hielt ihn in seiner Jugend von der Wahl des geistlichen Standes ab; schon hatte er damals das Studium der Theologie begonnen, die Bekanntschaft mit P. Hoffbauer reifte seinen Jugendwunsch jetzt der Ausführung entgegen.

Aus Rücksichten der Vermögens-Administration seiner Familie schied er nach vier Jahren aus der Congregation aus und wurde Weltpriester, blieb aber mit der Congregation bis an sein Lebensende im innigsten Verkehr und in freundschaftlichem Verhältnisse. Im Jahre 1823 verlieh ihm der Fürst Liechtenstein eines der vier adeligen Canonicate an der Wiener Metropolitankirche — von welchen der jedesmalige Majorat des Hauses Liechtenstein Patron ist. Im Jahre 1835 wurde er auch Probst von Altbunzlau in Böhmen.

Sein Eifer in der Seelsorge blieb sich gleich bis an sein Lebensende. Bald sah man ihn im allgemeinen Krankenhause — die Armuth und das Elend aufsuchen, ohne Scheu vor der sehr unangenehmen Krankenluft — bald wieder im Stabsstockhause, um dort den unglücklichen Verbrechern geistlichen Trost und Hilfe zu spenden. Viele zum Tode Verurtheilte wußte

37.

Graf Carl von Coudenhove.

Unter der großen Anzahl von Männern, die sich durch den Verkehr mit P. Hoffbauer — zum geistlichen Stande berufen fühlten, und die darnach auch in die Congregation eintraten, wollen wir hier nur zwei bereits Hingegangene in Lebensskizzen vorführen, von denen der Eine seinem Stande und seiner praktischen Wirksamkeit auf dem Gebiete der werkthätigen christlichen Charitas nach — in welcher er die letzten Jahre seines Lebens segensreich dahingebracht — der Andere aber durch seine Thätigkeit als Seelsorger und als katholischer Schriftsteller besondere Beachtung verdienen. Beide waren aus Hoffbauer's Jüngern — durch ihn wegberufen vom lauten Markt des Lebens — zum Dienste des Herrn, der Eine Graf Carl Ludwig von Coudenhove, der Andere P. Anton Passy.

Coudenhove wurde geboren am 17. Juni 1775 zu Aachen, diente in Churmainz als Oberst bei der Garde, später in demselben Staate als Hofrath, vermählte sich 1802 mit Charlotte Freiin von Wambold, trat nach dem am 15. Jänner 1819 erfolgten Tode

seiner Gemahlin in die Congregation und wurde zum Priester geweiht.

Nur der Wille seiner Eltern hielt ihn in seiner Jugend von der Wahl des geistlichen Standes ab; schon hatte er damals das Studium der Theologie begonnen, die Bekanntschaft mit P. Hoffbauer reifte seinen Jugendwunsch jetzt der Ausführung entgegen.

Aus Rücksichten der Vermögens-Administration seiner Familie schied er nach vier Jahren aus der Congregation aus und wurde Weltpriester, blieb aber mit der Congregation bis an sein Lebensende im innigsten Verkehr und in freundschaftlichem Verhältnisse. Im Jahre 1823 verlieh ihm der Fürst Liechtenstein eines der vier adeligen Canonicate an der Wiener Metropolitankirche — von welchen der jedesmalige Majorat des Hauses Liechtenstein Patron ist. Im Jahre 1835 wurde er auch Probst von Altbunzlau in Böhmen.

Sein Eifer in der Seelsorge blieb sich gleich bis an sein Lebensende. Bald sah man ihn im allgemeinen Krankenhause — die Armuth und das Elend aufsuchen, ohne Scheu vor der sehr unangenehmen Krankenluft — bald wieder im Stabsstockhause, um dort den unglücklichen Verbrechern geistlichen Trost und Hilfe zu spenden. Viele zum Tode Verurtheilte wußte

37.

Graf Carl von Coudenhove.

Unter der großen Anzahl von Männern, die ſich durch den Verkehr mit P. Hoffbauer — zum geiſtlichen Stande berufen fühlten, und die darnach auch in die Congregation eintraten, wollen wir hier nur zwei bereits Hingegangene in Lebensſkizzen vorführen, von denen der Eine ſeinem Stande und ſeiner praktiſchen Wirkſamkeit auf dem Gebiete der werkthätigen chriſtlichen Charitas nach — in welcher er die letzten Jahre ſeines Lebens ſegensreich dahingebracht — der Andere aber durch ſeine Thätigkeit als Seelſorger und als katholiſcher Schriftſteller beſondere Beachtung verdienen. Beide waren aus Hoffbauer's Jüngern — durch ihn wegberufen vom lauten Markt des Lebens — zum Dienſte des Herrn, der Eine Graf Carl Ludwig von Coudenhove, der Andere P. Anton Paſſy.

Coudenhove wurde geboren am 17. Juni 1775 zu Aachen, diente in Churmainz als Oberſt bei der Garde, ſpäter in demſelben Staate als Hofrath, vermählte ſich 1802 mit Charlotte Freiin von Wambold, trat nach dem am 15. Jänner 1819 erfolgten Tode

seiner Gemahlin in die Congregation und wurde zum Priester geweiht.

Nur der Wille seiner Eltern hielt ihn in seiner Jugend von der Wahl des geistlichen Standes ab; schon hatte er damals das Studium der Theologie begonnen, die Bekanntschaft mit P. Hoffbauer reifte seinen Jugendwunsch jetzt der Ausführung entgegen.

Aus Rücksichten der Vermögens-Administration seiner Familie schied er nach vier Jahren aus der Congregation aus und wurde Weltpriester, blieb aber mit der Congregation bis an sein Lebensende im innigsten Verkehr und in freundschaftlichem Verhältnisse. Im Jahre 1823 verlieh ihm der Fürst Liechtenstein eines der vier adeligen Canonicate an der Wiener Metropolitankirche — von welchen der jedesmalige Majorat des Hauses Liechtenstein Patron ist. Im Jahre 1835 wurde er auch Probst von Altbunzlau in Böhmen.

Sein Eifer in der Seelsorge blieb sich gleich bis an sein Lebensende. Bald sah man ihn im allgemeinen Krankenhause — die Armuth und das Elend aufsuchen, ohne Scheu vor der sehr unangenehmen Krankenluft — bald wieder im Stabsstockhause, um dort den unglücklichen Verbrechern geistlichen Trost und Hilfe zu spenden. Viele zum Tode Verurtheilte wußte

ſein Eifer zur Reue und Buße zu bekehren — dann ſcheute er ſich auch nicht, mit den gemeinſten Verbrechern — er, der hochgeborne Graf und Oberſt von ehemals — bis an den Galgen zu gehen und einen der beſchwerlichſten Dienſte der Seelſorge mit aller Aufopferung zu vollbringen. Dieſes Officium ließ er ſich auch als Domherr und Probſt nicht nehmen; obwohl hierin der Kampf nicht groß war, weil ſich der Bewerber zu dieſem Dienſt nicht gar zu viele fanden.

Beim erſten Auftreten der Cholera, wo der Schrecken wohl am größten geweſen, war Graf Coudenhove auch einer der erſten Prieſter, die ſich freiwillig zur geiſtlichen Krankenpflege in den öffentlichen Spitälern meldeten. Obwohl er ſelbſt zweimal von der Seuche ergriffen und auf's Krankenlager geworfen wurde — ſetzte er doch gleich nach ſeiner Geneſung den freiwillig übernommenen Krankendienſt wieder fort — ein würdiger Jünger des P. Hoffbauer. So lebte er Monate lang im Spitale, zufrieden, in den Armen und Kranken die Brüder ſeines Herrn und Heilandes pflegen zu können. In der That eine für unſer aufgeklärtes Jahrhundert ſeltene Erſcheinung, nicht nur aus dem Gothaer Schematismus, ſondern auch aus dem Herkommen vom Bürgerſtande.

So war ſeine Lebensaufgabe — die Krankenpflege geworden und ſeiner energiſchen Willenskraft iſt die Berufung der barmherzigen Schweſtern nach Wien zu verdanken. Er wußte den Segen, welcher der Berufung dieſes Ordens folgen mußte, ſowohl dem Kaiſer Franz wie der Kaiſerin Caroline Auguſte und den andern erlauchten Gliedern des Erzhauſes ſo vorzutragen, daß er ſchon im Jahre 1831 ſich am Inslebentreten dieſer heiligen Inſtitution in den Mauern Wiens — erfreuen konnte.

Beſonders kräftig mit bedeutenden Geldmitteln wurde er hierin von Sr. k. Hoheit dem noch lebenden Hochmeiſter des deutſchen Ordens Erzherzog Maximilian unterſtützt. So entſtand das Mutterhaus der barmherzigen Schweſtern zu Wien in der Vorſtadt Gumpendorf. Tauſende und Tauſende von Kranken ſind ſeither in dieſem und in dem Filialſpital der barmherzigen Schweſtern in der Vorſtadt Leopoldſtadt im Geiſte chriſtlicher Liebe verpflegt worden; Tauſende ſind geſtorben erquickt bis an ihr Lebensende durch die Milde und Liebe der heiligmäßigen Frauen, und Tauſende ſind geſund entlaſſen worden; und in wie vielen iſt eine Umkehr zum Beſſern vor ſich gegangen durch die lebendige Liebespredigt, welche die frommen Schweſtern des heiligen Vinzenz von Paula ſo eindringlich zu lehren wiſſen. Dieſen Segensquell in Wien zu eröffnen, hat ſich Gott

des Grafen Carl Coudenhove, des ſeeleneifrigen Prieſters bedient.

Gegenwärtig im Jahre 1858 ſind in Oeſterreich über 300 barmherzige Schweſtern der von ihm gegründeten Stiftung in verſchiedenen Spitälern thätig.

Im Jahre 1836 befiel ihn eine Krankheit, die ihm heftige Schmerzen bereitete und die nicht mehr von ihm wich bis an ſein Lebensende; trotzdem ließ er ſich von ſeinen Berufspflichten nicht abhalten, ſelbſt vom Krankenlager aus, auf welchem er acht Monate lang wahrhaft chriſtliche Geduld und Ergebenheit zeigte, hörte er nicht auf, das von ihm begründete Inſtitut zu leiten. Schreiber dieſes kam als Seminariſt öfter in die Kapelle der barmherzigen Schweſtern nach Gumpendorf, um an hohen Feſten daſelbſt beim feierlichen Amt zu aſſiſtiren; dieß hielt gewöhnlich der Probſt Coudenhove ſelbſt — darnach waren die aſſiſtirenden Seminariſten von ihm in der Regel zum Frühſtück geladen, welches in einem eigenen Gaſtzimmer eingenommen wurde. Hier fand ich nun öfter Gelegenheit — den Mann zu ſehen und zu ſprechen. Was war das für edle, anziehende, liebenswürdige Natur! Aus ſeinen Augen leuchtete der Gottesfriede; und jene wahre noble Demuth, an der auch keine Spur von Gleißnerei und verſtecktem Hochmuth zu finden, jene Demuth, deren echt goldene Signatur die

kindliche Heiterkeit und der offene gerade Sinn ist, beherrschte sein ganzes Wesen.

Am 30. April im Jahre 1838 endete er sein Leben. Die frommen Frauen, die unter seiner Obhut standen (er war nämlich Superior des Klosters der barmherzigen Schwestern), weinten dem edlen, heiligmäßigen Priestergreise tausend Thränen nach — und die in seiner Umgebung waren, sagten, er sei wie ein Heiliger gestorben.

Am 2. Mai war sein Leichenbegängniß in der St. Stephanskirche, Seminaristen trugen den Sarg, der in ein Grab gesenkt wurde — auf das auch böswillige Menschen keinen Stein zu werfen gewagt haben. Er ist würdig seines Meisters — reich an Werken demüthiger Liebe, die nach Außen keine Anerkennung sucht — dahingegangen, und der Herr wird dem treuen Diener sicher seinen Lohn nicht vorenthalten.

38.

Anton und Georg Paſſy.

Anton Paſſy war der Sohn eines ſehr achtbaren Wiener Kaufmanns — und wurde zu Wien am 31. März 1788 geboren. Schon aus ſeinem 15. Jahre liegen gedruckte Gelegenheitsgedichte und Abhandlungen vor. Als Werner im Jahre 1806 eine Zeitlang in Wien lebte, ſchloß ſich der damals 18jährige Paſſy an den Dichter an und war oft mit ihm in Geſellſchaft. Im Jahre 1809 ging Paſſy ins Seminar der Diöceſe St. Pölten, um dort Theologie zu ſtudiren; mußte aber dieſen Plan, wegen fortdauernder Kränklichkeit nach einem Jahre aufgeben. Nun kam er nach Wien und beſchäftigte ſich einige Zeit als Lehrer in dem Krauſe'ſchen Erziehungsinſtitut (ſiehe S. 152), hier trat er aus, um Erzieher in einem gräflichen Hauſe zu werden, und von da aus wurde er vom Grafen Franz de Paula Szechenyi als Bibliothekar und Vorleſer angeſtellt. Außer den andern Begabungen Paſſy's muß die ſeltene Gabe des Vortrages an ihm beſonders gerühmt werden; es war ein Vergnügen ihn leſen zu hören. Ins Haus

des Grafen Szecheny kam allwöchentlich einmal auch P. Hoffbauer. Paſſy lernte ihn hier kennen. Wie groß der Eindruck dieſer Bekanntſchaft geweſen ſein mag, ergibt ſich daraus, daß Paſſy ſogleich in die Verſammlung des allerheiligſten Erlöſers eintrat, als dieſe im Jahre 1820 ſich in Wien conſtituirte. Schon am 18. März 1821 empfing er die Prieſterweihe, und am 25. März feierte er in der nun dem Orden übergebenen Kirche Maria-Stiegen (eigentlich Maria am Geſtade) zu Wien ſeine erſte heilige Meſſe.

Friedrich Werner, Paſſy's Freund aus dem Weltleben und der erſten Jugendzeit her — hielt die Primizpredigt über den Text des Feſtevangeliums Lucas I. 34. „Wie ſoll das geſchehen?"

Werner richtete nun in ſeiner originellen Weiſe an den, ihm auf einer Tribune gegenüberſitzenden Primizianten folgende (vom Bruder Herrn Johann Nep. Paſſy im Necrolog des ſel. Anton Paſſy angeführte) Worte:

„Als ich im Jahre 1806 das erſte Mal in Wien war, ging ich noch auf der breiten Straße die zur Hölle führt, Sie noch nicht auf der ſchmalen; wenn uns damals Jemand geſagt hätte: daß im Jahre 1821 Sie ihre erſte heilige Meſſe in dieſem neueröffneten Gotteshauſe leſen, und ich unwürdigſter der

Knechte, Ihre Primizpredigt halten ſollte, hätten wir damals nicht beide ausgerufen: „Wie ſoll denn das geſchehen?“

Von dieſer Anrede und Frage ging nun Werner über zu Gottes gnadenreichen Führungen des Menſchenlebens.

Werner liebte Paſſy ſehr — noch auf ſeinem Sterbebette nannte er ihn ſeinen älteſten Freund in Wien.

Trotz ſeiner ſchwankenden Geſundheit fing nun Paſſy an, thätig in der Seelſorge zu wirken und zwar auf der Kanzel, im Beichtſtuhle, in Strafanſtalten.

Um dieſe Zeit hatte auch der Doctor der Medizin und Director der Wiener Thierarzneiſchule Veith ſeine lucrative Stellung und ausgedehnte mediziniſche Praxis aufgegeben,*) — Theologie ſtudirt und war zum Prieſter geweiht worden. Anton Paſſy hielt die Predigt bei Veith's erſter heiliger Meſſe im Herbſt 1821.

Drei Jahre ſpäter trat Paſſy's Bruder Georg als Laienbruder in die Congregation. Georg war eine reich begabte Dichternatur — noch exiſtiren von ihm

---

*) Es iſt nicht unintereſſant zu wiſſen, daß Veith durch die Zuſendung von Kranken, die zu ihm noch um Hilfe kamen, als er die Praxis bereits aufgegeben — vier Aerzte in einen derartigen Ruf brachte, daß dieſe ſämmtlich reiche Leute geworden ſind.

in der Zeitschrift „Oelzweige" (von 1819—1823) herrliche Gedichte und Aufsätze — er war Redacteur dieser Zeitschrift und hatte sie zunächst ins Leben gerufen. Aus Demut ließ sich der fromme Mann nicht zum Priester weihen und verblieb Laienbruder.

Als er (1826) Profeß ablegte, schrieb Anton Passy, der seinen älteren Bruder Georg (geb. 1784) überaus liebte und werthschätzte, folgendes Sonett nieder, welches sich nach seinem Tode in den Papieren desselben fand.

„Vereint in Gott der Tugend nachzustreben,
Von der zu sehr verlog'nen Welt vergessen:
Von Klosterzucht in süßer Haft umgeben,
Du weißt, es schien uns dieser Wunsch vermessen.

Die gut und böse Zeit verging indessen
Jesus der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Zu sich empor die Sehnenden zu heben,
Hat uns vereint als geistliche Professen.

Geistlich verjüngt, obschon die leiblich Alten
So fanden wir einander neu geboren,
Ich muß in dir den ird'schen Vater ehren.

O möchte mich dein schönes Beispiel lehren,
Was dem Himmel wir vereint geschworen
Mit ihm vereint, bis in den Tod zu halten."

Dieß schöne doppelte Bruderverhältniß den gleichen Eltern und dem gleichen Orden nach, zerriß der Tod im Jahre 1836.

Was am Todestage Georgs, Anton Passy an den noch übrig gebliebenen Bruder Johann schrieb, gibt ein Zeugniß seines tiefen Gemüthes. Wir lassen einen Theil hier folgen:

Georg hat' uns kaum verlassen,
Als mit schmerzlicher Gewalt
Ich dich fühlte mich umfassen,
Gleichsam als den letzten Halt.
Als ein letzter Halt hinwieder
Standest Bruder du vor mir;
Dieses Lied, ein nicht gelungenes,
Mehr geweintes als gesungenes,
Dieses traurigste der Lieder
Weih' ich, letzter Bruder — dir!

In demselben Metrum geht nun Anton das Leben des Hingeschiedenen durch und schließt es mit der Strophe:

Schild're dieses Opferleben
Von der Wiege bis zum Grab,
Welches Gott sich ganz ergeben.
Welchem Gott sich ganz ergab:
Schild'r' es, wer an meinen Peinen
Antheil nahm und Antheil nimmt;
Denn mir fehlt das Wort — ich find' es nicht,
Dieses Herzleid, ich verwind' es nicht,
Statt zu dichten muß ich weinen,
Herz und Harfe sind — verstimmt.

Was hier im Klagelied über den Hingeschiedenen steht — bestätigte jedes Mitglied der Congregation.

Dieſer fromme und demüthige Laienbruder war von allen geliebt und geachtet wie ein Heiliger.

Nach dem Tode Georgs fing auch Anton zu kränkeln an, er konnte dem Seelſorgberufe ſich nicht mehr wie früher hingeben — und war die meiſte Zeit auf ſeine Zelle angewieſen. Was er hier literariſch leiſtete, iſt ſchon der Maſſe nach erſtaunlich viel. Am ausgezeichnetſten ſind ſeine Kirchenlieder, von denen viele in Uebung kamen. Johann Paſſy verzeichnete am Schluß des Necrologes die herausgegebenen Druckſchriften ſeines Bruders Anton genau. Wir laſſen die Werke und Broſchüren hier nur nach den Fächern geordnet in Zahlen folgen: Kirchenhiſtoriſches 5, Biographien 5, Geiſtliche Poeſie 14, Aſcetiſche Werke 13, Gebetbücher 6, Novennen 7, einzelne Andachtsübungen 5, Ueberſetzungen 7, Miſcellen, Flugblätter und Monographien 40. — Alſo im Ganzen nicht weniger als 102 Piecen.

Anton Paſſy ſprach ſehr gewählt deutſch und ſehr geläufig franzöſiſch, außerdem auch engliſch und italieniſch, er beſaß eine umfaſſende Bildung. Schreiber dieſes lernte ihn im Jahre 1841 kennen und beſuchte ihn oft — bis zu ſeinem Tode 1847.

Er war ein liebenswürdiger Mann, in ſeine Umgangsformen von Jugend auf eingewöhnt, ſo daß es

bisweilen zu gewählt erschien und man sich gereizt fühlte, ihm gegenüber lieber ins Gegentheil umzuschlagen und etwas ungeschlacht zu werden, als in seine Weise einzugehen. Dabei war er aber, selbst bei körperlichen Leiden — sehr bald zur Heiterkeit gestimmt — erwies sich tolerant und vertrug auch gern einen Scherz. Da er in den letzteren Jahren sehr wenig auskam und größtentheils in seiner Stube mit Lesen und Schreiben beschäftigt war — so mußten sich bei diesem originellen Mann auch Originalitäten wie kristalliniſch — in der Ruhe herausbilden. In der Begabung Verse zu bauen, besaß er eine ungemeine Fertigkeit.

Es diente ihm zur Erholung von seinen ernsten Studien, Tagesereignisse wie er sie eben hörte, in Reimen auf einen Zettel seines Pultes hinzuwerfen und sie dann Freunden vorzulesen.

Manche heitere Abendstunde habe ich bei ihm zugebracht. Die Begrüßung fand häufig in der Weise statt, daß er sagte: „ich solle mich geschwind setzen, er werde mir etwas vorlesen" — worauf natürlich war zu entgegnen: „Ach, jetzt, gleich beim Empfang?" Worauf er zu sagen pflegte: „Besser gleich, so ist das Schwere überstanden"! —

Hatte man „das Schwere" überstanden, so war es aber auch ein Vergnügen bei ihm zu weilen, mit

der feinſten Satyre wußte er Zuſtände und Perſonen zu beſprechen, und wenn ihm ein Witz gelang, ſelber herzlich mitzulachen. Oft ſagte er auch Höhergeſtellten halb im Scherz die bitterſten Wahrheiten.

Studirende und junge gebildete Leute beſuchten den P. Paſſy häufig, er übte auf dieſelben einen ſehr wohlthätigen Einfluß, weil er ohne dem eigentlichen Ernſt der Geſinnung etwelchen Abbruch zu thun — auch der Heiterkeit und dem jugendlichen Frohſinn ſein gutes Recht zu laſſen verſtand.

Das Ende Anton Paſſy's bringen wir wörtlich nach dem Berichte ſeines lebenden Bruders, des Direktors vom Wiener Handlungs-, Kranken- und Penſions-Inſtitute, Herrn Johann Paſſy.

„Das ſeit dem Jahre 1846 beſtehende Leiden des P. Paſſy am Unterkiefer, welches ihm beſonders die Nächte durch beſtändigen Schmerz höchſt qualvoll machte, wurde in einer im Frühjahr 1847 gehaltenen Conſultation von Aerzten, als Caries erkannt, und als Heilmittel die Entfernung der krankhaften Parthie angerathen. Die dadurch nothwendige Operation wurde als eine höchſt ſchmerzvolle bezeichnet, indeß die neue Erfindung des Schwefel-Aethers hob auch dieſe Bedenklichkeit, P. Paſſy bereitete ſich alles Ernſtes zum

Tode vor, legte Generalbeicht ab, machte die geiſtlichen Exercitien, empfing den kürzlich geſpendeten Jubiläum-Ablaß, brachte ſeine Manuſcripte, Briefſchaften und ſonſtige Papiere in Ordnung, und erwartete den ihm unbekannten Tag, an welchem die Operation vorgenommen werden ſollte, in ruhiger Ergebung. Am 4. März empfing er den Arzt mit ſeinen Aſſiſtenten und Schülern mit bewunderungswürdiger Heiterkeit und Entſchloſſenheit, ſo daß ſich alle Anweſenden wahrhaft erbauten. Die Operation begann um 12 Uhr und währte volle 40 Minuten; denn fünfmal wurde die Narkotiſirung erneuert, und die Minuten, in welchen die Wirkung des Schwefeläthers nachließ, bis dahin wo er der Betäubung wieder erlag, mögen furchtbar ſchmerzlich geweſen ſein. Uebrigens zeigte es ſich, daß das Bein des Unterkiefers nicht angegriffen war; bis zum 9. März ging die ärztliche Behandlung ohne beſorgliche Erſcheinung vor ſich; am 10. März jedoch gegen Mittag zeigten ſich Brandmahle am Hals, er ſelbſt der geduldige Kranke, verlangte die heilige Oehlung, die ihm bei vollem Bewußtſein von dem Obervorſteher der Congregation gereicht wurde. Als ich ihn in der Nacht vom 10. auf den 11. verließ, waren ſeine letzten Worte an mich: „Guter Jean, könnteſt du nur immer bei mir bleiben;“ des Morgens am

11. März wurde ich zu ihm gerufen und fand ihn ſterbend ohne Bewußtſein. Wie mir der Laienbruder, der ihn pflegte, erzählte, empfing er auch, wie alle Tage ſeiner Krankheit, um 6 Uhr Morgens die heilige Communion, aber bald darauf fing er an zu deliriren, forderte den Frater auf, ihm zu miniſtriren und fing das Stufengebet der heiligen Meſſe an; der Frater reſpondirte ihm; endlich wurde die Stimme des Sterbenden ſtiller und ſtiller, er athmete leiſe bis 10 Uhr, da flog ſeine fromme Seele zu ſeinem Schöpfer zurück. Die um ſein Sterbebett verſammelten Prieſter und Laienbrüder der Congregation fingen nun die Gebete für den Verſtorbenen an, in die ich und mein Sohn Joſeph mit blutenden Herzen einſtimmten. Nach Beendigung derſelben war kein Auge mehr trocken und nur ein Gedanke in aller Herzen: ſo ſtirbt der Gerechte, möchte uns einſt auch ein ſolches Hinſcheiden werden." —

Somit wären auch Lebensſkizzen von zweien der bekannteren Schüler und Jünger des P. Hoffbauer gegeben. Es erübrigt jetzt noch über den gegenwärtigen Zuſtand der Congregation diesſeits der Alpen — welche ihr Entſtehen dem P. Hoffbauer verdankt, einen kleinen Abriß zu bringen.

39.

Statiſtiſche Ueberſicht des gegenwärtigen Beſtandes der cisalpiniſchen von P. Hoffbauer gegründeten Congregation des allerheiligſten Erlöſers.

Gegenwärtig zählt die Congregation 64 Häuſer und zwar in den Oeſterreichiſchen Staaten — in Rom, wo ſeit zwei Jahren der Sitz des Ordensgenerals auch von den cisalpiniſchen Provinzen (der Stiftung Hoffbauers) errichtet wurde, dann in Belgien, Holland, Frankreich, England, Irland, Oberitalien, Modena, in Rheinpreußen, Herzogthum Naſſau, Baiern, Nordamerika, Savoyen und auf der Antilleninſel St. Thomas, wohin eben in der jüngſten Zeit wieder deutſche Miſſionäre aus dem Orden geſendet wurden.

Die Colonien gingen größtentheils vom Wiener Hauſe aus. So kamen 1826 ſechs Patres nach Liſſabon, wurden aber von dort durch die Stürme der Revolution vertrieben. Nach Belgien gingen von Wien im Jahre 1833 acht Patres, 1835 vier nach Modena, 1841 neun nach Baiern. In die Bulgarei gingen 1835 ſieben Patres, wovon vier in kurzer Zeit den dort herrſchenden Krankheiten erlagen.

40.

Bericht des H. H. Canonicus Doctor der Theologie und Medizin J. E. Veith über P. Hoffbauer.

Herr Canonicus Veith, der den seligen P. Hoffbauer gekannt und ihn als praktischer Arzt behandelt hat, ist von mir ersucht worden: er möge aus der Erinnerung einige Mittheilungen über P. Hoffbauer machen. Der hochw. Herr Canonicus war so gütig, Einiges über Hoffbauer niederzuschreiben und es mir zu übergeben.

Es hat mir geeigneter geschienen, Dr. Veith's Mittheilungen nicht in die Biographie Hoffbauers einzuweben, sondern diese in ihrer originellen stylistischen Fassung hier am Schlusse wörtlich folgen zu lassen.

„Ihrem Wunsche, aus dem Leben und Wirken des ehrwürdigen Clemens Hoffbauer, den ich erst nahe gegen Ende seiner dornenvollen Lebensbahn kennen gelernt, einige denkwürdige Einzelheiten Ihnen mitzuthei-

len, würde ich sehr gern willfahren, wenn mir die Kraft der Erinnerung nicht so spärlich zugetheilt wäre. Ich kann mich glücklich schätzen, keine absonderlich merkwürdigen Geschicke erlebt zu haben, weil ich es nicht dahin bringen könnte, eine Autobiographie zu schreiben, in welcher die Dichtung von der Wahrheit d. h. von der thatsächlichen, überwogen würde. Die Vergangenheit, und zwar die nächste nicht minder als die fernste, liegt nur gleich Nebelbildern hinter mir; chronologische und akoluthische Daten wußte ich nur selten verläßlich anzugeben.

Ueber die Art und Weise, wie ich zur Bekanntschaft des seltenen Mannes gelangte, bin ich nimmer im Klaren. Ich weiß nur, daß früher schon, ohne mein Hinzuthun, eine entschiedene Wendung zum positiven Glauben in mir vorgegangen; es ist jedoch meine Sache nicht, von subjectiven Erlebnissen zu reden. Soviel ich mich erinnere, traf ich bei einer schwer geprüften Kranken, die am Tetanus starb, mit dem damaligen Professor, später Fürstbischofe von Seckau, dem seligen Romanus Zängerle zusammen, der Hoffbauer sehr in Ehren hielt und durch den ich auch mit meinem früheren Freunde, dem seltsamen, in seiner Art unvergleichlichen, edlen, höchst vortrefflichen Georg Passy (Siehe S. 258) wieder in nähere

Berührung kam. Durch dieſe lernte ich den apoſtoliſchen Mann kennen, von dem dieſe flüchtigen Aufzeichnungen handeln.

Ich nannte ihn apoſtoliſch, und wie ich glaube mit Recht. Denn ſein ganzes Dichten und Trachten war die Glorie des Herrn, die Ausbreitung der Kirche, das Heil der Menſchen. Wenn er außerdem noch etwas Beſonderes anſtrebte und eifrig zu fördern wünſchte, ſo war es die Congregation des heiligſten Erlöſers, die diesſeits der Alpen ihm anvertraut war. Seine barmherzige Liebe für alle Menſchen war eine grenzenloſe. Dabei benahm er ſich ſchlicht, einfach, ohne Spur von Affectation. In ſeinen Reden zeigte ſich nichts Geſuchtes, nichts ſonderlich Rhetoriſches, nichts Studirtes, wohl aber eine große Energie. Es war ihm etwas ganz Natürliches, mitten in einer Predigt laut zu ſagen: „a propos, mir fällt noch was ein“. Und dieſer Incidenzfall hatte in ſeinem Munde gar nichts Auffallendes. Verſuchte er zuweilen hochdeutſch zu reden, und etwa ſogar, um den aufgeklärten Zeiten und Leuten gerecht zu werden, ein Bischen von rationellem Beiſchmack einzumiſchen, ſo gerieth ihm das nicht am beſten; es war gegen ſeine Art. So wollte er einmal die Verfinſterung der Sonne beim Opfertode des Herrn in etwas coperni-

caniſcher Weiſe ſchildern, und that es mit den Worten: „der Mond lief herbei und ſtellte ſich zwiſchen die Sonne und die Erde.“ Daß jene wunderbare Verfinſterung ein ganz anderer Vorgang geweſen, welcher nicht im Planetenſyſtem ſelbſt, ſondern in einer Veränderung der Atmoſphäre geſucht werden müſſe, davon hatte man damals noch keine Kenntniß.

Ich erwähne jedoch dieſe an ſich geringfügige Sache nur deshalb, weil an derſelben des ehrwürdigen Mannes innerſte Geſinnung und Abſicht ſich darlegt. Es war eine Conceſſion die er machte, um die Vernünftler und Ungläubigen zu gewinnen. Denn Niemand lag ihm mehr am Herzen, als gerade dieſe. Er empfand ſehr tief, daß die Neuzeit neuer Formen der Heilspredigt bedürfe; oft, ſehr oft, ja faſt alltäglich vernahm ich von ihm die feierlich und nachdrücklich ausgeſprochenen Worte: „Das Evangelium muß ganz neu gepredigt werden!“ Das iſt ein Spruch, zu dem ſich ein ſehr großer Commentar ſchreiben ließe. Was aber dem liebevollen und ſcharfblickenden, ja wahrlich mit einem Seherblicke begabten Manne an literariſcher und moderner Bildung abging, das erſetzte er reichlich durch ſeine ſchlichte Herzlichkeit und durch die unmittelbare Geiſtesmacht, die er über ſehr viele, ſehr verſchiedenartige, mitunter höchſt

ausgezeichnete Menſchen übte. Der geniale Friedrich Werner, der doch ſelber gar viele jüngere Leute mächtig an ſich zog und beherrſchte, gab ſich ſeiner Leitung hin, wie ein empfindſames hülfloſes Kind ſeinem Vater. Ich war einmal zugegen, als der ehemalige Fürſt der deutſchen Literatur, Friedrich Schlegel, ſein ſehr ſeltſames nevrologiſches (mesmeriſches) Syſtem des Catholicismus ihm auseinander ſetzte. Hoffbauer hörte gelaſſen zu und half ſeiner eigenen Geduld zuweilen mit den Worten auf: „das iſt nichts, gar nichts!“ Allein der berühmte Philolog und Romantiker ließ nicht ab; er ſuchte ſeine Lieblingsgedanken mit allem Eifer ihm aufzudringen. Da wurde endlich Hoffbauer der Sache müde; er ſtand auf, umhalſte den Legationsrath mit beiden Armen, ſchüttelte ihn und ſprach: „Du biſt doch mein Friedrich!“ Und was that dieſer? Halb verdrießlich erwiderte er: „Nun ja wohl, aber —“; er konnte jedoch ſeinen Vortrag nimmer fortſetzen. Es war abgethan.

Durch was für Mittel P. Hoffbauer die Macht über die Herzen gewann und wie er es anſtellte, daß vorzüglich gelehrte und hochgebildete Proteſtanten ſich zu ihm gezogen fühlten, das iſt ſchwer oder eigentlich gar nicht zu erklären, es ſei denn aus der Kraft der Gnade, die als Multiplicator oder über-

wiegender Factor seine gottinnigsten Bemühungen so wirksam machte. Den vielen jüngeren Leuten, Rechtsbeflissenen, Beamten gegenüber, die oft zu 20 und 30 seine schmucklose staubige Wohnstube füllten, bediente er sich gar keiner Künste, keiner salbungsvollen Anreden u. dgl., es genügte ihnen, in der Nähe ihres Vaters zu sein. Wenn er von mühsamen seelsorglichen oder hülfebringenden Gängen, bei Sturm und Schneegestöber Abends nach Hause kam und diese großen Kinder schon vorfand, hängte er seinen alten Mantel an die Thüre und grüßte die Leutchen mit den nichts weniger als schmeichelhaften Worten: „das ist mir ein Volk! das ist ein Gesindel!" Und das that den Versammelten so wohl, als hätte er ihnen das süßeste und höflichste Compliment zugewendet.

Arme Studenten gab es immer in seiner Umgebung, er fütterte sie aus den Vorräthen, die er in einem winzigen Kämmerlein bereit hielt. Ich kann bezeugen, daß er für alle Welt jederzeit etwas zu essen bereit hatte; kalte Küche, allerhand Abhub, aber gespendet aus warmem Herzen. Die ehrwürdigen Frauen des Klosters St. Ursula, deren geistlicher Führer er war, kannten dieses sein Bedürfniß, die hoffnungsvolle Jugend abzufüttern und sorgten reichlich genug dafür. Der Verbrauch war aber doch so groß, daß Manche

ſeiner Anhänger ſich ſehr geneigt fühlten, in dieſem Speiſungsſegen etwas Wunderhaftes zu ſehen oder zu ahnen. Jugendlichen Gemüthern, die faſt plötzlich aus den öden Steppen und Sümpfen des Unglaubens in die, für den Anfänger allzeit blüthenreichen Gefilde des Glaubens verſetzt wurden, konnte man dergleichen Annahmen leichtlich verzeihen.

Ich will aber gar nicht vornehm thun und mich ſelber vom Kreiſe ſolcher gern, leicht und friſchweg Gläubigen nicht ausſchließen bei Einem Vorgange wenigſtens, der mir noch ganz beſtimmt und lebhaft vorſchwebt. Um ihn zu erzählen, muß ich vorerſt von zwei muſterhaften, nahe verwandten Familien reden, in deren Hauſe Hoffbauer oftmals aus- und einging, ſtets als ein ſehr verehrter, ſehr willkommener Freund und Vater. Die Frauen, die an der Spitze dieſer Familien ſtanden, waren leibliche Schweſtern, und es wäre ſchwer zu ſagen, welcher von beiden der Vorzug gebührte; edlere, frömmere, harmoniſcher durchgebildete, geiſtreichere deutſche Frauen gibt es vielleicht nicht oder braucht es nicht zu geben. Man hatte einſt die Töchter einer deutſchen Fürſtin um ihrer Schönheit willen gerühmt. Die Fürſtin erwiderte: ſie ſind ſchön genug, wenn ſie ſchön thun. Darunter verſtand ſie natürlich keine Schönthuerei. Nun ſolch

ein ſchönes Thun und Handeln im Haushalt, im Erziehungswerk, im ſeelenvollen anmuthigen Walten und Schalten war jenen Frauen ſo eigen, daß alle Welt an ihnen eine aufrichtige Freude hatte. Und obwohl ich keinen Grund finde, Ihnen die Namen dieſer Schweſtern zu verſchweigen, ſo will ich doch nur andeuten, daß die eine derſelben die Gemahlin des rühmlichſt bekannten Staatsmannes Regierungsrathes von P., die andere die Gemahlin eines aus Scandinavien ſtammenden, höchſt achtbaren und gottesfürchtigen Herrn geweſen, der (auf Hoffbauers Rath) ein ſchnell gedeihendes Erziehungsinſtitut gegründet hatte und von deſſen Söhnen zwei dem Miſſionsberufe mit ſolchem Erfolge ſich gewidmet, daß in der katholiſchen Welt Deutſchlands ihr Name bekannt iſt.

Nach dieſem Excurs komme ich endlich auf das, was ich berichten wollte, zurück. Aus irgend einem Anlaſſe, den ich nimmer anzugeben wüßte, befand ich mich eben im Hauſe jenes Inſtituts-Vorſtehers, als ſeine Gemahlin kummervoll umherging, eines ihrer Kinder auf dem Arme tragend. Das Kind, etwa ein Jahr alt, ſah kachektiſch aus, war todtenbleich, kühl und ſo ſchwach, daß es ſchlaff und regungslos dahin lag und die Händchen herabhängen ließ. Es erinnerte mich an ein gut gezeichnetes, aber allzu myſtiſches

Bild, das sein Vater gemalt hatte, die Gottesmutter darstellend mit dem bleichen, todten Jesuskinde auf dem Schooße. Ich betrachtete das leidende Kindlein und konnte für meinen Privatgebrauch keine bessere Prognose stellen, als daß es den Abend nimmer erleben würde. Unerwartet, obwohl von dem Kummer im Hause nicht ohne Kenntniß, trat P. Hoffbauer ein. Weinend eilte die Mutter auf ihn zu. Er aber sagte: „es ist nichts, es ist nichts, heute Abend wird das Kind Hunger haben und essen.“ Nach diesen Worten gab er dem letzteren einen leichten Schlag auf die Wange, dann drehte er sich, wie er bei solchen Gelegenheiten immer zu thun pflegte, auf dem Absatze herum und redete von anderen Dingen. Seine Voraussage ging pünktlich in Erfüllung.

Ich sagte: bei ähnlichen Gelegenheiten; denn Vorgänge der Art waren bei ihm gar nichts seltenes. Auch wenn er eben mit einer gewissen Feierlichkeit etwas ausgesprochen hatte, was einer prophetischen Rede ähnlich, oder wirklich eine solche war, drehte er sich auf dem Absatz um oder riß vom unteren Saume seines ärmlichen Talars irgend einen halb losgetrennten Fetzen herab, den er eben bemerkte. Ohne Pathos, ohne Ostentation, ein Freund der Jugend, ein Kenner der Herzen, den Niemand zu täuschen vermochte, dem Froh-

ſinn nichts weniger als abgeneigt, obwohl in ſteter Contemplation lebend und dabei doch ſo praktiſch, daß er unter ſeinem alten Mantel täglich Töpfe mit Suppe und anderen Nahrungsmitteln zu entfernt wohnenden, dürftigen Kranken trug, bot er ein Geſammtbild dar, welches am meiſten an den eigenthümlichſten, humoriſtiſchen Heiligen der ſpäteren Jahrhunderte, nämlich St. Philippus Neri zu erinnern geeignet war; bei welcher Vergleichung ich jedoch jedenfalls mich vor dem Vorwurf verwahren muß, als ob ich Sinnes wäre, dieſe Aequation bis zum „gleich und ähnlich" ſteigern zu wollen. Aehnlichkeit und Gleichheit ſind ja ganz verſchiedene Begriffe.

Ungeachtet ſeines Scharfblicks und ſeiner Menſchenkenntniß wurde Hoffbauer doch nicht ſelten von fahrenden Studioſen und Dürftigen betrogen und zwar wiſſentlich, weil er ſich betrügen ließ. Er duldete dergleichen theils aus Barmherzigkeit, theils aus großem Vertrauen zur Gnade Gottes, die auch an Strolchen der Art noch rechtzeitig ihre Wunder erweiſen könne. Einmal wurde eine ſehr werthvolle Uhr vermißt, die Jemand bei ihm in Verwahrung gegeben. Mehrere, die eben anweſend waren, halfen in allen Winkeln ſuchen, und einer von jenen, mit etwas Latein ausgerüſteten Landläufern benahm ſich dabei ſo eifrig, daß er ſich bückte und die

Quadrupedenſtellung annahm, um das Dunkel unter dem Bette zu durchſpähen. Da verrieth der geſuchte Gegenſtand ſich ſelber und zugleich den Hehler. Die Uhr, die eine Repetiruhr war, und die bei dieſem Niederkauern an der Handhabe einen Druck erlitt, fing in ſeiner Taſche ganz ſchonungslos zu ſchlagen an; wer hätte ſie gerade in dieſem Winkel geſucht? Dem ſchlauen Quartaner aber wurde die Beſchämung als hinlängliches Strafmaß zugerechnet und ein freiwilliges Fernbleiben angerathen.

Hoffbauer liebte bei aller Wehmuth, die in ſeinem Herzen heimiſch war, den harmloſen Scherz. Einer ſeiner Lieblinge, den er manchmal in das Palais und den Garten eines edlen ungariſchen Magnaten, ſeines Gönners, als Begleiter mitgenommen, hatte eines Tages in aller Naivetät die Bemerkung gemacht: „im Garten des Grafen Sz. ſeien ſehr ſchöne Wolken.“ Er hatte nämlich in dieſem Garten einmal die Formen der Wolken beobachtet, mit denen er gern ſich unterhielt. Von jetzt an verging kein Tag, an dem er nicht von Hoffbauer mit der Frage begrüßt worden wäre: „Nicht wahr M., im Garten des Grafen Szecheny ſind ſehr ſchöne Wolken?“ — Andererſeits hielt er ſeine Tironen, die alten wie die jungen, ziemlich ſtreng, und verlangte ohne Widerrede den flinken, einfachen Gehorſam, der ihm auch, als einem überwiegend kräftigen Geiſte meh-

rentheils geleiſtet wurde, ſogar von Seiten des phantaſiereichen und doch tadellos orthodoxen Friedrich Werner, der (im Vorbeigehen geſagt) gar nicht gut darauf zu reden war, daß man in aller Welt ihn immer nur Zacharias nannte. Nur dann zeigte ſich Werner etwas verſtimmt und malcontent, wenn Hoffbauer ſeine dichteriſchen Arbeiten „Dalila“ nannte, was regelmäßig geſchah, ſo oft ihm Werner etwas von dieſen Gedichten vorlas.

In ſeinem vielfach bewegten Leben mußte Hoffbauer unſäglich gelitten haben, und das nicht bloß durch Mangel und Mühſal, Froſt und Sonnengluth, ſondern auch durch ſchwere Kränkungen ſeines für das Heil der Menſchheit glühenden Herzens. Seinen bitterſten Kummer in dieſer Beziehung habe ich, wie mir ſcheint, nahezu errathen; es war jedoch dieſer Gram von ſo beſonderer, und zwar echt katholiſcher Art, daß ich auf jede Andeutung verzichten mußte. Hier gilt das alte Sprichwort, das Göthe wieder in Schwung gebracht, das aber ſchon im 16. Jahrhundert üblich war: „Man muß nicht alles gleich ergründen; wenn der Schnee ſchmilzt, wird ſich's finden.“ Dieſer ſchmelzende Schnee mahnt auch an Hoffbauer's ſchwere körperliche Leiden, zumal zur Winterszeit; denen er auch aus Mangel an Schonung erlag. Er ſtand nie ſpäter als um vier Uhr des Mor-

gens auf, ſtets mit dem Gebete: „Alles meinem Gott zu Ehren"; gleich darauf wanderte er (von der Seilerſtätte) hinaus in die Vorſtadt St. Ulrich, wo er in der Mechitariſtenkirche Beichte hörte, dann Kranke beſuchte und tröſtete; um ſieben Uhr war er meiſt ſchon wieder zurück und verſah ſein Amt im Gotteshauſe des Frauenkloſters. Dabei litt er an Rheumatalgie und Hämorrhoiden in einem ſo hohen Grade, daß er an manchen Tagen die ſchwerſten Hämorrhagien erduldete, ohne ſich dadurch in ſeinen Gängen und Geſchäften aufhalten zu laſſen. Seine Fieberanfälle waren nicht ſelten ſo gewaltſam, daß ein zweiter oder dritter Paroxism ihm den Tod gebracht hätte. Aber der Krug ging ſo lange zum Waſſer (des ewigen Lebens) bis er brach. Als Sterbender war er gänzlich in Contemplation vertieft und von aller Umgebung abgezogen; dieſe Agonie war von langer Dauer. Das Wenige, was ich darüber noch mittheilen könnte, iſt der Art, daß ich es eben nicht mittheilen kann. Höchſt merkwürdig aber war der wahrhaft ungeheure Schwall der Leute, die ſeinen Leichenzug begleiteten und den ganzen Raum des St. Stephansdoms vollſtändig anfüllten. Wer hatte ſie zu dieſer Beſtattung eines ſonſt wenig gekannten, gering geachteten, fremden Prieſters in ſolcher Zahl herbeigerufen? —

Hiermit ſchließe ich dieſe wenigen Mittheilungen, die ich Ihrer Prüfung und Wahl überlaſſe, um daraus hervor zu ſuchen und zu benützen, was Sie für die biographiſche Darſtellung geeignet finden. Denn, was vom Blute geſagt worden iſt: „es ſei ein ganz abſonderlicher Saft," das gilt in ſeiner Weiſe auch von der Druckerſchwärze.

J. E. Veith.

Anhang.

Werner's Klage

um

seinen hochſeligen Oberhirten und Wohlthäter*).

Zur Gruft iſt unſer Vater ſchon getragen,
Auch die drei Trauertage ſind vollendet
Der heil'gen Opfer für den hohen Todten;
Ich habe, was des Prieſters, ihm geſpendet,
Jetzt darf ich Menſch den mir Geſchied'nen klagen,
Und (was Er lebend ſtrenge mir verboten,
Als noch ihm Stürme drohten),
Des Lobes Segel darf ich kühn entfalten!
Zum Felſenhort, wo des Geſetzes Wellen,
Die düſtern, ſich zerſchellen,
Zog er, wo Liebe klar und frei darf walten;
Darum gehorch' ich Ihm, hauch' in Geſängen
Ich aus, was, ſchwieg' ich, mir das Herz muß ſprengen!

---

*) Der Fürſterzbiſchof von Wien Graf Sigmund von Hohenwart ſtarb am 30. Juni 1820 nach einer ſchmerzlichen nur einige Tage währenden Krankheit und nach empfangenen heiligen Sakramenten im 91. Jahre ſeines Lebens. Obige „Klage" erſchien am 12. Juli in der Nr. 55 der „Oelzweige", eine Zeitſchrift, die 5 Jahre lang herauskam (1819—1823) und von welcher nur noch wenige Exemplare complet exiſtiren.

Es iſt nicht Schmeichelei, was ich verkünde,
Die Schmeichelei, ſie leckt, mit feiler Zunge,
Nur die Lebendigen und nicht die Leichen,
Ihr Fittig iſt zu ſchlaff zum hohen Schwunge;
Zu ſchau'n, wie Herz am Herzen ſich entzünde
Die Altarsflamme kann ſie nicht erreichen.
Drum Du, der nur vergleichen
Das Höchſte dem kann, was dich brennt und kitzelt,
Profaner Pöbel, dir ſei Preis gegeben
Mein Dichten, Lehren, Leben,
Nur dieß mein Hochlied laß mir unbewitzelt,
Das Den, den niemals hat dein Blick erreichet,
Den hohen Vater ſingt, Der mir erbleichet! —

Du herrlichſtes der Völker das ich kenne,
Du Wienervolk, auch du haſt Ihn verloren,
Dir treuem braucht man Treue nicht zu lehren;
Du, das ich mir zum theuerſten erkoren,
Das, ob mein Schickſal auch von dir mich trenne,
Mein Herz, gewohnt den Schmerzenskelch zu leeren,
Stets liebend wird verehren;
Ich habe dir ein ſchlichtes Lied gedichtet*)
Zu deines ſeel'gen Biſchof's Angedenken,
Auf daß du mögeſt lenken
Durch Ihn den Blick zu DEM, der wägt und richtet!
Doch dieſes Lied hat nichts mit dir zu ſchaffen,
Den eig'nen Schmerz ſoll es zuſammenraffen!

Was geht es mich an, daß Er deine Kinder,
So milde faſt, wie Jeſus rief die Kleinen,
Gefirmt noch hat, als ſchon Ihm winkt' die Krone;
Bin ich drum minder unſtät, ſtillt's mein Weinen,

*) Der Verfaſſer hatte nämlich, gleich nach des Hochſeligen Tode, ein anderes die allgemeine Volkstrauer über dieſen Verluſt bezeichnendes Lied gedichtet und drucken laſſen. (Wien bei Wallishauſer.)

Mein Troſtentblößtes, daß der Ueberwinder,
Von mir ſich trennend, flog zu Gottes Throne,
Als thät Er's mir zum Hohne? —
Zwar ſeh' ich noch in des Palaſtes Hallen,
Im reinſten Silberhaar, das je erblicket,
Mit Linnen nur geſchmücket,
Ihn ſegnend ſitzen, Kindlein Ihn umwallen,
Den Kindlichſten; könnt' ich es, würd' ich's malen;
Jetzt kann ich brüten nur ob meiner Qualen!

Zwar geh' ich oft Nachmittags noch ſpaziren
Mit Ihm, dem blühend rothen Engelsgreiſe,
Wir lagern hin uns auf der bloßen Aue,
Und himmliſch fein ſcherzt er nach Seiner Weiſe,
O Keinen ſah ich ſo viel Feinheit zieren!
Und er verſteht mein Herz, wenn ich in's blaue
Himmliſche Aug' Ihm ſchaue! —
Schau', geh' ich? — Nein, ich ſchaute, bin gegangen,
Mit Ihm! Zur Gruft ging Er, den Strahl des großen
Huldvollſten Aug's geſchloſſen!
Und meine Angſt, mein unausſprechlich Bangen
Nach Ihm! Kann es den Vater mir erwecken,
Mich oft Verwaiſ'ten noch Verwaiſung ſchrecken? —

Doch — gab Er mir nicht Seinen letzten Segen,
Den letzten, den Er irgend Wem auf Erden
Ertheilet hat, mir gab Er ihn — den letzten! —
Als Er ſchon in des Todeskampf's Beſchwerden,
Ein wundbedeckter Lazarus, gelegen,
Naht' ich — die Thränen ſich einander hetzten,
Die mir die Wangen netzten!
Ich flüſterte: „Kein Segen wird dem Sohne?" —
Er ſchwieg, doch, — o noch bis zum Grab', dem dunkeln,
Wird dieß Bild vor mir funkeln! —

Doch hob Er beide Hände, wie zum Throne,
Um — nicht mehr ſah er mich — mein Haupt zu halten,
Ich ſah das Kreuz Ihn über mich geſtalten!!! —

„Ei nun, Er iſt gegangen heim zum Frieden,
„In hochbetagten, ehrenreichen Jahren,
„Warum Ihm denn die Ruhe nicht vergönnen?“ —
Habt ihr, die ſo mich tröſtet, das erfahren,
Was ich erfuhr? — Ein ſtilles Loos beſchieden
Ward euch, ihr Guten; wie begreifen können
Sollt ihr mein unſtät Rennen?! —
O glücklich Jeder, der das nicht begreifet
Und nicht verſteht, wie dem wohl ſei zu Muthe,
Dem, naß vom Herzensblute,
Der Menſchheit letztes Band nun ab ſich ſtreifet! —
Was wohl Er that mir, ließe ſich verwinden,
Was wohl er war mir, wo ſoll das ich finden?! —

„Im Himmel iſt nicht Frei'n, noch Freien laſſen! —
So ſprach die Wahrheit; daß ſie wahr geredet
Auch darin, lange zagt' ich es zu glauben!
Doch als der Herr mein letzt' Aſyl befehdet,
Als an des Meiſters Sterbebett erblaſſen
Ich Ihn ſah, und dem Tod' es mußt' erlauben
Den Liebſten mir zu rauben,
Da ward es klar mir, daß es Etwas giebet,
Das nicht Geſchlecht, nicht Schönheit oder Jugend,
Noch Erdenluſt und Tugend,
Daß man dieß Etwas nur, ſonſt gar nichts liebet,
Daß jenſeits uns vom Freien will befreien,
Der Alle will durch Jeden benedeien! —

Es ſchläft ein Keim in unſers Herzens Nächten,
Der, wenn das Herz zum Leben iſt erwachet,
Im Schlummer oft geſtört durch bunte Schimmer;

Dann, wenn das Herz ſich ſtolz und kühn gemachet,
Träumt jener Keim in's Leben ſich zu flechten,
Umklammernd Etwas, wie er wähnt, für immer;
Bald wird der Traum zu Trümmer!
Das arme Herz, verlaſſen ſteht's hienieden;
Zwar will es an der Pflicht ſich auf noch richten,
Doch — kann die Pflicht beſchwichten?! —
Die Pflicht nicht, nur die Gnade führt zum Frieden!
Das fühlt das Herz; wenn von ihm fortgetrieben
Der letzte Meiſter iſt, dann lernt es lieben! —

Doch, ach, armſelig iſt wohl der zu heißen,
Der da ſteht, ſchon vom wilden Wahn entwöhnet,
Wo kindiſch er ſein Traumbild Liebe nannte;
Der knechtiſch dann auch hat der Pflicht gefröhnet,
Und einſieht, daß ſie nicht einmal kann gleißen,
Wie jener Traum, den ſein Erwachen bannte;
Da ſteht der Uebermannte,
Im Dunkeln, von Gelüſt und Pflicht zerriſſen!
Die vielen Meiſter ſind ihm all' entſchwunden,
Den letzten hat gefunden,
Er! Der auch flieh't, nur eig'nen Heil's befliſſen:
Ganz elend iſt er dann! Der Weg zur Liebe
Iſt lang, am Ziel noch lauern grauſe Triebe! —

Mein Sigismund, darf ich wohl jetzt es wagen,
Was niemals ich, ſo lang' Du lebteſt, wagte,
Wiewohl Du huldvoll ſelbſt mich ſo genennet,
Darf, was mein Mund nicht, nur mein Blick Dir ſagte,
Ich, nun Dein großes Herz hat ausgeſchlagen,
Geſteh'n, daß mein's Dich „reinſten Freund" genennet? —
Du haſt mich ja erkennet,
Als noch Dein Blick vom Erdſchein war geblendet,
Du Einz'ger, der mir reines Mitleid ſchenkte! —
Weil man Dein Kleid verſenkte,

Wird Deine Huld mir minder d'rum gespendet? —
Ist nicht Dein Jesus Licht und Auferstehen?? —
Wird mein ER sein, Dich, IHN mein Glaube sehen??? —

Oelzweige, sanft umflechtet
Diesen doppelten Leichenkranz, den falben!
Zwar klein seid ihr, doch Jesus liebt die Kleinen,
ER nannte sie die Seinen,
Mit Freudenöl will ER die Demuth salben!
Wer (Gott verhüt's!) theilt meines Herzens Wunde,
Fleh' mit mir: Bitte für uns, Sigismunde!

Clemens Maria Hoffbauer,

Generalvicar des Ordens zum heiligſten Erlöſer.

In zwei Geſängen.

Von

Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

I.

„Wohin willſt du hin denn gehen,
„Ohne deinen Sohn, o Vater!
„Wohin, heil'ger Prieſter, ſchnelle
„Wandern ſonder Miniſtranten?
„Hab' am Altarsdienſt und Pflege,
„Ich es jemals mangeln laſſen,
„Daß du jetzt, von mir dich trennend,
„Beſſ're Diener ſuchſt und Andre?"
Alſo zum Nachfolger Petri,
Zu dem Märtyrer und Papſten
Xiſtus auf dem Todeswege
Ihm begegnend, ſprach der wackre
Sanct Laurentius, obwohl Thränen
Ihm entfloſſen, dennoch wacker.
Zum Leviten ſich beſtellet
Hatte den der heil'ge Vater
Xiſtus, dem er ſo geredet
Als der hinging nun zur Marter.
Xiſtus aber ihm entgegnet:
„Sohn, ich dich ja nicht verlaſſe,

Wird Deine Huld mir minder d'rum geſpendet? —
Iſt nicht Dein Jeſus Licht und Auferſtehen?? —
Wird mein ER ſein, Dich, IHR mein Glaube ſehen??? —

Oelzweige, ſanft umflechtet
Dieſen doppelten Leichenkranz, den falben!
Zwar klein ſeid ihr, doch Jeſus liebt die Kleinen,
ER nannte ſie die Seinen,
Mit Freudenöl will ER die Demuth ſalben!
Wer (Gott verhüt's!) theilt meines Herzens Wunde,
Fleh' mit mir: Bitte für uns, Sigismunde!

Clemens Maria Hoffbauer,

Generalvicar des Ordens zum heiligſten Erlöſer.

In zwei Geſängen.

Von

Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

I.

„Wohin willſt du hin denn gehen,
„Ohne deinen Sohn, o Vater!
„Wohin, heil'ger Prieſter, ſchnelle
„Wandern ſonder Miniſtranten?
„Hab' am Altarsdienſt und Pflege,
„Ich es jemals mangeln laſſen,
„Daß du jetzt, von mir dich trennend,
„Beſſ're Diener ſuchſt und Andre?"
Alſo zum Nachfolger Petri,
Zu dem Märtyrer und Papſten
Xiſtus auf dem Todeswege
Ihm begegnend, ſprach der wackre
Sanct Laurentius, obwohl Thränen
Ihm entfloſſen, dennoch wacker.
Zum Leviten ſich beſtellet
Hatte den der heil'ge Vater
Xiſtus, dem er ſo geredet
Als der hinging nun zur Marter.
Xiſtus aber ihm entgegnet:
„Sohn, ich dich ja nicht verlaſſe,

„Denn es bleiben größ're Kämpfe
„Dir zu thun in Christi Namen,
„Du bist jung und annoch kräftig,
„Ich bin alt, wiewohl die Gnade
„Lang' verlieh mir Jugendstärke,
„Und mich jetzt auch noch erstarket.
„Du nimm hin den letzten Segen,
„Wisse, daß nach dreien Tagen,
„Mein Levit, du folgen werdest
„Deinem Priester, der zum Anschau'n
„Dessen, Der gekreuzigt, gehet.
„Wenn du Etwas solltest haben,
„Noch an Silber, Gold, Juwelen
„So vertheile das den Armen."
Als er das gesprochen, trennten
Beide sich mit nassen Wangen.
Der Levite, dem Befehle
Treu, vertheilte d'rauf der Armuth
Was sich fand an Kirchenschätzen,
Und dem Priester ward die Palme
Durch den Martertod gegeben.
Wie hierauf ward vom Tyrannen
Sanct Laurentius auch gefesselt,
Dann auf glüh'ndem Roste, langsam
Durch den Martertod zum ew'gen
Leben kam, nach dreien Tagen,
Daß erfüllt des Priesters Segen
Am Leviten, Alles saget
Uns die heilige Legende,
Auf daß keiner trostlos zage,
Denn der HErr, zu Dem wir beten,
Ist getreu und hilft in Nöthen!

* * *

Als der, welchen wir im Stillen
Feiern, doch aus Herzensgrunde,

Als der Meiſter, den dieß Lied auch
Seinem Schüler nur geſungen,
Preiſet, denn man lobt den Bildner
Rühmt ſein Werk man, ſein gelung'nes, —
Als der alte Herr und Biſchof,
Stifter des Erlöſerbundes,
Herr Liguori, ging zum Frieden,
Hochbetagt und hoch an Ruhme,
Zu Neapel (welches ſicher
Von der Wuth Veſuvs befruchtet,
Ruht im Meer, der Liebe Spiegel),
Als Liguori ſtarb, ſein junger
Schüler warſt du noch, du lieber
Meiſter Clemens, Großer, Guter,
Treuer, Herrlicher und Milder!
Mocht'ſt dir da nicht auch gemuthen,
Daß du, wie Lorenz zum Xiſtus,
Sprachſt zu des Erlöſerbundes
Kinderliebevollem Stifter:
„Warum hin zum ew'gen Ruhme,
„Ohne den Leviten, Prieſter?"
Aber der, wiewohl verdunkelt,
Schon ſein Aug', das angeblitzet,
Hatt', als einſt mit heil'gem Munde
Er Marien pries, ihr Lichtſtrahl,
Er, der weiſe Meiſter wußte,
Daß, o Clemens, ſeinen Rieſen,
Dich geſellet, Der geblutet
Hat am Kreuze, JEſus Chriſtus.
Deſſen war der Meiſter kundig,
Und dich ſegnend ſtarb er friedlich! —

Stets ſprachſt du mit hohem Unmuth:
„Narren lobet man und Kinder",
Wenn des Chriſten höchſte Tugend,

Wenn die Demuth deiner Lieben,
Ward, mit Gift der eitlen Ruhmſucht,
Durch ein lobend Wort vergiftet.
D'rum hab' nie mich's unterwunden
Ich, der hier dein ält'ſter Diener,
Daß ich dich, den ich bewundert
Als der Demuth ächtes Siegel,
Hätte je durch Lob verwundet.
Aber jetzt, mein hingeſchied'ner,
Hoher Herr, jetzt bin gebunden
Ich nicht mehr durch dein verbietend
Wort, durch JEſum nur, der huldvoll
Ew'gen Preis gebeut der Liebe. —
Alſo auf, du Gottesruhm, du,
Mein Ruhm nicht, du mein Pſalterium,
Du haſt oft zwar mißerklungen,
Doch Gott gab mir dich, o Cither,
Auf, um dem Erlöſerbunde,
Troſt, dir Clemens, Preis zu ſingen!
Ob du gleich, aus tiefer'm Grundſatz,
Lächelteſt des Muſenſpieles,
Und mit Recht! Wem Sphärenmuſik
Tönt, dem nied're Tonkunſt widert!
Doch nicht wag' es nied're Dumpfheit
Zu verläſtern Sang und Dichtung,
Nur der Adler, nicht der Gukuk
Darf der Nachtigall gebieten,
Daß ihr Hochgeſang verſtumme,
Um zum Höchſten ſich zu ſchwingen;
Denn auch ohne Lied wird ruhmwerth
Thun — wie, Clemens, dein's, zum Liede! —
Lebenslang haſt du gerungen,
Lebenslang haſt du geſieget,
Liebesleben (das iſt kundig
Liebenden) heißt Ringen, Siegen,

In und mit und durch Gott muthig,
Wie du, Meiſter, rangſt und ſiegteſt!
Darum, den beklemmten Buſen
Lüftend, preiſ' ich laut, dich Sieger! —

Deine Herkunft, ſie war dunkel,
Wenn man ſprechen wollte niedrig.
Als von dir die treue Mutter,
Welche geiſtreich, fromm und liebend,
Dir in's Herz gepflanzt, was wurzelnd
Zwar die Hölle ſah mit Grinſen,
Aber immer tief doch unter
Dir dem Sieger, als zum Himmel
Dir die Mutter ſchied, da wurd' es
Klar dir ſchon, was Menſchenkinder
Jagt und peitſcht, es ſei was Dunkles.
D'rum, vom Menſchentroß geſchieden
Zogſt du, ob dich gleich die bunten
Schimmer lockten, ein Einſiedel,
Fort ſchon noch in rüſt'ger Jugend,
Doch ein König ſchon der Triebe!
Wiſſend, Ziel vom Menſchenthume
Sei der Triebe Herrſchaft, ihnen
Dient das Thier, der Menſch, der Dulder,
Herrſchet, Nichts muß, Alles will er;
Wiſſend, daß nur wird gefunden,
Ferne von des Scheins Gebilden,
In des Herzens Heiligthume,
Was das Herz bedarf zu wiſſen;
Wiſſend endlich, daß wenn um uns
Alles ſtill, vom königlichen
Throne der allmächtige Spruch kommt,
Der: „Ich bin" ſpricht, und „du wirſt ſein"! —
Das, o Clemens, dir bewußt war,
D'rum zogſt du in Waldesſtille,

Gott aus dem lebend'gen Buche,
Wie Bernhardus, zu ſtudiren.

Erde, unſer Aller Mutter,
Rief dir: Gern dir dien' ich, Kindlein!
Steine ſchrie'n, mit Hohn und Unmuth:
Wir ſind Herzen ohne Chriſtus!
Grün der Wieſen, Schmelz der Fluren
Liſpelten: wir glüh'n vom Lichte!
Ich auch, Giftſchwamm ſchrie und Unkraut,
Doch das Licht hab' ich vergiftet!
Hülfe! jammerten die Blumen,
Denn das Unkraut uns erſticket!
Nur die Roſe ſang mit Hulden:
Iſt die Farbe, die mich zieret,
Nicht wie JEſu Seitenwunden
Blut und Waſſer ſchön entrieſelt?
Willig trug Er Seine blut'ge
Dornenkrone, darum lieb' ich
Dornen auch, die mich verwunden,
Und mir doch die Krone ſchirmen.
Tragt das Unkraut auch, ihr Guten,
Lächelt an, das auf euch gift'ge,
Labt den Haß mit ſüßem Dufte,
So veredelt ihr das Wilde.
Hat nicht JEſus auch geblutet,
Um das Wilde zu entwilden? —
So die Königin im Purpur,
Roſe, ſang im königlichen
Schmucke, denn der Kön'ge Schmuck iſt
Milde, die auf JEſum hinweiſt.
Und der Weinſtock jauchzt: Sein Blut bin
Ich, durch Ihn, den Hohenprieſter! —
Gnäd'ger Regen troff herunter,
Alles Wachsthum zu erquicken:

Gottes Bund mit euch verkünd' ich!
Klang's im Regenbogenſchimmer. —
Unkraut endlich ging zu Grunde,
Blumen früher noch vergingen,
Doch das Unkraut wird zum Unflath,
Blumenglanz zieht zu Geſtirnen,
Und ſich in den Thränenfluthen
Treuer Quellen tröſtend ſpiegelt.
Fragen die, von Sehnſucht trunken:
Werden wir in's Meer noch quillen?
Dann die Blumenſternlein rufen:
Wir ja leuchten, daß ihr fließet! —
Und nun die aus feſter Wurzel
Schießen, rieſenſtark gen Himmel,
Als ſei er die heil'ge Kuppel,
Sie die Säulen einer Kirche,
Die mit tauſend ſchön gewund'nen
Knäufen, herrlich ſind ſtaffiret,
Und die Berge mit dem muntern
Waldesgrün auf ihren Spitzen,
Zwiſchen ſie ſcheint's wie durch bunte
Kirchenfenſter, Roth, Gelb, Lichtblau,
Und die alten Eichen unten,
Mit den hundertjähr'gen Wipfeln,
Und der, wenn auch manch' Jahrhundert,
Hat der hohe Baum ſtolzieret,
Ihn am Ende doch im Sturme
Packt und wirft zu Boden nieder,
Der beſcheid'ne Saat befruchtet,
Sie erquickend, und der Blitzſtrahl;
Erd', Geſtein, Flur, Unkraut, Blumen,
Quellen, Berge, Wurzeln, Wipfel,
Grün, Roth, Gelb, Blau, die verbund'nen
Farben, Blitze — Homilien
Sind's, ſie pred'gen Reu und Buße,

Muth in Gott, zu dem verirrten
Sünder, daß ihn nicht der Fluch trifft!

Erde ſchreit: zur Erde wirſt du!
Steine murmeln: von der Gruft ſich
Wälzt den ſchweren Stein der Sieger,
Der erſtand! — Erlöſter, muthig! —
Gerne wir zur Weide dienen,
Duften Wieſen: dien' auch du dann,
Ja wir preiſen noch die Sichel
Die uns mähet. — Sünder, dulde! —
Nur ſobald der Keim erſtirbet
Sprießt der Halm, ſo ruft das Fruchtfeld,
Tödteſt du die ſünd'gen Triebe,
Wird dir bald erblüh'n die Tugend! —
Dann das falſche Unkraut wimmert:
Uns, die Freuden dir gewuchert,
Willſt du meiden? — Und der Giftſchwamm
Heult: Ich mache wonnetrunken! —
Meide ſie, o Menſch, o Lichtſohn,
Singt die Roſe dann, mein Duft quillt
Dir, wenn auch mein Dorn dich ritzet,
Pflücke, König, mich, mein Bruder! —
Ihren Purpur färbt was ich bin,
Jubilirt der Segenstrunkne
Weinſtock, werd' ich conſecriret
Bin ich Sein Blut, ſchlürf' es, Durſt'ger! —
Und es fähret in des finſt'ren
Wilden Sünders nachtumwund'ne
Seele jetzt der erſte Lichtſtrahl,
Seines Unmuth's ſtarre Kruſte
Schmilzt, — die erſte Thräne fließet! —
Aber kaum iſt ſie entſprudelt,
Schüchtern — o ſchon ſich ergießen
Ew'gen Regens Gnadenfluthen,

Alle Quellen raſcher fließen! —
Mitzuweinen, daß der Buße
Thränenſtrom nur nicht verſiege!
Und aus goldgeſäumter, dunkler
Wolk', der Regenbogen liſpelt:
Haſſeſt du? — Wie könnt' ich's, rufet
Der Erfriſchte, könnt' ich lieben! —
Und vergibſt du deinen Schuldnern?
Alſo fragen die Geſtirne. —
Ja! — ſo weint der Sünder bußvoll,
O könnt' ich Vergebung finden! —
Gloria dem Verſöhnungsblute,
Friede gutem Menſchenwillen,
Der Vergebung hat gefunden!
Klingt es aus den Sterngefilden.
Der Begnadigte blickt um ſich,
Abgewälzt ſind die Gebirge
Ihm vom Herzen, jene ſtummen,
Ferne ſchreien ſie: klimme, klimme!
Und ſo wie vom Kirchenthurme!
Glocken, rauſcht's ans Eichenwipfeln
Bete, rauſcht es, ſprieße, wurzle!
Und der Eichbaum, der zerſplittert,
Aechzt: entflieh' dem Uebermuthe!
Stolz, ſo ruft der Blitz, muß ſinken,
Iſt ja Lucifer geſunken! —
Und die Au', vom Blitz erfriſchet,
Mahnt den Büßer: dulde muthig!
Alles predigt die Geſchichte:
Von des Uebermuthes Sturze,
Von der Demuth mächt'gem Schilde! —

Alles das haſt du erkundet,
Um es uns in's Herz zu blitzen;
Das hat, mit Natur im Bunde,

Clemens, dich gelehrt im Stillen,
Welcher ſprach im Flammenbuſche! —

Als nun bald darauf vertrieben
Mönche, Nonne, And're wurden
Die das Liebenswürd'ge liebten,
Traf das auch (was wohl kein Wunder)
Dich den frommen Eremiten;
Doch, ob viele wurden untreu
Dem, der ob dem kind'ſchen Spiele
Lächelt, wenn der Sohn der Stunde
Wähnt ein ewig Werk zu hindern,
Und im Zwergeleingeluſte
Kampf der Allmacht will entbieten, —
Obgleich untreu Viele wurden,
Doch nicht du, du JEſusdiener!
Untreu nicht, doch ſchmerzumſchlungen
Zogſt du damals hin und wieder,
Gott im Herzen, dennoch unſtät,
Oft aus Deutſchland nach Italien,
Und zurück oft ſehnſuchtstrunken,
Voll der einz'gen, nicht geringen
Sorge, daß den Weg dir kunde
Gott, am beſten Ihm zu dienen.

Viel' der Wege gibt's hier unten,
Doch nur Einer führt zum Ziele;
Alle Wege zieh'n gewunden
Zu dem Einen hin, — durch Klippen;
Doch an jeder Klippe Schlunde
Ziſchet Höll, ſelbſt noch am Gipfel! —
Leicht erklimmt den, wer noch jung iſt,
Greiſe Büßer müſſen ſchwitzen,
Glücklich, wer in früher Jugend,
Wehe dem, der nie ihn findet! —

Ein Weg iſt's, ein ſchmaler, krummer
Weg, den alle müſſen ziehen,
Männer, Frauen, Weiſe, Dumme;
Doch hat von uns Menſchenkindern
Jedes ſeinen eig'nen Fußſteig,
Der nur ihn, und nur ihn hinführt.
Und den ſuchen wir mit Unruh!
Zögen wir nicht ſtets im Zickzack;
Hätt' ihn jeder bald gefunden!
Ach wir Kindiſchen und Schlimmen! —
Dieſen Fußſteig dir zu ſuchen,
Zogſt du, Clemens, junger Pilgram,
Schnurgerade, ein Geſunder,
Rüſt'ger, Reiner und Gedieg'ner,
Zogſt allein, jedoch im Schutze
Heil'ger Engel, wie Tobias,
Stets zum Fels, an deſſen Fuße
Donner fruchtlos droh'n immitten
Aller Trübſal zog's dich, munt'rer
Held, dich Jacob, Gottes Ringer!
Nicht umſonſt mit Gott du rungeſt,
Leiden muß Gewalt der Himmel,
D'rum haſt du's von Gott erzwungen,
Hinzuneigen dich zum Frieden!

Gott trieb, durch das, was hier unten
Schickſal heißt, und uns macht wimmern,
Unterdeß von oben fluthet,
Auf uns Blinde Segenslichtſtrom,
Gott trieb dich nach Wien, in muth'ger
Ahndung endlich hier zu finden
Ihn, den dornenvollen Fußpfad,
Zu dem Weg, der nimmer irret.
Gott gab dir in Wien den Bruder;
Denn, der Vater wird der Liebe

Clemens, dich gelehrt im Stillen,
Welcher ſprach im Flammenbuſche! —

Als nun bald darauf vertrieben
Mönche, Nonne, And're wurden
Die das Liebenswürd'ge liebten,
Traf das auch (was wohl kein Wunder)
Dich den frommen Eremiten;
Doch, ob viele wurden untreu
Dem, der ob dem kind'ſchen Spiele
Lächelt, wenn der Sohn der Stunde
Wähnt ein ewig Werk zu hindern,
Und im Zwergeleingeluſte
Kampf der Allmacht will entbieten, —
Obgleich untreu Viele wurden,
Doch nicht du, du JEſusdiener!
Untreu nicht, doch ſchmerzumſchlungen
Zogſt du damals hin und wieder,
Gott im Herzen, dennoch unſtät,
Oft aus Deutſchland nach Italien,
Und zurück oft ſehnſuchtstrunken,
Voll der einz'gen, nicht geringen
Sorge, daß den Weg dir kunde
Gott, am beſten Ihm zu dienen.

Viel' der Wege gibt's hier unten,
Doch nur Einer führt zum Ziele;
Alle Wege zieh'n gewunden
Zu dem Einen hin, — durch Klippen;
Doch an jeder Kſlippe Schlunde
Ziſchet Höll, ſelbſt noch am Gipfel! —
Leicht erklimmt den, wer noch jung iſt,
Greiſe Büßer müſſen ſchwitzen,
Glücklich, wer in früher Jugend,
Wehe dem, der nie ihn findet! —

Ein Weg iſt's, ein ſchmaler, krummer
Weg, den alle müſſen ziehen,
Männer, Frauen, Weiſe, Dumme;
Doch hat von uns Menſchenkindern
Jedes ſeinen eig'nen Fußſteig,
Der nur ihn, und nur ihn hinführt.
Und den ſuchen wir mit Unruh!
Zögen wir nicht ſtets im Zickzack;
Hätt' ihn jeder bald gefunden!
Ach wir Kindiſchen und Schlimmen! —
Dieſen Fußſteig dir zu ſuchen,
Zogſt du, Clemens, junger Pilgram,
Schnurgerade, ein Geſunder,
Rüſt'ger, Reiner und Gedieg'ner,
Zogſt allein, jedoch im Schutze
Heil'ger Engel, wie Tobias,
Stets zum Fels, an deſſen Fuße
Donner fruchtlos droh'n immitten
Aller Trübſal zog's dich, munt'rer
Held, dich Jacob, Gottes Ringer!
Nicht umſonſt mit Gott du rungeſt,
Leiden muß Gewalt der Himmel,
D'rum haſt du's von Gott erzwungen,
Hinzuneigen dich zum Frieden!

Gott trieb, durch das, was hier unten
Schickſal heißt, und uns macht wimmern,
Unterdeß von oben fluthet,
Auf uns Blinde Segenslichtſtrom,
Gott trieb dich nach Wien, in muth'ger
Ahndung endlich hier zu finden
Ihn, den dornenvollen Fußpfad,
Zu dem Weg, der nimmer irret.
Gott gab dir in Wien den Bruder;
Denn, der Vater wird der Liebe

Alles Gute kommt vom Himmel!
Darum wird die Dichtkunſt Unſinn,
Mit der Meßkunſt ſteht es mißlich,
Und Naturkunſt wühlt im Unrath,
Wenn die Kunſt es je vergiſſet,
Daß ſie göttlicher Natur iſt,
Und, das Maß ſie überſchwillend,
Demuth tauſcht mit Uebermuthe! —
Wieder dann in's Maß ſie zwinget,
Jene dreigeeinte trutz'ge
Schöpferluſt der Menſchenkinder,
Eins nur, die lebend'ge Kunde:
Daß im Thränenthal hinieden
Die Erlöſung, die wir ſuchen,
Schaffenslüſtern, keck und kindiſch
Daß ſie da ſchon, doch gefunden
Werde nur von Selbſtvernichtung;
Daß durch die der Menſch ſich umſchafft,
Sei ihm das auch Anfangs bitter;
Daß er umgeſchaffen ruhig
Findet, was erſchafft: — den Frieden:
Daß das All im Menſchen durch ihn,
Doch nicht ohn' ihn, ſchafft die Liebe,
Die als Gnad' aus JEſu Wunden
(Durch die wir des Vaters Kinder)
Allen zwar der Geiſt, doch fruchtbar
Ewig ſchenkt nur — den Zerknirſchten! —
Dieſe Kunde, nicht im Buchſtab'
Doch im Geiſt liegt — der Geſchichte,
Der Geſchichte, die bewußt ſich
Ihres Urſprungs, ihres Zieles;
Der bewußt iſt, was bedurfte
Aller Völker troſtlos Ringen,
Ringend, ob bewußt, bewußtlos,
Schuldig, ſchuldlos, wahrhaft, irrend,

Immer nur nach JEſu Blute!
Sie, der Wiſſenſchaften tiefſte,
Die, wenn alle ſtolpern, muthig
Klimmet, feſten, ſichern Schrittes,
Die, wenn alle wanken, wurzelt
In der Herzen tiefſtem Innern,
Die, wenn All' erliegen, und nun,
Auch die Herzen ausgewimmert
Bald ſchon haben, noch im Sturme
Sie erſteigt dann, das Panier noch
Auf ſie pflanzend des Triumphes;
Die Geſchichte, hieroglyphiſch
Eingeätzt dem Weſenrunde,
Die Geſchichte der Geſchichten,
Die in allen Weltnaturen
Waſſer, Blut und Geiſt uns ſpiegelt,
(Welche drei auf Erden unten
Zeigen, wie die drei im Himmel;) —
Sie triebſt, Clemens, mit dem muntern
Bruder du — Theologiam! —

Der Geſetz- und Maßeskund'ge
Sanct Ambroſius war Lichtſtern,
Daß, ob Viel verführt auch wurden,
Bald durch des Unglaubens Irrwiſch,
Bald durch Aberglaubens Unzucht,
(Faules Holz, im Dunkeln blitzt es!)
Clemens, Hübel, ihr Verbund'ne,
Bliebt in ſchöner Glaubensmitte! —

Doch lang' läßt der Herr nicht ruhen
Seines Glaubens Paladine.
„Auf!" riefſt du, „der Geiſt er ruft mich!"
Und dir folgte Bruder Hübel.
So zogt ihr nach Rom, der guten

Stadt, die (ſeit zerſtört der Richter
Hat Jeruſalem, die bundlos,)
Aller Städte wohl hinieden
Iſt und auch der Beſten Grundſtadt,
Weil der Thron dort wunderlieblich
Strahlt, vom alt und neuen Bunde!
Vieles Schöne dort noch ſchimmert,
Altes, Neues, aber fruchtlos
Lockt es euch, Verbund'ne, lichter
Strahlt aus JEſu heil'gen Wunden
Eu'rer Herzen ew'ger Himmel,
Als was aufgeht und geht unter,
Als der Zeiten ird'ſche Flittern.
Zeiten welken, Ew'ges wurzelt;
Doch auch ſchon die Zeit regieret
Liebe, die der Weſen Mutter! —

Zu der Zeit als du nur Pilgram,
Noch nicht Glied des Prieſterthumes,
Kamſt nach Rom, war neu fundiret
Dorten des Erlöſerbundes
Orden, den du ſollteſt zieren! —
„Komm," riefſt du, „laß auf uns ſuchen
„Dieſes Bundes Haus! — Dein ſtiller
Bruder kam. Des Hauſes Stufen,
JEſus überſchritt ſie mit euch!
Drinnen ſtandet ihr, und Kunde
Gab man euch der neuen Stiftung,
Die im Namen war verbunden
Des Erlöſers JEſu Chriſti.
Wie der Heiland war der Bruder
Aller Armen, und den Kindlein
Alles: Kindlein, Vater, Mutter,
Wie er Armuth, Kindheit liebte,
Denn den Armen hat Er huldvoll

Kund gethan ſein Evangelium,
Das des ew'gen Reichthums Urbronn,
Und geſprochen hat er milde:
„Laßt die Kleinen kommen zu mir,
„Denn das Himmelreich iſt ihre!"
So auch, die von Ihm berufen
Ach, von unſerm guten Hirten
Waren, des Erlöſerthumes
Glori menſchlich nachzubilden,
Und die auf euch nahmen truglos,
Clemens, Hübel, fromme Pilger! —

Durch der Demuth Sonnenfluren
Rieſeln vier des Paradieſes
Ströme, welche man hier unten,
Wo ſie dürftig nur entquillen,
Heißt Gelübde, denn gebunden
Iſt hinieden noch die Liebe!
Armuth heißt der aus fünf Wunden
Rinnt und bricht den Damm des Schickſals;
Keuſchheit das Cryſtallgefluthe,
Drinn des Lammes Braut ſich ſpiegelt;
Der Gehorſam wogt im Dunkel
Durch des Zweifels Felſen ſicher;
Alle drei führt zum Triumphe
Des Beharrens heil'ger Lichtſtrom!
Alle, durch der heitern Jugend,
Durch des düſtern Elends-Triften,
Leiteten, nicht ſonder Wunder,
Des Erlöſers Miſſionarien! —
„Bleibet," alſo ſprachen huldvoll
Sie zu euch, ihr beiden Pilgrams,
„Bleibet bei uns, ihr ſeid jung noch,
„Und mit uns allhier da will es
„Abend werden. Brot des Kummers
„Würzet uns der Thau des Himmels:

„Helft den Kranken, ihr Geſunde,
„Denn reich iſt die Ernte, Schnitter!“
Clemens, da ſchlug deine Stunde,
Drum ſprachſt du, ſchnell wie kein Blitz nicht:
„Wohl! Ich bleibe, wirke, dulde!“
Da beſann ſich Bruder Hübel,
Sich in ihr beſonnend ruhig,
Seine Thränen wollten fließen,
Bald beſonnteſt du ſie, Guter,
Drum, nach wenigem Beſinnen,
Sprach auch er: „ich werde Dulder!“
So der Sonne Lichtpaniere
Folgt der Mond, die Flur befruchtet
Sie, die dieſer mild erquicket! —

Bis hierher haſt du geklungen,
Schwach zwar, meine kühne Zither,
Doch unedel nicht den jungen
Knappen; ſinge jetzt den Ritter!
Wie, der reinen Magd zum Ruhme,
Er die Hallen, alle ſieben
Durchſchritt, und zum Kampf, dem blut'gen
Rief den Urfeind, ſein Beſieger! —

Uns Geweihten iſt es kundig,
Daß man zieht, zur ew'gen Minne
Donnerſchwangerm Heiligthume,
Durch die dornenvollen ſieben
Hallen; in der letzten duftet,
Bei des ew'gen Todes Schierling,
Auch des ew'gen Lebens Blume.
Beide duften wunderlieblich,
Und ſo gleichen die zwei bunten
Blumen ſich, die in der tiefſten
Jener heil'gen Sieben funkeln,
Daß, (o weh' dem, der hier irret,

Beſſer ihm, daß nimmer wurde
Er geboren, der Iſchariot!)
Alſo gleichen (ſag' ich dunkel
Weil ich hell zu ſagen zittre),
Alſo gleichen ſich dort unten
Der zwei duft'gen Blumen Zwieſpalt,
Daß auch ſelbſt das ſchärfſte Gluth-Aug'
Nie die zwei hat unterſchieden.
Noch kein Heiliger hat Kunde
Uns gegeben, die befried'gend;
Wie die zwei, die in der untern
Siebenten der Hallen, lieblich,
Ganz einander gleich ſich, duften,
Wie das Heilkraut und das Giftkraut,
(Heil und Gift, auf ewig furchtbar,
Je nachdem man eins genießet,
Jenes, dieß, uns Prieſtern, uns nur
Spendend) wie, die ſo verſchieden,
Zu erkennen ſind im Dunkel!
Beide locken wunderlieblich! —
Betet, wacht! Ich muß verſtummen,
Doch verſteht mich — wer ein Prieſter! —
Aber ſollten darum furchtſam
Wir Geweihten, (ob wir zittern
Gleich) zurückeſchaun vom Pfluge,
Dem einmal mit Gott ergriff'nen;
Oder, ſo wie Sclaven, muthlos
Fliehen gar, wir Königlichen?! —
Freilich iſt die Schlacht, die blut'ge,
Gegen unſer Wagſtück Spiel nur;
Freilich, wär' es Helden kundig,
Was wir wagen, ſie erblichen;
Freilich iſt des Herren Urtheil
Ach, ein Abgrund undurchdringlich,
Ueber welchen wir Berufnen

Zieh'n, auf ſchlaffem Haarſeil, ſchwindlich;
Freilich Viele ſind berufen,
Aber auserwählt, ach, wie viel?! —
Und wie viel in Höllengluthen
Glüh'n von uns Beruf'nen Vielen?! —
Freilich trotz auch Höllenbrunſten
Gottes Zeichen unvertilgbar,
Die Geweihten, ob verfluchet
Auch ſie werden, dennoch nimmer
Weicht von ihnen Gottes Urkund!
Wird ſie, Brüder, dort uns zieren
Auch noch, des Erlöſers blut'ge
Dornenkron', um die wir ſpielen,
Wenn wir ſpielten drum — mit Unglück?!!! —
Allergräßlichſtes! Verſchließe
Dich, denn noch geſchah der Wurf nicht!
Ach, noch athmen wir ja friedlich,
Wir noch Glücklichen, uns duften,
Strömen, blüh'n noch ſüße Lichter!
Muthig, theure Brüder, muthig!
Muth ziemt uns geſalbten Ringern.
Gottes Abgrund, ſei er grundlos,
Ihn durchdringt der Gnade Fittig!
Thun ein göttlich Allmachtswunder
Täglich nicht wir Conſecrirer?! —
Der zum Göttlichſten uns Ruf gab,
Läßt Er Treu und Demuth ſinken?
Muth, Geſalbte, bei dem Blute,
Das wir täglich opfern, bitt' ich's,
Ich, der muthlos euch ermuthigt!
Laßt uns jammern: Gott ſei mit uns! —

Nun könnt' ich mich, Pöbel, zu dir
Wenden noch und dir, du nied'rer,
Könnt' ich manches noch in's plumpe
Herz, wohl tief genug noch, blitzen;

Dir, der du uns treubefund'nen
Prieſtern, die wir, dir zu Liebe,
Uns bis an die Höllengluthen
Wagen, Spott für Dank noch bieteſt,
Ganz vergeſſend, daß das Blut nur
JEſu, welches dir auch fließet,
Pöbel, unſer Thun entſchuldigt,
Daß wir dir, dem niedern, dienen! —
Aber den gerechten Unmuth
Hemmt mir über dich das Mitleid,
Und es will mich ſchier bedunken,
Wenn mich ſchmerzet die Verbildung,
Die dich Raſenden umrungen
Annoch hält, nach Gottes Willen,
Dir zur wohlverdienten Zuchtruth
Daß ſich bald genug wird dieſe
Löſen, wie das wohl ſich kund gibt,
Allen, die nicht ſehend blind ſind;
Daß du dann, was du voll Wuth noch,
Voll ohnmächtiger, bewitzelſt,
Wirſt zermalmet an noch rufen,
Ob es hold dir bald Zerknirrſchtem
Nahe; was des Prieſterthumes,
Das du läſterſt, Laſt und Zier iſt,
(Laſt der Angſt und Zier der Ruhe!)
Was wir opfern und zu bilden
Wenn auch ſchwach, in uns verſuchen,
Ach, das Opfer reiner Liebe! —
Denn Gottlob, das, was du dumpfer,
Pöbel höhneſt, der verbildet,
Hat ſich wieder eingefunden,
Und nicht wieder mehr vergiftet,
Durch die Zeit, die lang war Unzeit,
Wird, was Prieſter macht zu Prieſtern,
Was du, Pöbel, nicht vermutheſt!

Mißgebildeter und Blinder,
Noch iſt wegen deiner Stumpfheit,
Dir das wohl nicht zu entziffern!
Und wir wollen ferner ruhig,
Deine Wuth und unſ're Pflichten
Dieſe thun und jene dulden,
Beides heiter, beides willig,
So wie jener ſel'ge gute
Vater Clemens, that und litte,
Den, wiewohl er dich geduldet,
Ich für dich nicht, Pöbel, ſinge.
Was die ſchlechten und die guten
Prieſter anbetrifft, wir bieten
Beide Preis ſie deinem Unfug!
Sind wir ſchlecht, nun ſo verdienen
Wir ja dein Beſudeln, Schmutz'ger,
Trifft's doch nicht, ſo ſchlau du zieleſt,
Was, auch wenn wir ſchlecht, durch uns thut;
Sind wir gut, ſo iſt es billig,
Daß dein Tadel, der uns ruhmwerth,
Weil von dir er kommt, Geringer,
Leucht' an unſerm Prieſterſchmucke.
Mit uns alſo kann dein Wille
Wenn du welchen haſt, ſich tummeln!
Nur das Volk, das große, bied're,
Laß dir, Pöbel, nicht gemuthen,
Daß du etwa wolleſt wieder
Hin es gaukeln, in den dunklen
Moraſt, wo du flackerſt, Irrwiſch!
Den das hohe, das geſunde
Volk, (Gelobt ſei JEſus Chriſtus!)
Denn auf's Neue ſich errungen
(Unſer'm Clemens Dank, dem Milden!)
Neu an Chriſtum ſich geſchlungen,
Noch dem langes mußte ringen,

Hat das Volk, das treue, muntre.
Starke, läßt nicht fahren Chriſtum! —
Und in Ihm ſei, wenn auch unwerth
Noch der Achtung, auch geliebet,
Du, den Pöbel ich nur ungern
Nannte, du, mein auch geliebter,
Wenn gleich noch verirrter Bruder!
Lieb' uns doch, wie wir dich lieben;
Ach, wär' dir die Liebe kund nur,
Alles ließeſt du und liebteſt!
Komm an's Herz mir, nicht um Unſert-
Deinetwegen, lerne lieben! —

II.

Und nun, hochgeſinnte Jugend,
Auch ein treues Wort zu dir noch,
Von dem theuren Prieſterthume,
Unſers Vaters Clemens Zierde! —
In zwei kriegeriſche Truppen,
Seh' ich, Jugend, dich geſchieden,
Jeder Trupp, voll edlen Unmuths,
Haßt das Niedrige, das Nicht'ge,
Jeder Krieger trägt im Bruſtſchild,
Seinen Wahlſpruch: Sterben, Siegen!
Dieſer Wahlſpruch iſt auch unſer,
Euch, noch nicht Geweihten! bieten
Wir Geweihten d'rum den Gruß an,
Handſchlag, und was ſonſt iſt Sitte
Sich zu bieten Lieb und Gutes,
Unter ehrenhaften Rittern,
Die, wenn auch verſchied'ner Zunge,
Zum gelobten Lande ziehen.
Wollen auch dabei euch kund thun,
Wie nach Courtoiſie geziemet,
Daß wir eurem, unſrem Spruche,

Dem: vom Sterben und vom Siege,
Treu ſind, ſollten wir auch blutig
Durch euch, oder mit euch ſinken,
Aendern wird das nimmer unſern
Wahlſpruch, als der HErr uns hilfet!
Euer Heer, das ich gemuſtert,
In zwei Truppen, ſprach ich, zieht es,
Ein Trupp iſt uns Prieſter unhold,
Und wird nächſtens uns bekriegen,
Und der and're Trupp iſt, zu ſehr
Faſt nach Prieſterthumſchaft gierig;
Beiden, das was ihnen nutzvoll,
Pred'gen darf ich, und ich will es —
Aber predigen ganz kurz nur,
In zwei Worten will ich dießmal,
Jeder von den rüſt'gen Truppen,
Der die gegen, der die mit uns.
D'rum, du Trupp, der auf uns unwirſch,
Weil wir, ſagſt du, viel erfinden,
Du erfindeſt, wir nur funden,
Dir: Gefund'nes ſuche, rieth' ich!
Und du Trupp, der will das Unſ're,
Wähnſt du, daß nur beten Prieſter?
Nein das Gold muß aus den Gruben!
Alſo: betend arbeit', bitt' ich.
Und nachdem ich das gekundet
Euch, ihr Trupps zur Rechten, Linken,
Will ich denen, die ſchon Lunte
Riechen, noch zwei Fabeln bieten.
Eine meldet, daß wenn hundert
Jahre hat ein Hahn ſtolziret,
Leget er im Keller unten
Sich ein Ei, worauf er ſitzet,
Und, iſt das gebrütet, purzelt,
Gleich heraus ein Baſiliske,

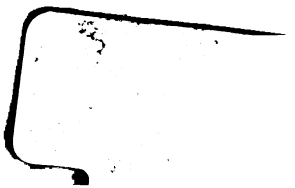
Welcher alles mit dem Gluthblick,
Auch den Herrn Papa vergiftet.
Nun iſt das wohl ſattſam kundig,
Daß ſo wie ein Hahn ſtolzirt hat,
Jenes achtzehnte Jahrhundert,
Welches ſcharrend auf dem Miſte
Prunkend ſcharrend nur nach Futter,
Oft Demanten und Rubinen
Zwar entdeckt hat durch den Zufall,
Doch ſie immer nur bekritzelt
Und bekräht hat und beſudelt,
Wie ein Hahn denn weiter nichts kann
Höchſtens kollern, wenn er Puter: —
Aber wer mir angeſtiegen
Käme damit, daß die Jugend
Jetz'ger Zeit, der Baſilisk ſei,
Des Kratzfußes rüſt'ge Brut nur,
Der — ich würd' an ihm zum Ritter! —
Item gibt vom Adler Kundſchaft
Uns der heil'ge Auguſtinus,
Daß der alte Aar ſein Junges
Packt im Neſte mit der ſpitzigen
Klaue, und alsdann es ſchnurgrad
In die Sonne hält am Mittag;
Wann das Adlerchen dann zucket,
Auch nur etwas mit den Wimpern,
Wirft's der Alte fort, — 's iſt unächt!! —
Aber wer ins Ohr mir wispern
Wollte, daß ein frommer, junger,
Künft'ger Höllenüberwinder
Immer nur die Augen furchtſam,
(Als ſei Furcht was Prieſterliches)
Schließen müßte; wer das Dunkle
Preiſen wollte mir als Lichtweg; —
Solch ein Wisprer kommt mir Unrecht! —

Doch man hüllen muß in Bilder,
Was noch reif nicht iſt zum Spruche,
Und die jetz'ge Zeit gewißlich
Iſt doch faſt noch gar zu unreif;
D'rum auch ich manch Bildlein pinſ'le,
Und in derbes Erz es drucke,
Oft verſteh'n recht gut mich Viele,
Thun doch als ob's nicht verſtunden! —
Ja die Zeit iſt eng, jetzt ſchicken
Muß ſich Jeder und ſich ducken;
Auch den Bildner ſammt den Bildchen,
Alle zieht herab der Strudel,
Schwimmt wer durch, iſt d'rum er ſicher! —

Heil euch, ihr habt überwunden,
Prieſter Clemens, Prieſter Hübel!
Betet für uns! Eingedrucket
Iſt auch uns das heil'ge Signum,
Ob hinauf wir, ob hinunter
Zieh'n, uns Prieſtern bleibt es immer,
Betet, ihr zwei Sel'gen, furchtlos!
Wir — wir beten auch und — zittern! —

Raſch jetzt fort mein Lied uns nutzet
Zaudern nichts! Die Zeit ſie dringet!
Raſch dir Helden Clemens muß ich,
Dir dem Raſchern, nach mich ſchwingen!
Aber deiner Thaten Fluthen
Wälzen ſich um mich im Wirbel,
Wie kann Armer ich ſie kund thun,
Wenn der Anblick ſchon mich ſchwindeln
Macht, des Gnadenüberfluſſes,
Der dich trug, gewalt'ger Schwimmer!
Wie ſoll dir mich nach ich tummeln,
Wie es enden, wie beginnen?! —

Doch man hüllen muß in Bilder,
Was noch reif nicht iſt zum Spruche,
Und die jetz'ge Zeit gewißlich
Iſt doch faſt noch gar zu unreif;
D'rum auch ich manch Bildlein pinſ'le,
Und in derbes Erz es drucke,
Oft verſteh'n recht gut mich Viele,
Thun doch als ob's nicht verſtunden! —
Ja die Zeit iſt eng, jetzt ſchicken
Muß ſich Jeder und ſich ducken;
Auch den Bildner ſammt den Bildchen,
Alle zieht herab der Strudel,
Schwimmt wer durch, iſt d'rum er ſicher! —

Heil euch, ihr habt überwunden,
Prieſter Clemens, Prieſter Hübel!
Betet für uns! Eingedrucket
Iſt auch uns das heil'ge Signum,
Ob hinauf wir, ob hinunter
Zieh'n, uns Prieſtern bleibt es immer,
Betet, ihr zwei Sel'gen, furchtlos!
Wir — wir beten auch und — zittern! —

Raſch jetzt fort mein Lied uns nutzet
Zaudern nichts! Die Zeit ſie dringet!
Raſch dir Helden Clemens muß ich,
Dir dem Raſchern, nach mich ſchwingen!
Aber deiner Thaten Fluthen
Wälzen ſich um mich im Wirbel,
Wie kann Armer ich ſie kund thun,
Wenn der Anblick ſchon mich ſchwindeln
Macht, des Gnadenüberfluſſes,
Der dich trug, gewalt'ger Schwimmer!
Wie ſoll dir mich nach ich tummeln,
Wie es enden, wie beginnen?! —